Diese Mikroverfilmung wurde von der

Stiftung der Sparkasse Eichsfeld

ermöglicht

4. Jahrgang – Nr. 49 Einzelnummer 15 Pf.

Sonntag, 6. Dezember 1936
Verlagspostanstalt Paderborn
Postbezugspreis 46 Pf.
(einschl. 14 Pf. Postgebühren)

Der 7. Tag

Sonntagszeitung für Stadt und Land

Das ist der Winter.

Bavaria-Verlag, Gauting. (Klischee: Eig. Anf.)

Kalte Nasen

Mit den kalten Nasen fängt es an. Die Nase ist gewissermaßen der vorgeschobene Posten der menschlichen Sinnesorgane, der dem Gehirn frühzeitig „drahtet", wenn draußen etwas besonderes los ist. Und wenn im späten Herbst die Füße noch nicht kalt werden und die Finger noch nicht frieren, geht schon ein kleines Fröstein um die äußerste Nasenspitze. Mit einem ganz feinen Rot läuft sie an und das heißt: Alarm! Der Winter ist im Anzug. Und es nützt dann garnichts, den Kragen hoch um die Ohren zu schlagen und Nase und Mund tief in den Aufschlägen zu verstecken; fortan wird die Nase der winterlichen Kälte ausgesetzt bleiben. Leider hat für sie noch kein Erfinder seinen Geist erfolgreich betätigt; für die Füße gibt es Schuhe, für die Finger „Handschein" (wie die Kinder so schön sagen), sogar für die Ohren haben wir Schutzvorrichtungen. Aber die Nase? Nein, für sie gibt es nichts, sie muß ausharren und sich vom eisigen Dezemberwind beißen lassen. Sie spürt den Winter am frühesten und bleibt seinen Unannehmlichkeiten am meisten ausgesetzt. Und selbst wenn wir zum Wintersport freudig und glückstrahlend hinausfahren, mit den Skiern über den Schultern oder dem Schlitten auf dem Rücken, wenn wir schon jauchzend den Abhang hinuntersausen und die ganze helle Seligkeit der weißen Welt in unser staubiges Herz trinken, selbst dann — kann die Nase noch nicht zu einem ungetrübten Genuß kommen, denn sie weiß ja nicht, wie das für sie ausgehen wird, ob sie nicht doch wieder zu allererst mit der unangenehmen Seite einer solchen Abfahrt Bekanntschaft machen muß. — Aber sie ist ja schließlich aus der Zeit der jugendlichen „Eis- und Schneekünste" auf den Schlinderbahnen und in Schneeballschlachten gewohnt, manch harten Stoß und Schlag mit Gleichmut zu ertragen ....

*

Diesmal haben wir nun recht früh schon kalte Nasen bekommen. Der Winter hat ungeachtet seines kalenderlichen Termins uns Grüße geschickt, die ganz unzweideutig zu verstehen sind. Frost hat es gegeben, daß die Häuser, Bäume und Sträucher morgens herrlich bezuckert standen wie in Schlaraffenland. Und eingenebelt hat der Winter uns wie in einem modernen Heeresmanöver, und hinterher regelrechten Schnee gestreut als kleine Kostprobe: Jahrgang 1936! Wir konnten in den Straßen unserer Stadt nicht über ihn urteilen, aber die in den Bergen reicher bedacht worden sind, prophezeien einen guten Sportwinter und raten, ja die Bretter vom Boden zu holen und die „Kluft" in Ordnung zu bringen. Man weiß ja, auch in diesem Falle ist Bereitsein alles. —

Wenn wir auch die kalten Nasen nicht gerade sonderlich lieben, so haben wir doch heute nicht die mindeste Angst vor dem „grimmen Gesell", als den die Alten uns den Winter gemalt haben. Wir haben es gelernt, uns auf ihn wie auf den Sommer zu freuen. Wir wehren uns gegen seine Grimmigkeit, nicht so sehr durch Oefen und polarmäßige Verpackung, sondern — durch Bewegung. Die hält das Blut warm, und von dem „erfrorenen" Menschen bleibt höchstens noch eine kalte Nase übrig, die selbstverständlich mit heroischem Gleichmut ertragen wird. Bewegung ist die moderne Waffe gegen den „grimmen" Winter. Die NS.-Gemeinschaft „Kraft durch Freude" und andere berufene Organisationen rüsten in jedem Jahre ein ganzes „Volksheer" aus, das froh und glücklich in den Winter zieht; auf Skiern, Schlitten und Schlittschuhen, auch mit dem Knotenstock in der Hand. Dieses Heer erobert sich den deutschen Winter, und damit nicht genug, es macht ihn sich zum Gesundbrunnen, zum Kräftequell. Viele Volksgenossen legen ihren Urlaub schon

Dezemberschnee

Von Detlev v. Liliencron

Die Sonne leiht dem Schnee das Prachtgeschmeide,
Doch ach, wie kurz ist Schein und Licht.
Ein Nebel tropft, und traurig zieht im Leide
Die Landschaft ihren Schleier dicht.

Ein Hälslein nur fühlt noch des Lebens Wärme,
Im Weidenstumpfe hockt es bang,
Doch kreischen hungrig schon die Rabenschwärme
Und hacken auf den sichren Fang.

Bis auf den schwarzen Schlammgrund sind gefroren
Die Wassereischer und der See.
Zuweilen geht ein Wimmern wie verloren,
Dann stiebt im toten Wald ein Reh. —

gerade zu dem Zweck in den Winter, sich einmal im winterlichen Sport rechte Erholung zu schaffen. Aus dem „grimmen Gesellen" ist in Wahrheit ein guter Freund geworden. Ja, so verändert sich die Zeit auch hierin. Wir können uns darüber recht freuen ....

*

Freilich, so einfach, wie sich das hier schreibt, ist das alles nicht. Kalte Nasen, schön! Aber was, wenn sie hinterher tauwarm werden und wie die Bäche triefen? Das sind allerdings Umstände, deren Regelung sich der Herrgott einstweilen vorbehalten hat. Und das ist ja schließlich auch ein übereinkommenes Vorrecht des Wetters, unzuverlässig zu sein; sonst wäre es ja auch kein Wetter mehr. — Aber auch vor dieser Tatsache haben die Menschen nicht einfach kapituliert. Wenn der Winter versagt (und das haben wir gerade in den letzten Jahren häufig genug erfahren) — nun gut, dann wird man eben trotzdem sein vorgenommenes Maß Wintersport treiben. Man wird Schlittschuh laufen, auch wenn es draußen so warm ist, daß man den Mantel zu Hause lassen kann. Man wird Ski laufen, obwohl es draußen seit Tagen unaufhörlich vom Himmel regnet.

Der geneigte Leser weiß schon eine Weile, worauf diese Betrachtung hinaus will. Die Worte „Trockenski" und „Kunsteislaufbahn" sind ihm nichts Neues mehr. Man kann heute überall Trockenskikurse mitmachen. In einer bequemen, warmen Halle lernt man gehen, springen und noch vieles andere, was einem dann trefflich zustatten kommt, wenn man erst im richtigen Pulverschnee ist. In Berlin wurde kürzlich bei erheblichem Regen auf einer Sprungschanze ein Skispringen auf Stroh als Schnee-Ersatz ausgetragen und es wurden dabei Sprungweiten von über zwanzig Metern erzielt. So was kann sich schon sehen lassen. Wer auf Stroh zwanzig Meter springt, wird später auf Schnee noch bedeutend weiter kommen.

Kunsteisbahnen gibt es schon länger als das „Trockenski". In manchen deutschen Großstädten gab es schon vor dem Kriege ansehnliche „Eispaläste", und jeder Sportler weiß, daß das „Eishacken" ohne Kunsteisbahnen eigentlich gar nicht bestehen könnte. Mit ihrer Hilfe ist es von jeder Jahreszeit unabhängig, nur mit Hilfe der Kunsteisbahnen können Eishockeykämpfe termingerecht ausgetragen werden und pünktlich auf die Minute beginnen. Auf diesen Kunsteisbahnen trifft man aber natürlich nicht nur Eishockeyspieler, sondern sie sind jedem guten Schlittschuhläufer eine willkommene Gelegenheit, sein Können nicht verrosten zu lassen, wenn es der Winter gerade nicht gut meint.

Nur das Rodeln ist nicht gut ohne echten Schnee zu betreiben. Eine künstliche Rodelbahn wäre zwar durchaus keine technische Unmöglichkeit, sie würde vermutlich kaum besondere technische Schwierigkeiten bieten. Es scheint aber, daß für sie kein besonderer Bedarf vorliegt. Wenn man daher eines Tages die Rodelschlitten auftauchen sieht, dann darf man gewiß sein, daß der echte Winter seinen Einzug gehalten hat, vielleicht auch deshalb, weil ihm Angst und Bange bei der Vorstellung wurde, daß man sich eines Tages völlig von ihm würde „emanzipieren" können.

*

Immerhin, dies bleibt eine eingeschränkte „Selbsthilfe". Sie ist doch nur für die, die eine „Kunsteislaufbahn" oder eine „Strohschneeschanze" erreichen können. Wir andern alle im weiten Land müssen vielfach lange warten, viele Schnupfentage ertragen und dann noch gerade mit einem Brummschädel (von wegen der Grippe) im Bett liegen, wenn der Flockentanz draußen losgeht. Was bleibt da zu tun? Geduld haben, recht vorsichtig sein, daß man sich nicht erkältet, und im übrigen die kalte Nase loben, die den Schnee schon hinter den Bergen riecht. —

Der Sir

Möglich, daß seine Herkunft von der hanseatischen Wasserkante ihm die Liebe zum Englischen eingegeben hatte, nicht nur zum Englischen schlechthin, zum englischen Wesen und Charakter, sondern auch seine Liebe zur englischen Sprache. Sie stand im umgekehrten Verhältnis zu seiner „Freude" an anderen Fremdsprachen, und schon auf der Tertia überraschte er uns, seine humanistischen Kollegen, mit englischen Wortfetzen, die er beiläufig, als ob er die Sprache souverän beherrsche, in die Unterhaltung warf.

Der englische Gentleman war sein Ideal. Nichts so sehr der Gentleman des Salons, als vielmehr jener koloniale Eroberer- und Herrschertyp, der aus einem Leben der Abenteuer und Gefahren die vollkommenste Ruhe und Beherrschtheit als ausgeprägtestes Kennzeichen und herrliche Auszeichnung in die Heimat zurückbrachte.

Unsere bunten Pennälermützen, in denen er nichts als höchst lästige, gefährliche und beschämende Erkennungsmarken sah, waren ihm verhaßt. War nicht die allgemeine Verpflichtung, sie zu tragen, durch die Bequemlichkeit eines besonderen Ereignisses unumgänglich gemacht, so sah man den „Sir", wie wir ihn nannten,

Das Kunstwerk des Monats

ist im Dezember ein Werk von Tilman Riemenschneider: „Engelkonzert". Der Chor der Engelknaben, der sich zu einer schönen Gruppe zusammenschließt, musiziert mit Ernst und Eifer. Es sind die „himmlischen Heerscharen", die dem Christkind in der Krippe huldigen. (Weltb., K.)

nur in einer original-englischen, meist karierten Sportmütze, die er mit salopp-anmutiger Geste zu schwingen wußte.

Als wir auf der Sekunda waren, erstand er sich die erste englische Shagpfeife. Seitdem war er außerhalb der Reichweite des schulbehördlichen Armes nicht mehr ohne Pfeife zu denken. Wie eingenietet saß sie ihm im rechten Mundwinkel, den sie nur bei besonderen Anlässen verließ. Wurde ihm ein Fremder vorgestellt, so zog er die rechte Hand aus der Tiefe seiner Hosentasche, brachte mit Zeitlupengeschwindigkeit die Pfeife einen Zentimeter vom Lippenrand, murmelte mit kaum wahrnehmbarer Verbeugung „verdammt angenehm", stellte darauf die Pfeife wieder an ihren Stammplatz und versenkte die Rechte in die englisch weite Hosentasche.

„Kaltblütigkeit ist das halbe Leben", sagte der Sir. „Wenn du an einem Windhafen über einen Abgrund hängst, mußt du dir in aller Seelenruhe deine Pfeife stopfen und anzünden können."

Als wir zur Unterprima versetzt wurden, trug er stolz ein Monokel. Als sei er mit einem Monokel zur Welt gekommen, als habe er von Geburt an mit einem Monokel exerziert, mit so selbstverständlicher Sicherheit klemmte er sich die Scherbe ins Gesicht. Als ich sie mir einmal ausieh, um sie auszuprobieren, mußte ich mir die Belehrung gefallen lassen, daß ein Einglas, wo es nur zu dekorativer Wirkung bestimmt sei, „natürlich" vor das linke Auge gehöre und nicht vor das rechte.

Auf einem unserer monatlichen Klassenausflüge forderten wir mitten im Winter die Kaltblütigkeit des Sir mit geeignet kochenden, überlegenen und skeptischen Worten heraus. „Wollen wir wetten?", sagte der Sir. Als wir wollten, nahm er die Herausforderung an. Denn der Sir hätte kein Sir sein müssen, wenn er nicht jede Gelegenheit zu wetten beim Schopfe genommen hätte. Die Frage „Wollen wir wetten?" gehörte zum dauernd wiederkehrenden Ausdruck seiner englischen „Originalität" und Denkungsart.

„Erdarbeiter", eine Plastik von Edi Hermanutz. (Scherl Bilderd., K.)

Es war auf dem Heimweg in der Eisenbahn im letzten Abteil eines Personenzuges; der Klassenleiter mit seinen Getreuen hockte anderswo. Draußen war schwarze Finsternis, der Sturm heulte und warf dicke Regentropfen an die Fensterscheiben. Nachdem wir dem Sir über drei große Glas Bier und ein Paketchen Goldstag Brief und Siegel gegeben, verteilten sich, als wir hielten, einige Beobachter auf die Bänke des Zuges.

Der Sir knöpfte seinen Mantel zu, zog die karierte Mütze tief über die Ohren, klemmte sich, entsprechend unseren Bedingungen, die Scherbe ins Gesicht und die brennende Pfeife zwischen die Zähne, draußen stieg er, als wir die Höchstgeschwindigkeit erreicht glaubten, aus dem Waggonfenstern nach draußen. Für ein paar Augenblicke schlugen uns, den Zurückgebliebenen, Regen und Kälte ins Gesicht, wir sahen aus des Sirs Pfeife die Funken davontiefen und hatten Mühe, die Tür wieder zu schließen.

Die Scherbe im Gesicht, die Pfeife im Mund, ging der Sir gegen Kälte, Sturm und Regen vorwärts über die Trittbretter des Zuges, von Abteil zu Abteil, von Wagen zu Wagen. Als Lippenrand, murmelte mit kaum wahrnehmbarer Verbeugung „verdammt angenehm", stellte darauf die Pfeife wieder an ihren Stammplatz und versenkte die Rechte in die englisch weite Hosentasche.

Die Scherbe im Gesicht, die Pfeife im Mund, ging der Sir gegen Kälte, Sturm und Regen vorwärts über die Trittbretter des Zuges, von Abteil zu Abteil, von Wagen zu Wagen. Als er im ersten Wagen zu unserem Beobachter einstieg, war er sehr naß und er konnte auch nicht verbergen, daß er fror. „Damned", sagte er und nahm das regenbeschlagene Monokel vom Auge, „so ein Wetter! Läßt einem gar die Pfeife aus!" Und dann fing er an, sie in Geduldruhe von neuem zu stopfen.

Als man an den nächsten Ostern den Sir zu unser aller Ueberraschung und nicht gerade zum Ruhme der Justitia zur Wiederholung der Klasse verurteilte (nicht einmal das „Sehr gut" im neuen „aktivistischen" Englisch hatte ihn retten können), zuckte er mit keiner Wimper. Bei niemanden war der Ausdruck der Ueberraschung kleiner als bei ihm, dem Betroffenen. Er griff nur in die Westentasche, klemmte, wie um besser lesen zu können, die Scherbe ins Gesicht, beugte sich über das Zeugnis und murmelte: „Großartig! Verdammt angenehm!" Der Klassenleiter sah es, hörte und schwieg.

Kam mit der Sir dadurch schon ein wenig aus den Gesichtsfeld, so vollends ein Jahr später, als ich Stadt und Anstalt verließ. Ich habe ihn nie wiedergesehen. Statt seiner erreichte mich eines Tages in der Fremde die Nachricht, daß der Sir im Rhein ertrunken war. Um eine Wette hatte er versucht, den Strom zu durchqueren. Ein Herzschlag, so hörte ich, habe dabei seinem Leben ein Ende gesetzt.

Werner Oellers.

Dies nebenbei

In Offenbach am Main wird zur Zeit die Alte Lagerhalle unter Leitung von Professor Hugo Eberhardt für die Zwecke des Deutschen Ledermuseums umgebaut, das im Herbst nächsten Jahres anläßlich seines zwanzigjährigen Bestehens das neue Heim beziehen wird. In dem Museum wird die Geschichte des Lederhandwerks veranschaulicht. Neben Ledertechniken, Lederschnitt und Handvergoldung wird hier die Herstellung der Lederwaren in ihrer geschichtlichen Entwicklung von der handwerklichen bis zur reihenmäßigen Fabrikation dargestellt; für die Lederwarenhersteller wird hier eine ständige Modellschau, ähnlich der Pforzheimer Schmuckwaren-Musterschau eingerichtet werden. Von besonderem Interesse werden in dem Museum die Sonderabteilungen sein wie die große Schuhsammlung aus allen Ländern der Erde und die einzigartige Schattenspiel-Sammlung, die mit ihren 4 400 Figuren die größte Schattenspiel-Sammlung der Welt ist und auch die bekannte Sammlung im Naturalhistorischen Museum in Newyork übertrifft.

*

Unter den vielen Leckereien, die alt und jung auf dem Weihnachtstisch erfreuen, darf auch der köstliche Marzipan nicht fehlen, von dem die Lübecker sagen, daß er in ihrer Stadt erfunden sei. Von der Entstehung dieses wohlschmeckenden Zuckerbackwerkes berichtet eine kleine Legende. Als während einer der vielen Belagerungen Lübecks einmal das Brot ausging, fanden die Bäcker auf einem Speicher nur noch Mandeln und Zucker. Sie bucken daraus das süße Brot, und weil es gerade am Markustage war, nannten sie es „Marci-pan", das heißt: Markusbrot. So wurde in einer Stunde der Not ein Gebäck erfunden, das heute in vielfältiger Form auf dem Weihnachtstisch zu finden ist.

*

Eine recht ansehnliche Beteiligung sah man kürzlich in England bei der Beerdigung eines 75jährigen Junggesellen, der in seinem vierzig Jahre lang ausgeübten Beute als Packer sich ein ansehnliches Vermögen von über 1100 Pfund Sterling erspart hatte. Da der Alte außer dem Besuch eines Kegelklubs fast gar keinen Verkehr unterhielt, konnte man sich nicht recht erklären, daß der Trauerzug so viele Leidtragende aufwies. Indessen sollte die Eröffnung des Testamentes die Aufklärung bringen. Da fand sich denn eine Stelle, wo es hieß, der Erblasser habe jeden, der an seinem Begräbnis teilnehme, mit einem Pfund Sterling bedacht. Dies also war des Rätsels Lösung. Die Verwandten sollen allerdings nicht sehr erbaut von dieser sonderbaren Verringerung der Erbschaft gewesen sein.

*

In diesem Jahre waren 150 Jahre verflossen, seit der Montblanc zum erstenmal bestiegen worden ist. Der Mann namens Balmat, der sich damit in der Geschichte des Sports unsterblichen Ruhm errungen hat, stammte aus der Gegend von Chamonix und hat den Gipfel als erster in Gemeinschaft mit dem Arzt Dr. Paccard betreten, den er zum Lohn für die Heilung seiner Frau den bereits erkundeten Weg führte. Es war der auch heute noch gebrauchte zum Grand Plateau. Von hier aus querten die beiden Bergsteiger unmittelbar zum Gipfel hinüber; daß sie heil und gesund blieben, mag heute uns, die wir wissen, wie diese Strecke dem Steinschlag ausgesetzt ist, als ein Wunder erscheinen. Balmat ging voran, fand wie ein Spürhund den Pfad. Am Abend des 8. August standen sie nebeneinander auf dem Gipfel. Der Montblanc war gefallen! Der Name Balmat wurde mit einem Schlage berühmt. Zwei Tage später trafen die beiden Balmat und Paccard, wieder in Chamonix ein. Sie wurden mit fast königlichen Ehren empfangen. Aber im Hause Balmats herrschte die Stille des Todes; denn sein Kind war gestorben. Fast im gleichen Augenblick, da Jean Jacques den Gipfel des Weißen Berges betrat, ging es in die Ewigkeit hinüber. Ein unglücklicher Zufall, sagte der aufgeklärte Paccard. Aber die Leute im Dorf wußten es besser: der Weiße Berg ließ sich nicht ungestraft besiegen; der erste, der den Gipfel betrat, mußte ein Opfer bezahlen, und Balmat hatte es bezahlt mit seinem Kind! Selbsam, wie er lebte, ist er auch gestorben. Als Siebzigjähriger, so lesen wir in einem reichbebilderten Aufsatz von Rudolf Anderl des Dezemberheftes von Velhagen & Klasings Monatsheften, ging er noch einmal auf den Berg, um nie mehr wiederzukommen. Er ist verschollen. Niemand kennt seine letzte Ruhestätte. Die Leute aber sagten: Der Berg hat ihn geboren, der Berg hat ihn wieder genommen!

*

Natürlich wissen wir aufgeklärten Menschen des 20. Jahrhunderts, daß der Vogel Greif, der Drache und das Einhorn phantasievolle Erfindungen früher Jahrhunderte sind; lächerlich, sich noch ernsthaft damit zu befassen. Aber nun hat einmal ein amerikanischer Professor durch einen Eingriff ein „richtiges" Einhorn gezüchtet, und er hat gleichzeitig nachgewiesen, daß diese Operation auch im Altertum möglich und bekannt gewesen ist. Ein Aufsatz im Novemberheft des „Kosmos" (Franckh'sche Verlagshandlung, Stuttgart, vierteljährlich 1.85 RM) erzählt von diesem seltsamen Tier mit vielen Bildern vom märchenhaften und „wirklichen" Einhorn. Andere Aufsätze berichten über die neuen Erkenntnise auf dem Gebiet der Elektronenphysik, „unsichtbare Welt im leeren Raum", über Vogelflug und Segelflug, Pfeilgifte und Wasserschöpfräder, alles mit lebendigen Bildern.

Axel Rasmussen:

Spaziergang im Winter

Immer leiser wird die Welt,
Die sonst so laut und lärmend war.
Wir gehn durch überschneites Feld,
Und eine weiße Flocke fällt
Sanft auf dein blondes Lockenhaar.
Du lächelst süß und wunderbar . . .

Im weiten Raum wir beide nur!
Ein blütenweißer Teppich spannt
Sich über's winterмüde Land,
Und jeder Schritt läßt eine Spur,
Als gingen wir durch weißen Sand,
Zur Sommerszeit, am Meeresstrand.

Der Wald am fernen Horizont
Ist weiter als die Ewigkeit.
Wie deine Wangen heiß erglühn!
Die Erde trägt ihr reinstes Kleid;
Wir wandern ohne Uhr und Zeit,
Wir wandern ohne Ziel dahin,
Von spätem Lichtstrahl übersonnt.

Die Festaufführung im Deutschen Opernhaus

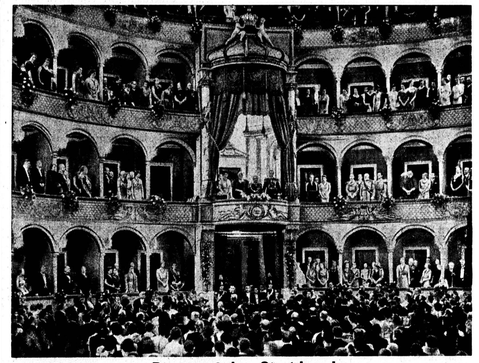
Anläßlich des dreijährigen Bestehens der Reichskulturkammer fand eine Festaufführung der romantischen Oper „Der fliegende Holländer" von Richard Wagner im Deutschen Opernhaus statt. In der Loge, von rechts nach links, Staatssekretär Funk, Reichsminister Dr. Goebbels, Frau Goebbels, Reichsorganisationsleiter Dr. Ley, der Präsident der Reichsmusikkammer, Prof. Dr. Raabe, der Präsident der Reichsfilmkammer, Prof. Dr. Lehnich. (Weltbild, K.)

Rudolf Heß spricht auf dem Reichsbauerntag

Mit einer Kundgebung in der Stadthalle, bei der Reichsminister Heß und Ministerpräsident Göring sowie der Reichsbauernführer das Wort ergriffen, fand der 4. Reichsbauerntag in Goslar seinen Abschluß. Im Vordergrund Adjutant Heimhardt, Reichsbauernführer Darré und Staatsrat Meinberg. (Atlantic, K.)

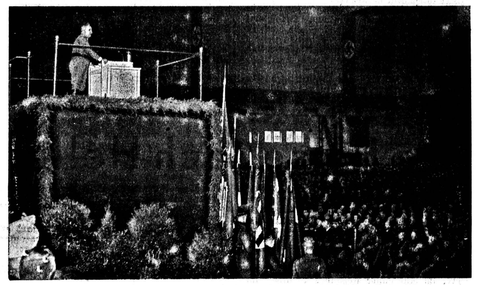
Für die Ermordeten der Bewegung

Für die im Kampf um die Berliner Innenstadt Ermordeten der Bewegung wurde durch den Gauleiter der Reichshauptstadt, Reichspropagandaminister Dr. Goebbels, feierlich ein Denkmal am Horst-Wessel-Platz enthüllt. Rechts hinter Dr. Goebbels Stabschef Lutze. (Scherl Bilderdienst, K.)



Die ungarischen Staatsbesuche

Galaoper in Rom. Dieses prachtvolle Bild bot sich in der Königlichen Oper in Rom zu Ehren des ungarischen Reichsverwesers, Admiral Horthy, der zu Besuch in Italien weilte. In der Königsloge Victor Emanuel und die Königin mit dem ungarischen Gast und seiner Gemahlin. (Weltbild, K.)

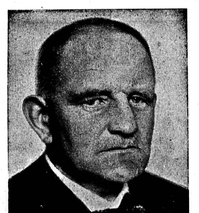


Großkundgebung der Reichsbetriebsgemeinschaft „Druck",

die im Rahmen der Reichsarbeitstagung in der Messehalle VII zu Leipzig stattfand. — Dr. Ley spricht. (Weltbild, K.)

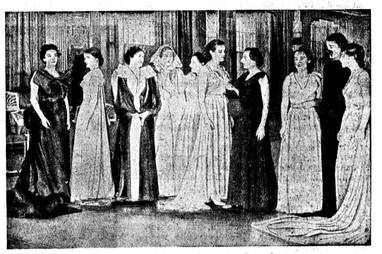
Siamesische Zwillinge getrennt

An den 28jährigen „siamesischen Zwillingen" Lucio und Simplicio Godino wurde in Newyork eine erfolgreiche operative Trennung durchgeführt, um einem der beiden zusammengewachsenen Zwillinge das Leben zu retten. Lucio, der an einer Lungenentzündung erkrankt war, starb, während sein Zwillingsbruder die Operation bisher gut überstanden hat und vermutlich am Leben bleiben wird. Unser Bild zeigt die siamesischen Zwillinge kurz vor der Operation mit ihren Frauen, rechts der schwerkranke Lucio Godino. (Associated Preß, K.)



General a. D. Faupel

der deutsche Geschäftsträger bei der Nationalregierung in Spanien (Graphische Werkstätten, K.)



Deutsche Modenschau in London

Im Claridges Hotel in London fand eine deutsche Modenschau statt, von der wir hier eine Gruppe Vorführdamen in deutschen Kleidern zeigen. (Pressephoto, K.)

Barcelona

So sah die Stadt einst aus, die neben Madrid heute mehr denn je im Mittelpunkt der spanischen Ereignisse steht. Unser Bild gewährt einen Blick auf den repräsentativen „Katalonischen Platz" mit seinen Hochbauten. (Graphische Werkstätten, K.)

Der rote Verteidigungs-Ausschuß bei seiner letzten Tagung

im Kriegsministerium zu Madrid. Anschließend daran brachte er sich heldenmütig nach Valencia in Sicherheit. (Pressephoto, K.)

Der Nikolaus / Von Erich Knud Kernmayr

Gedankenlos ging Geheimrat Mautfner durch die engen Winkelgassen. Die matten Gasflammen an den Mauerecken glommen grüngelb über die nassen Straßensteine.

Der Gelehrte schob seine dunkle Pelzkappe tiefer ins Gesicht. Die feuchtkalte Dezemberluft war heute besonders unfreundlich. Es wäre besser nach Hause zu gehen und den allabendlichen Bummel abzubrechen. „Johann wird schon Feuer haben im Kamin. Ein angenehmes Gefühl lag in dem alten Herrn bodenlos. Es stieg eine ruhige besonnene Heit in der man sich mit warmen Hosen begnügt, und die Erinnerung gefütterter Hausschuhe ein vergnügtes Lächeln hervorzaubern kann.

Vor einem engen Laden, in dessen schmalem Schaufenster die Freuden kleiner Leute recht verführerisch auf die Straße hinausblänzten, blieb er noch stehen. Ja richtig! Nikolaus ist heute. —

Der große schwarze Krampus mit der feuerroten Zunge und den papierenen Ketten, der weißhärtige Nikolaus mit den rosigen Wangen und dem riesigen Sack voller Nüsse. Marzipan und Hutzel . . .

Eine kleine Rührung schlich sich aus dem armseligen Gassenladen und stahl sich in das Herz des alten Mannes. An jedem Kettenringel hing da eine kleine Erinnerung. Und jede Wölbung des groben Gabenlackes enthielt ein kleines Stück vergangener Zeit.

„Weißt du, Hanns", sagte da vor ihm ein kleiner sechsjähriger Bub zu einem anderen Knirps, „zu uns kommt der Nikolaus nicht."

„Ich hoffe aber doch, — ich hab' ihm schon vorsorglich geschrieben, vielleicht überlegt er sich's?"

„Ne — zu arme Leute kommt er nicht. sagt der Vater. Und Vater weiß das schon!"

Der Geheimrat horchte auf.

„Ich hoffe aber doch. Weißt du Karl, große Leute wissen das nicht so genau. Oft kommt er ganz heimlich, der Nikolaus — und dann ist er da —!"

Er riß sich los von all den Herrlichkeiten und bvgte sich um.

„Komm' Karl, Mutter schimpft —".

Sein Blick fiel auf den weißhärtigen Geheimrat, der mit seinem Stadtpelz und der schwarzen Pelzkappe knapp hinter ihnen stand.

Fassungslos bohrten sich die Kinderaugen in den alten Mann.

„Der Nikolaus —"

Mautfner räusperte sich „Ihr müßt da mal warten, Jungens!"

Damit beträt er hastig das Geschäft.

„Rasch", drängte er die etwas schwerfällige alte Krämerin. „Za, noch mehr Schokolade, da von diesen Aepfeln noch zehn Pfund —".

„Wie soll ich das denn einpacken?"

Sein Blick blieb an der Nikolauspuppe haften.

„Haben Sie einen Sack?"

„Jawohl — aber —"

„Kummeln Sie sich flink!"

Die Alte packte kopfschüttelnd die Pakete mit den Aepfeln in den Sack. Er zahlte und trat aus dem Laden.

Scheu kamen die Buben heran. Ihre Augen glänzten, als sie den Sack sahen.

Da fiel dem Geheimrat ein, daß die kleinen Kerle unmöglich den schweren Sack tragen könnten. Einen Gedanken lang zögerte er. Dann warf er tapfer den Sack über.

„Wo wohnt ihr?"

„Da ums Eck! Ich zeig' es dir, Nikolaus!" Aufgeregt führten die beiden Buben den alten Mann über den Bürgersteig.

„Aber sagt nicht — es ist so gefährlich!"

Karl nahm seine freie Hand.

Der Geheimrat räusperte sich abermals. Was war das nur. Ein ganz eigenes Gefühl, ein Gefühl der Zusammengehörigkeit ging mit ihm und den beiden Buben.

„Da muß ich doch aufsehen", dachte er. „da muß man doch noch kümmern. Johann muß morgen gleich Nachfrage halten . . ."

„Hier sind wir", sagte Hanns erwartungsvoll. Der Geheimrat sah auf die Nummer 46. Das ist zum Merken!

„So den Sack könnt ihr haben. Kerls!" Ein wenig erleichtert stellte er ihn auf den Boden.

Den Buben setzte der Atem aus. „Den ganzen?" fragte zögernd Karl.

„Za, den ganzen, laßt es euch nur schmecken!" Rascher als gewöhnlich trat er ins Dunkle zurück.

„Den ganzen . . ." wiederholte Hanns langsam und dann kam ein ganz tiefes Seufzen seine Kinderbrust herauf.

„Nikolaus! O lieber, guter Nikolaus —!"

Die Reise nach Hellas

Dem Briefe meines Freundes entfiel ein Zeitungsausschnitt. Ein Lächeln wollte mich anwandeln ob der kleinen Eitelkeit des Absenders, die ihm eingab, hier und da eine gedruckte Würdigung seines Auftretens in dieser oder jener Rolle zu übermitteln. Aber das Lächeln unterblieb. Die Zeitungsnotiz erhielt nicht die anerkennende Besprechung einer schauspielerischen Leistung, sondern die Mitteilung, daß der Oberlehrer im Ruhestande Johannes Brinkhoff im Alter von 87 Jahren von der Bühne des Lebens abgetreten war.

Der Name weckte dunkle Kindheitserinnerungen in mir, ohne daß ich im Augenblick mit dem Klange dieses Namens eine Vorstellung von der Persönlichkeit seines Trägers zu verbinden gewußt hätte. Dann aber las ich den Brief.

„Der gute Perikles", hieß es darin, „ist nun auch die große Reise angetreten in das Land der Ruhe und Schönheit. Es ist die einzige Reise, über deren Erlebnisse er keinem von uns Bericht geben könnte. Und es ist schade, die eine einzige Reise, die er nicht unvorbereitet Umstände zeugen aufschieben konnte. Du wirst dich erinnern . . ."

O ja, ich erinnerte mich des kleinen, weißbärtigen Mannes, dessen Blick voll väterlicher Güte und dessen Herz voll Weisheit und Geduld war. Acht Jahre vor dem großen Kriege nannten wir ihn „Perikles". Er gehörte nicht zu den Lehrern, die ihr Fach für das wichtigste im gesamten Lehrplan halten. Aber die Ueberzeugung, daß es das schönste war, das Jedem ihm aus den Augen. Es gab Stunden, da seine Rede uns in einen Wirbel fremder, und doch vertrauter Empfindungen hineinriß, deren wir uns scheu voreinander schämten, und die sich hinter einem gequälten Scherzwort und noch gequälterem Lachen zu verbergen suchten. Es gab wenige unter uns, die sich mühten, den fruchtbaren Sinn unseres Bemühens, Griechisch zu lernen, zu erfassen. Es gelang nicht, es konnte nicht gelingen, weil uns die Gegenwart, die mit hundert Fragen und Rätseln unsere erwachenden Seelen bedrängte, ungleich wichtiger erschien, als die Kunde vergangener Jahrtausende. Es erschien unverständlich, daß ein Mensch so völlig in einer vergangenen Welt leben könne, ohne an den Forderungen seiner Zeit blind vorüberzugehen.

Aus dem gleichen Grunde blieb es uns unverständlich, daß es in Professor Brinkhoffs Leben nur noch einen großen Wunsch, eine große Sehnsucht gab: einmal eine Reise nach Griechenland zu machen, einmal an den sagenumwobenen Trümmerstätten der Akropolis und des Erechthion zu stehen. In jedem Jahre, wenn die großen Ferien vor der Tür standen, erzählte er uns: er habe nun endlich die für seine Reise erforderliche Summe gespart, und dieses Mal werde ihn nichts mehr daran hindern können, seinen Traum zu verwirklichen. Wir lächelten. Uninteressiert und ein wenig überlegen. Der eine von uns schwärmte für Indien, der andere für das dunkelste Afrika, ein dritter für den wilden Westen Karl Mays. Aber Griechenland . . .? Und wenn die Ferien wieder einmal vorüber waren, verstellten wir nicht, uns mit scheinheiliger Anteilnahme nach dem Verlaufe seiner Reise zu erkundigen. Nie ließen wir diese Gelegenheit, den guten Perikles in sichtliche Verlegenheit zu setzen, unbenutzt vorübergehen. Ueber die wirklichen Beweggründe, die ihn veranlaßten, die geplante Reise immer wieder aufzuschieben, herrschte lange Zeit völlige Unklarheit. Schließlich siegte die Meinung der Mehrheit: der gute Perikles war offenbar ein bißchen geizig!

Da überraschte er eines Tages zwischen den Herbst- und Weihnachtsferien mit der Mitteilung, er habe einen längeren Urlaub beantragt und erhalten. Der Arzt hatte einen zweimonatigen Aufenthalt im Süden für dringend erforderlich. Er habe sich entschlossen, diesen Urlaub in Griechenland zu verbringen. Und was die geldliche Seite der Angelegenheit betreffe, so sehe ihn die endliche Vollendung, einer wissenschaftlichen Arbeit in die angenehme Lage, ohne Rücksicht auf den Geldbeutel ganz nach seinen Wünschen zu leben.

Dieses Mal schien es also doch ernst zu werden. Das Reisefieber flackerte ihm aus den sonst so ruhigen Augen. Eine leichte Rührung ergriff uns angesichts dieser kindlichen Erwartungsfreude, die ihn völlig verwandelt zu haben schien. Wir wünschten ihm eine glückliche Reise. Das hatten wir zwar in jedem Jahre getan, aber jetzt geschah es zum ersten Male ohne jeden Zweifel an der Ernsthaftigkeit seines Entschlusses.

In den Tagen nach Professor Brinkhoffs Abschied ereignete sich manches, was die Erinnerung an ihn verblassen ließ und uns vollauf beschäftigte und ausfüllte. Wir verstießen gegen den jungen Stellvertreter Brinkhoffs, Dr. Helmerding, das Heft in die Hand zu bekommen, was nach sadistischen Versuchen kläglich mißlang. Ein Unterekundaner war ausgerissen und sollte nach Amerika gegangen sein. In einer benachbarten Industriestadt ereignete sich ein Straßenbahnunfall, bei dem mehrere hundert Menschenleben zum Opfer fielen. Wochen hindurch erschütterten die grauenvollen Berichte die Gemüter.

So kam es daß wir sehr überrascht waren, als „Perikles" an einem trüben Januarmorgen unerwartet das Klassenzimmer wieder betrat. Er hatte sich wenig verändert. Die südliche Sonne hatte seine Haut eher gebleicht, als gebräunt. Nur seine Bewegungen waren lebhafter geworden, und seine Stimme hatte einen tieferen Klang angenommen. Die ganze Stunde ergötzte er von seinen Reiseeindrücken. Zuerst stockend und ein wenig schwerfällig, dann schwungvoll, anschaulich, mit treffenden Vergleichen nicht mehr. Er verstand es, und den Zauber dieser fernden Landschaften miterleben zu lassen; so daß wir seinen Schilderungen lebendig und ergriffen lauschten. Nie war eine griechische Stunde so schnell zu Ende gewesen.

In der Pause schlos sich an diesem Tage unsere Klasse von dem lauten Leben und Treiben des Schulhofes aus. Wir standen in kleinen Gruppen beisammen, und keiner wußte etwas Rechts zu sagen. Bis Frenzel den Bann brach. „Was steht ihr denn alleramt da, als wolltet ihr das Land der Griechen mit der Seele suchen. Daß ihr's genau wißt: Perikles hat auch einen mächtigen Bären aufgebunden. Die ganzen Wochen hat er friedlich hinter dem warmen Ofen der Wiltze Schinken gegessen und Bier in alten Stärketen geschmökert. Von meinem Fenster aus habe ich ihn mit Hilfe eines alten Feldstechers genau beobachten können . . ."

Wir glaubten ihm nicht. Brinkhoffs Schilderungen hatten unverkennbar den Stempel des Erlebnisses getragen. „Hör mal", sagte einer von uns, „das ist gemein von dir, und wenn du das noch einmal behauptest . . ."

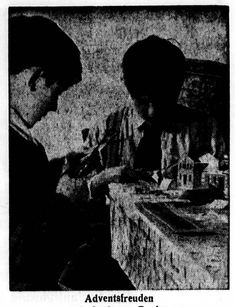
Hier mischte sich Klingenberg, der Klassenbeste, ein. „Es ist doch an sich ganz gleichgültig, ob Perikles die Reise wirklich gemacht hat, oder ob er sie im Geiste erlebte. Ich würde ebenso wenig wie ihr glauben, daß er das alles in solcher Eindringlichkeit erschauen könnte, wenn er nicht dort gewesen wäre. Aber ich weiß, daß Frenzel recht hat. Ich weiß auch, aus welchem Grunde Perikles sich entschlossen hat, sein Vorhaben aufzugeben. Ich fühle mich verpflichtet, den Grund zu nennen, wenn ihr mir versprecht, keinem Außenstehenden ein Wort davon zu verraten . . ."

Wir nickten schweigend, und Klingenberg fuhr fort: „Ihr wißt, daß mein Vater seinerzeit den Vorsitz führte in dem Komitee, dem die Sammlung und Abführung der Spenden für die Hinterbliebenen der verunglückten Bergleute hier in der Stadt oblag. Ich habe, unberechtigterweise, wie ich zugebe, Einblick in die Sammelliste genommen und erfahren, daß Perikles den höchsten Betrag gespendet hat, der in unserer Stadt eingegangen ist. Sein Name war allerdings in der Liste nicht genannt, aber es waren zweifellos seine krausen Schriftzüge . . ."

Etwa vier Wochen später unterbrach Professor Brinkhoff in einer Stunde den Unterricht und bemerkte: „Ich muß feststellen, daß sich die Leistungen und der Fleiß der Klasse im Griechischen in erfreulichem Maße gebessert haben. Ich gehe wohl nicht fehl in der Annahme, daß es mir gelungen ist, Sie durch die Schilderungen meiner Fahrt nach Griechenland davon zu überzeugen, daß nächst unserm Vaterlande kein schöneres Land auf Erden geschaffen ist . . ."

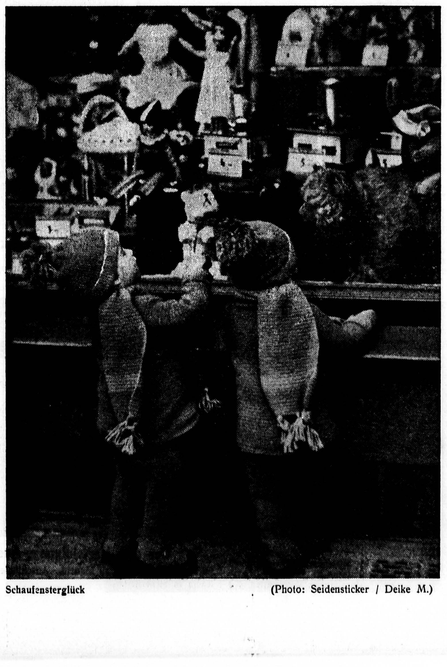
Die Klasse verharrte in ernstem Schweigen.

H. Klockenbusch.



Adventsfreuden
Die Stadt aus Papier

Kinder in der Weihnachtsstadt / Von Franz Predeek



Schaufensterglück (Photo: Seidensticker / Deike M.)

In dem lieben Dezembergrieselschleiern ich weiter über die Hauptstraße meiner kleinen Stadt. In die verdämmerten Straßen werfen die Fenster trübe Lichtscheinkegel. Menschen gehen geschäftig mit Paketen vorüber; andere bleiben stehen und erzählen sich die Neuigkeiten des Tages: der Spezereienwarenhändler hat neuen Kattun bekommen, bei Doberlein kosten die Wollmöse 5 Pfennige und Metzgermeister Klingebühl hat frische Sülze. Die jungen Burschen verstehen plaudernd ihren Feierabend an der Straßenecke; sie machen in Lohnpolitik oder Fußball. Händler laufen geschwind noch eben zum Buch- und Schreibwarenhändler. Irene und Hilde tun desgleichen.

Vor dem Schaufenster der Papierwarenhandlung zwei Kinder, ein Hosenmatz von drei Jahren und sein kleinerer Schwesterchen. Der Bub hält ein Roggenbrot am Arm, das Schwesterchen trägt eine rote Wollmütze. Im bleichen Scheine des sinkenden Abends leuchtet das Mitterweet des Papierladens hell auf: wie Gold und Silber. Alles leuchtet: die Lampions, die bunten Fähnchen, die Heiligenbilder die Hampelmänner und die Papierkrippe. Herrlicher könnte das Christkindchen nicht geboren sein als in diesem Papierladen. Und wenn es nur geboren wäre für die leuchtenden Augen die einem dreijährigen Hosenmatz gehören und seinem kleineren Schwesterchen. Andächtiger können auch die frommen Hirten auf der Weide zu Bethlehem nicht gewesen sein als ich, der ich hinnens bis hier stille Wild betrachte.

Nun gehe ich durch die Lichtbündel der anderen Läden. Beim Spezereienwarenhändler vorbei, beim Buch- und Papierwarenhändler und beim Metzgermeister. Dann noch schnell beim Blumenhändler und beim Modewarenhändler vorbei. Ihre Lichtbündel sind viel heller als die vom Papierladen mit der Krippe und leuchten doch viel weniger. Bald bin ich unter den Leuten, die mit ihren Einkäufen heimkehren: mit Wollmöpfen, frischer Sülze, einem Meter blauen Kattung und einer Tüchtei mit dunklen Christbaumlichten. Da entdecke ich unter ihnen auch meinen Hosenmatz von drei Jahren mit seinem Roggenbrot und seinem Schwesterchen mit der roten Strickmütze. Aber sie tragen mehr heim, die kleinen Leute, als die großen. Sie haben das Christkind geschaut, und unentwegt lächeln sie es in den trüben, nasskalten Dezemberabend hinein:

„Hoch oben schwebt in-hu-belend der Engele-lein Chor!"

(Mit Genehmigung des Verlages Junkermann dem soeben erschienenen „Tagebuch einer kleinen Stadt", von Franz Predeek, entnommen.)

Joseph Rienet:

Das verlorene Ich

Der Roman eines seltsamen Frauenschicksals

1. Fortsetzung

Nun, damals gab's keinen Krieg, und die Zeit der Abenteuer war vorbei. Albrecht wurde Spieler, und die wenigen Nachrichten, die seine Tochter in das Salzburger Pensionat erhielt, kamen aus Kurorten und Modebädern, von überall, wo es Spielhöllen gab. Erst der Ausbruch des Weltkrieges trieb ihn in seine Heimat zurück, und er starb 1915. — Die Tochter studierte damals schon Medizin in Wien, zum Leichenbegängnis kam sie her, und da sah ich sie zum letztenmal: ein schönes, ernstes Mädchen.

Der Bruder ihrer Mutter, eben dieser Direktor Neudörfer, wurde zum Vormund bestellt und gestattete ihr leider, trotz aller meiner Proteste, sich als freiwillige Pflegerin zu melden. Bedenken Sie, ein so sorgfältig und wohlbehütetes Mädchen, eine der reichsten Erbinnen des Landes, wollte als Pflegerin ins Feld gehen und sich all den körperlichen und — seien wir offen — auch moralischen Gefahren eines Lebens im Felde unter lauter Männern aussetzen! Ich kann nur annehmen, daß damals auch in ihr der wanderlustige Abenteuerertrieb erwacht ist, der das unselige Erbe ihrer Ahnen ist und das damals kein anderes Ventil fand, als den Weg zum Kriegsschauplatz. Nun — sie hat das Erbgut der Vorfahren mit ihrem Leben bezahlt. Und damit ist die Geschichte der Vollendung . . .

Etwa vier Wochen später unterbrach Professor Brinkhoff in einer Stunde den Unterricht und bemerkte: „Ich muß feststellen, daß sich die Leistungen und der Fleiß der Klasse im Griechischen in erfreulichem Maße gebessert haben. Ich gehe wohl nicht fehl in der Annahme, daß es mir gelungen ist, Sie durch die Schilderungen meiner Fahrt nach Griechenland davon zu überzeugen, daß nächst unserm Vaterlande kein schöneres Land auf Erden geschaffen ist . . ."

„Noch nicht, Hochwürden", sagte Philipp. „Erbieten Sie keine Nachricht von ihr?"

„Nein. Vom Schloßpersonal hörte man, daß sie nach ihrer Ausbildung auf dem Balkankriegsschauplatz tätig war. Im Dezember 1918 kam Neudörfer mit ihrem Totenschein und trat das Erbe an. Er war der einzige lebende Verwandte. Damit begann der Ausverkauf. Das Gut wurde Stück für Stück verkauft, als letztes das Schloß, das die Holzverkehrs-AG erwarb und 1930 in ein Sporthotel verwandelte. Es ist ewig schade um diesen schönen Besitz."

„Dieser Neudörfer hat das Geld wahrscheinlich zu Spekulationen verwendet," sagte Philipp, „es war ja Inflationszeit damals."

„Davon habe ich keine Ahnung", erwiderte der Pfarrer. „Er ist nie mehr hierher gekommen, die Verkäufe und das alles hat sein Anwalt durchgeführt."

„Fanden Sie diese Veräußerung eines alten und finanziell offenbar gut fundierten Familienbesitzes nicht einigermaßen merkwürdig?"

„Ich weiß nicht, wie Sie das meinen", sagte der Pfarrer vorsichtig. „Da Herr Neudörfer in Salzburg lebt und sein Landwirt ist, war es vielleicht naheliegend, daß er das Gut zu Geld machte. Uebrigens steht mir ein Urteil hierüber nicht zu."

„Dieser Totenschein will mir nicht aus dem Kopf. Könnte nicht doch ein Irrtum vorliegen?"

„Das halte ich für ausgeschlossen. Wenn überhaupt kein Dokument, sondern nur eine Zeugenaussage oder mündliche Nachrichten über ihren Tod vorliegen würden, so wären Ihre Bedenken gerechtfertigt. Aber das Dokument ist da, ist ordentlich amtsformt worden, seit sechs Jahren ist kein Lebenszeichen erfolgt, wie können Sie da noch zweifeln?" Sagte — wie Ihre Fragen beweisen — an eine böse Absicht glauben, die ich gar nicht näher andeuten will. Nein, Herr Doktor, Fräulein hat Sie Ihre Erinnerung getäuscht!"

„Sie werden wohl recht haben", sagte Philipp. „Und um seine Frau wiedersehen, die ich getroffen habe, muß ich also doch bei der Wiener Klinik heimnen."

„Sicherlich. Sie haben ja jetzt diese Lichtbilder, die immerhin eine gewisse Aehnlichkeit mit der von Ihnen Gesuchten zeigen mögen. Des wird Ihnen die Nachforschungen sehr erleichtern. Ich glaube auch, daß die Kranke inzwischen sinnig geheilt sein wird. Ich habe von einem Fall in St. Michael gehört, einem Soldaten, der verschüttet wurde und geistesgestört zurückkam. Aber nach einigen Monaten war er ohne nennenswerte ärztliche Behandlung wieder ganz normal. Die Zeit heilt eben alle Wunden."

„Es gibt schon Fälle," meinte Philipp. „Wo die Störung jahrelang bauert. Allerdings sechs Jahre ist etwas viel für eine einfache Schreckpsychose ohne erhebliche Verletzungen. Nun, ich werde ja sehen, was meine Nachforschungen ergeben. Und jetzt will ich nicht länger stören."

Er verabschiedete sich herzlich von dem Pfarrer und wanderte, mit allerlei zweifelnden Gedanken beschäftigt, zum Hotel zurück. Ihm erschien der Tod dieser Maria von Voltelini gar nicht so sicher wie dem Pfarrer, für den der Totenschein ein unanfechtbares, jeder Kritik standhaltendes Dokument war, während sich Philipp zufolge seiner militärischen Vergangenheit deutlicher vergegenwärtigen konnte, daß der Eintragung in die Kriegsmatrikel doch eine Meldung aus dem Felde vorausgegangen sein mußte. Diese Meldung konnte ganz gut auf ungenauen Zeugenaussagen oder ungefähren Mitteilungen beruhen, man hatte doch schließlich zu viele Beispiele von falschen Totenmeldungen erlebt, als daß man einer solchen Meldung blindlings Glauben schenken konnte, wenn sie, wie in diesem Falle, im auffallenden Widerspruch zu klaren Tatsachen stand.

Obwohl diese Gedanken schon während des Gesprächs mit dem Pfarrer gekommen waren, hatte Philipp sie nicht sicher ausgesprochen, weil er den Pfarrer nicht über das unglückliche Schicksal Marias beunruhigen wollte. Aber auf dem Heimwege ins Hotel erschien es ihm immer mehr geradezu als Pflicht, das Schicksal dieser Verschollenen aufzuklären, mit dem sein Lebensweg nun einmal durch den Zufall der Entdeckung des Bildes verbunden war. Obwohl er sich zugleich auch ein wenig als den fahrenden Ritter eines Phantoms belächelte, fehlte sich doch sein Entschluß, gleich nach seiner Ankunft in Wien die Nachforschungen aufzunehmen, und dieser Entschluß mag auch dazu beigetragen haben, daß er, als am nächsten Tage wieder trostloses Nieselwetter herrschte, seinen Aufenthalt im Hotel kurzerhand abbrach und nach Wien zurückkehrte.

*

Die vor etwa einem Jahr eröffnete Prozeß des Dr. Spielvogel war noch recht dürftig und reichte gerade aus, um den Doktor und seinen Diener zu ernähren. Sie landeten in Sievering, einem zwar landschaftlich sehr schönen, aber sonst seinen Wien, seinen gemütlichen Heurigen und das wundertätige Agnesbründl, in deffen Wasser man Lotteriennummern erblicken kann, bekannten Vorort; für einen jungen Arzt, der sich erst bekannt machen muß, wäre aber ein dichtbesiedelter Block von Mietskasernen ergiebiger gewesen, als die zwischen Hütten und Weinbergen eingezwängten kleinen Häuser dieses Bezirkes.

Es war Philipps eigene, von den Eltern ererbte Wohnung, in welcher er ordinierte, und diese geräumige, verhältnismäßig billige Wohnung hatte es ihm überhaupt möglich gemacht, seine Praxis zu eröffnen, da seine bescheidenen Mittel wohl zur Anschaffung des ärztlichen Inventars, nicht aber für Ankauf und Einrichtung einer großen Wohnung ausgereicht hatten.

Diese Wohnung, die den ganzen ersten Stock eines stattlichen Weinbauerhauses einnahm, war während der Abwesenheit des Doktors seinem Diener, einem siebzehnjährigen, rothaarigen Jungen, genannt „Trumpf", anvertraut worden.

Diesen Trumpf hatte Philipp vor einem Jahre gewissermaßen von der Straße aufgelesen, als er eines Morgens schluchzend und verprügelt am Stadtparkgitter hockte. Anstatt ihm ein paar Groschen zu schenken, führte Philipp den Jungen in das nächste Marktkaffee, stillte seinen ärgsten Hunger und ließ sich seine Geschichte erzählen.

Trumpf war Vollwaise, trieb sich tagsüber in den Straßen herum und lebte von kleinen Gelegenheitsarbeiten, schlief nachts auf einem Bündel Fetzen bei seiner Großmutter, einer bettelarmen Prügelnderin, war frech, pfiffig, ewig hungrig, eine richtige Pflasterwanze. An diesem Morgen hatte er in der Markthalle Obstabfälle sammeln wollen, war aber von einer benteneidlichen Bande von Markthallenrangen, die ihr Monopol auf die Abfälle verteidigte, wahrgenommen und verprügelt worden.

Ergriffen von dem Schicksal dieses armseligen Geschöpfes, das in wenigen Jahren zwangsläufig zum Gewohnheitsverbrecher werden mußte, hatte Philipp den Jungen in seine Wohnung genommen, ihm Reinlichkeit und Manieren beigebracht und die gröbsten Schlammablagerungen des Daseinskampfes mühsam von dieser jungen Seele abgeschabt. Und da der Junge flink, anstellig und intelligent war, ergab es sich fast von selbst, daß er an die Stelle des Dienstmädchens trat, als dieses einige Monate später heiratete.

Nun öffnete Trumpf in einer langen Hausdienerschürze mit Wonzenwürde die Türen, hatte das Nötigste zu kochen, das Telefon zu bedienen und die Instrumente zu reinigen gelernt und erteilte sogar bald darauf bei der Kräuterin oder beim Fleischer gegen ein Entgelt von zwei bis fünf Zigaretten Konsultationen à la Doktor Hanil an die Dienstmädeln und Waschfrauen der Nachbarschaft.

Am dritten Tage nach des Doktors Abfahrt läutete Herr Zeiser an der Tür, einer von Philipps Patienten. Ein verbuzeltes, glatzköpfiges Männchen in einem altmodischen, kurzen Derbyüberzieher. Als ihm Trumpf mitteilte, daß der Doktor verreist sei und von Dr. Rainer, Sievertinger Straße 177, vertreten werde, zog er ein Telegramm des Doktors aus der Tasche, das heute früh in Radstadt aufgegeben war und mit welchem ihm der Doktor bat, ihn nachmittags zu besuchen.

„Das ist etwas anderes," sagte Trumpf wichtig. „Wollen Sie so lange warten?"

Herr Zeiser wollte warten und ließ sich, ohne abzulegen, im Wartezimmer häuslich nieder, deffen Tisch er im Nu mit einer Flut von Zeitschriften bedeckt hatte. Alle Tafeln seines Ueberrocks waren mit derlei Zeitschriften gefüllt, denn Herr Zeiser trug seine Kartei und Registratur stets bei sich. Er betrieb eine unkonzessionierte, aber in gewissen Kreisen sehr bekannte Auskunftei, deren Gesellschaftskapital allein aus seinen scharfen Augen und seinen Ohren bestand, seine Auskünfte waren teuer, aber genau und unbedingt verläßlich.

Sein Büro war das Kaffee Rebhuhn, wo er die persönlichen und telefonischen Aufträge seiner Kundschaft entgegennahm, und sein Geschäft blühte in diesen Zeiten, wo eine gute Auskunft häufig mehr wert war als eine faule Ausgleichsforderung.

Um halb vier betrat Philipp die Wohnung, warf im Ordinationszimmer nur einen raschen Blick auf den Zettel, auf dem Trumpf die Patienten verzeichnet hatte, die an Herrn Dr. Rainer gewiesen worden waren, und ging dann ins Wartezimmer.

„Eine halbe Stunde sitze ich schon da," brummte der Alte, als er Philipp sah. „Wo meine Zeit so kostbar ist. Sie hätten mir auch eine genauere Zeit telegraphieren können."

„Na, nichts für ungut, Herr Zeiser. Rauchen Sie: Hier, bitte!"

„Sie haben mir's ja selber verboten," keifte Herr Zeiser. „Da sieht man wieder, wenn die Herren Aerzte nicht wissen, was sie tun sollen, so verbieten sie einem für alle Fälle das Rauchen. Das schadet nicht, und der Kranke fühlt sich behandelt."

„Da Sie so schlecht aufgelegt sind," lächelte Philipp, „wollen wir's kurz machen. Ich brauche zwei Auskünfte, möglichst genau und ausführlich und rasch."

Der Alte hatte schon den Schreibblock in der Hand.

„Namen und Adresse?" sagte er geschäftsmäßig.

„Einmal über eine gewisse Maria von Voltelini. B wie Vogel. Krankenschwester von Beruf, geboren am 15. Juli 1897. Gestorben am 17. Oktober 1918."

„Gestorben? Und trotzdem eine Auskunft?"

„Za, ich zweifle daran, daß sie gestorben ist."

„Aha, weiter."

„Die zweite über Direktor Neudörfer der Salzburger Holzverkehrs AG., wohnhaft in Salzburg. Lebt noch."

„Gut. Sonst wissen Sie nichts über die beiden? Wo geboren? Wo gestorben?"

„Ueber den Herrn Neudörfer weiß ich nicht mehr, als ich gesagt habe. Da er noch lebt, wird es wohl genügen. Ueber Maria von Voltelini weiß ich mehr. Ich sehe schon, daß ich Ihnen die Geschichte erzählen muß."

Er berichtete dem andern, was sich in jener Novembernacht des Jahres 1918 und vorgestern und gestern in Radstadt zugetragen hatte. Herr Zeiser lauschte aufmerksam und notierte sich alle Daten.

„Schön," sagte er, als Philipp geendet hatte. „Die Sache ist weiter nicht schwierig. Ich werde im Kriegsmatrikelamt und in der psychiatrischen Klinik nachforschen, morgen abend haben Sie Bescheid über beide Personen."

„Morgen abend schon?"

„Selbstverständlich. Rasche Arbeit ist bei meinem Geschäft nötig. Das ist mein Grundsatz. Wegen Neudörfer telegrafiere ich meinem Gehilfen. Paßt's Ihnen gegen acht Uhr abends?" Ich würde hierher kommen, da ich so abnehm um die Ecke wohne."

„Ist mir sehr angenehm, Herr Zeiser. Da haben Sie ein Foto der Voltelini. Was wird die Sache kosten?"

„Na," sagte Zeiser mit großmütiger Geste, „machen wir's in Gegenrechnung."

„Wie ist das?"

„Sie sind kein Kaufmann. Ich meine, Sie behandeln mich dafür umsonst. So und so viele Besuche. Wie viele, sage ich Ihnen morgen, bis ich weiß, wie hoch meine Selbstkosten sind."

„Einverstanden," sagte Philipp.

„Nein tu ich's nicht," meinte Zeiser, seine Papiere in die Tasche räumend. „Gegenrechnung mit einem Arzt. Ein Glück, daß ich nicht aberalaubisch bin, sonst müßte ich gleich wieder krank werden."

„Na, wir wollen hoffen, daß es nicht so bald zur Abstattung kommt. Also auf morgen, Herr Zeiser."

Der Alte verabschiedete sich und verließ das Zimmer. Dann kam der Trumpf.

„Soll ich dem Doktor Rainer sagen, daß Sie wieder arbeiten?" fragte er.

„Mein," sagte Philipp. „ich wollte ja vierzehn Tage ausspannen, werde also noch ein paar Tage in Wien spazieren gehen. Oder ich fahre wieder fort. Es war so abnehm nicht viel los, wie ich aus deinem Zettel gesehen habe."

„Nein, Herr Doktor. Zehn Patienten im ganzen."

„Nun eben. Ich werde den Doktor Rainer selber anrufen. Mach mir jetzt einen Kaffee, dann werde ich baden und nachher ein wenig spazieren gehen."

Der Trumpf beeab sich einigermaßen verwundert und beunruhigt in die Küche. Diese Gleichmütigkeit gegen die Praxis und der Einfall, hier in Wien spazieren zu gehen, deute gar nicht an der bisher so tätigen und eifrigen Art des Doktors. Dort in Radstadt mußte irgend etwas vorgefallen sein, weshalb der Doktor auch so unvermutet rasch

ADVENT

Begonnen hat die weiße, weiße Zeit . . .
Es ruht der Pflug, der Acker liegt verschneit;
Und wieder hat die Erde, schlafgebunden,
Zur großen Winterstille heimgefunden.
Durch stumme Wälder geht die Einsamkeit.

Begonnen hat die tiefe Lichterzeit . . .
Schon glänzt der Stern, der klarste aller Sterne,
Silbern am Himmelstor zur Ewigkeit . . .
Lobsang der Hirten tönt aus naher Ferne:
Schau gläubig auf, die Krippe ist bereit — —

Werner Lürmann.

zurückkehrt war, und die Berufung Herrn Zeisers hing sicherlich auch damit zusammen.

Der Verlauf des nächsten Tages bleiberte noch Trumpfs Unruhe, denn der Doktor machte vormittags wieder einen stundenlangen Spaziergang und saß dann den ganzen Nachmittag über allerhand Schmökern, suchte in alten Jahrgängen der „Medizinischen Wochenschau" herum, machte sich Notizen, und als Trumpf in einem unbewachten Augenblick die Titel der Bücher las, fand er, daß sie alle die Psychiatrie behandelten. Psychiatrie? Wollte der Doktor etwa zur Irrenarzt werden?

Um acht Uhr abends kam Herr Zeiser. Philipp, der ihn offensichtlich schon unruhig erwartete, ließ auf dem kleinen Tischchen im Wartezimmer Tee bereiten.

„Haben Sie die Auskünfte?" fragte er forschend, als sich Herr Zeiser niedergesetzt hatte.

„Selbstverständlich," erwiderte Herr Zeiser. Und zog einen Packen maschinengeschriebener Blätter aus der Seitentasche seines Rockes. Die beiden obersten Blätter legte er feierlich vor sich auf den Tisch.

„Bitte, lesen Sie zu."

Der Alte nahm einen Schluck Tee, räusperte sich und begann:

„Also: Franz Neudörfer, wohnhaft Salzburg, Getreidegasse 17. Geboren 3. 9. 1875 in Salzburg, Sohn des Kaufmanns Ferdinand Neudörfer und der Amalia, geborene Hübner. Besuchte die Volksschule und das Gymnasium in Salzburg, trat dann als Kontorist in die Salzburger Holzhandelsfirma Mühlleckner ein. Bei der im Jahre 1910 unter der Obhut der Landesregierung erfolgten Zusammenlegung der Firma Mühlleckner und einiger kleinerer Holzhandelsunternehmungen der Salzburger Holzverkehrs AG. wurde er Direktor und gilt als Vertrauensmann der Landeshypothekenbank bei der Holzverkehrs AG. Durch den 1918 erfolgten Tod seiner Nichte Maria von Voltelini wurde er Alleinerbe des Voltelinischen Vermögens und brachte im Laufe der Jahre 1919 und 1920 zwei Drittel der Aktien der Holzhandels AG. in seinen Besitz. Seit Juni 1920 ist er Generaldirektor dieser Unternehmung und besitzt ein Gehalt von 24 000 S jährlich. Neudörfer besitzt die unbelasteten Häuser Salzburg, Getreidegasse 17, Brückengasse 22 und Riedenburgerstraße 40. Sein Vermögen wird auf insgesamt etwa eine Million Schilling geschätzt.

Neudörfer ist Handelskammerrat, seit 1909 Kommerzialrat, gilt als tüchtiger, unternehmungslustiger Kaufmann, ist unverheiratet

und führt ein geregeltes, seinen Vermögensverhältnissen entsprechendes Leben.

Kredite bis zu einigen Hunderttausend Schilling Gesamtobligo ohne weiteres zulässig."

„Ein beneidenswerter Sterblicher," sagte Philipp lächelnd. „Kredite bis zu einigen Hunderttausend Schilling zulässig! Wird man das je von mir sagen können?"

„Wohl nie," meinte Herr Zeiser unhöflich. „Es sei denn, Sie haben auch eine Nichte zu beerben."

„Meines Wissens habe ich keine, und mit meiner Praxis von Abfassen und Fingerschnitten werde ich auch kaum zu einer solchen Auskunft gelangen. Aber weiter, Herr Zeiser."

„Nummer zwei: Maria von Boltelini, laut Eintragung im Kriegsmatrikelamt geboren 15. 7. 1897, gestorben 17. 10. 1918 in Bjeljani, Serbien. Dieser Eintragung liegt die Abgangsmeldung des Feldspitals 18 vom 18. 10. 1918 zugrunde, mit der drei Soldaten des Schützenregiments 17, ein Sanitätskorporal des Feldspitales und die freiwillige Pflegerin Maria von Boltelini desselben Feldspitales als am 17. 10. an sogenannter spanischer Grippe gestorben angezeigt werden. Diese Abgangsmeldung ist richtig von Bjelsani, Mitrowitza, Serbien, datiert. Das ist alles, was im Kriegsmatrikelamt zu erfahren ist.

Nummer drei: Ihre Unterkunft vom November 1918. Ich nahm nach der unbezweifelbaren Todmeldung der Maria von Boltelini von vornherein an, daß es sich bei dieser Unbekannten um eine zweite Person handeln müsse. Im Eintragungsjournal der Psychiatrischen Klinik eingetragen unter 340 am 8. November 1918. Das Journal trägt den Vermerk:

„Uebernommen vom Bahnhofskommando Wien, Nordbahnhof, Leutnant Philipp Spielvogel, Schützenregiment, laut Verpflegszettel."

„Na also," rief Philipp, „das ist sie! Wie ist sie im Journal verzeichnet?"

„Als unbekannte Pflegerin, etwa 25jährig, deutscher Nationalität. Sonst nichts. Die Krankengeschichte habe ich auszugsweise notiert.

Die Aufnahmediagnose war: Gehirnerschütterung infolge Kopfverletzung. Nach dreiwöchigem Aufenthalt in der Klinik ergab sich folgendes Krankheitsbild:

Röntgenbefund normal, die Wunde, eine durch Schlag oder Stoß mit einem dumpfen Gegenstand verbreiterte Quetschung am linken Scheitelbein glatt verheilt. Allgemeinbefinden gut, körperlicher Zustand gut, Herz, Puls, Reflexe normal, Gedächtnisschwund besteht unverändert fort, die Patientin erinnert sich bloß dunkel und mit größter Anstrengung an Märsche mit Soldaten in unwirtlichem Gebirge, an eine lange Eisenbahnfahrt in einem dunklen Viehwagen, an die Ankunft in der Klinik und von da an immer deutlicher an ihr Leben in der Klinik. Erinnerung an die Vergangenheit ist vollständig erloschen.

Zusammenfassende zweite Diagnose: Traumatische Neurose. Behandlung: Ruhe, Regelung des Schlafes, Kochsalzeinspritzungen.

Auf Veranlassung der Klinik hat die Polizeidirektion Wien Nachforschungen über die Kranke eingeleitet. Aber schon am 20. Dezember meldete sich der Bundesbahninspektor Josef Hild in der Klinik und erkannte in der Kranken seine seit Mitte Oktober vermißte Schwester Hilde. Er war auf die Kranke durch eine im Wiener „Abend" erschienene, mit Lichtbildern ausgestattete Reportage über interessante Fälle der Psychiatrischen Klinik aufmerksam geworden. Nach Verbringung ordnungsmäßiger Ausweise durch seine Schwester nahm er ihm die Kranke am 23. Dezember 1918 übergeben."

Philipp hatte mit steigender Erregung gelauscht. Als er aber nun die Ausfunft hörte, sprang er auf und packte Herrn Zeiser bei beiden Armen.

Sie lebt also!" rief er freudig. „Hilde Hild. Sie sind ein Teufelskerl. Herr Zeiser, daß Sie das so schnell herausgebracht haben. Aber wo ist sie jetzt?"

Herr Zeiser tat ärgerlich: „Auch das werden wir herausfinden! Uebrigens, mir scheint, Sie sind ein wenig verliebt in diese angebliche Maria."

„Das scheint mir auch," sagte Philipp lachend. „Ob sie inzwischen schon genesen sein wird?"

„Vielleicht ist sie auch schon verheiratet," meinte Zeiser nüchtern. „Das ist sogar sehr wahrscheinlich, wenn sie wirklich so hübsch ist, wie Sie sie beschrieben haben. Soll ich vielleicht über ihren Gatten eine Auskunft einholen?"

„Sie können mir meine Freude nicht verderben Herr Zeiser, und wenn Sie noch so viel unken. Aber Sie haben tadellos gearbeitet, allerhand Achtung!"

„Das ist gar nichts Besonderes," erklärte Herr Zeiser, „Drei ganz gewöhnliche Ausklinke. Zusammen neunzig Schilling. Ich habe Ihr Konto bereits belastet. Und nun muß ich aber gehen."

Er stand auf und überzog Philipp die drei Blätter. Philipp geleitete ihn zur Tür und kehrte dann in das Wartezimmer zurück, um immer und immer wieder die dritte Auskunft durchzulesen. Im Dezember 1918 entlassen, da muß sie ja sicherlich längst wieder die Erinnerung gefunden haben, vollkommen gesund sein, er würde sie vielleicht bald

Beim ersten Schnee wird gerodelt (Photot Lueders)

sehen, mit ihr sprechen können. Jetzt erst, da dieses Wiedersehen in knapper Nähe war, kam ihm zum Bewußtsein, wie sehr diese Frau in den letzten Tagen seine Gedanken erfüllt hatte, und er seit Entdeckung des Bildes und die Erinnerung an jene Nowembernacht sich entfesselten.

Am nächsten Tage fuhr er schon frühmorgens nach Klosterneuburg, schlug eine Stunde in dem kleinen Kaffeehaus beim Bahnhof tot und ging dann, fröhlich erregt, in einer gleichmäßigen Wiederbesuchsstimmung, die Gugginagerstraße, ohne im mindesten zu bedenken, daß ihn die Frau selbstverständlich längst vergessen haben mußte und seiner Erinnerungsfreude zunindestens kühl, wenn nicht ablehnend gegenüberstehen würde.

Nummer 17 war ein einfaches, gut gehaltenes Haus, mit nur einem Stockwerk. Auf dem Messingschild an der Tür stand der Name „Anna Wimmer", und als er klingelte, öffnete eine ältere Frau mit weißer Schürze.

„Entschuldigen Sie die Störung, wohnt hier der Herr Hild? Josef Hild?"

„Hild?" sagte die Frau sehr verwundert, „der hat hier gewohnt. Ja. Aber er ist schon seit Jahren tot."

„Aber seine Schwester wohnt doch hier?"

„Der Hild hat doch nie eine Schwester gehabt!"

„Aber Sie irren sich," rief Philipp erschrocken, „Seine Schwester Hilde, die im Krieg Krankenpflegerin gewesen war."

„Da muß eine Verwechslung vorliegen, lieber Herr," erklärte die Frau bedächtig. „Der Hild war der Schwager meines Mannes aus erster Ehe. Er hatte nur eine Schwester, die Marie, die schon vor zwanzig Jahren gestorben ist."

„Ich verstehe das nicht." sagte Philipp verwirrt. „Ich suche die Schwester des Herrn Josef Hild, Bahninspektor, Gugginagerstr. 17."

„Das stimmt alles, er hat hier bis zu seinem Tode gewohnt. Aber eine Schwester hat er außer der Marie nicht gehabt. Er ist 1917 gestorben."

„Wann?"

„Im Oktober 1917. Das weiß ich ganz genau."

„Und im Dezember 1918 hat er in Wien seine Schwester Hilde von der Psychiatrischen Klinik abgeholt und in häusliche Pflege übernommen. Als seine Braut hat sie sich angegeben: Klosterneuburg, Gugginagerstr. 17. Das ist alles amtlich vermerkt."

„Und trotzdem falsch," erklärte die Frau bestimmt. „Da muß ein Irrtum vorliegen. Vielleicht ein anderer Hild."

„Aber die Anschrift?"

„Richtig, die Anschrift! Da hat eben jemand seinen Namen benützt. Er war ja damals schon länglt tot."

„Aber er hat sich dort mit Dokumenten ausgewiesen."

„Das verstehe ich nicht," erklärte die Frau kopfschüttelnd.

„Mutti," ertönte da plötzlich eine Mädchenstimme, „hat der Onkel nicht einmal erzählt, daß ihm die Papiere gestohlen worden seien, wie er baufsern war?"

Die Tür wurde ein wenig aufgestoßen, und ein etwa sechsjähriges Mädchen guckte Philipp an, das offenbar dem Gespräch gelauscht hatte.

„Richtig," sagte die Alte, „das habe ich ganz vergessen. Er war im Marchfeld hausieren, der Hild, als Bahnbeamter hatte er ja billige Fahrt gehabt, wissen Sie, und in einer plötzlichen Wiederbesuchsstimmung. Da haben sie ihm die Papiere gestohlen, und er hat sie nimmer zurückkriegen können."

„Dann ist es möglich, daß irgend ein Fremder sich mit diesen gestohlenen Papieren ausgewiesen hat und die angebliche Hilde Hild abholte?"

„Ja, was sollte denn das für einen Sinn haben," meinte die Frau. „Diese Hild muß ihn doch gekannt haben und wissen, wie er wirklich heißt."

„An diesem Falle nicht. Sie hatte im Krieg das Gedächtnis verloren."

Die beiden blickten sich erstaunt und beunruhigt an.

„Sind Sie von der Polizei?" fragte die Alte, der die Sache jetzt nicht mehr geheuer war.

„Nein, ich bin Arzt. Ich soll im Auftrag der Klinik den Gesundheitszustand der Kranken überprüfen," log Philipp, „aber es scheint, daß ich da auf die Spur eines Verbrechens gestoßen bin. Wissen Sie nichts mehr? Ist Ihnen nichts aufgefallen, das irgendwie zur Aufklärung dieses Falles beitragen kann? Hat der Herr Hild etwa einen Freund gehabt, dem er seine Papiere geliehen hat?"

„Nein, niemand. Das wäre gar nicht möglich gewesen, dazu war er zu mißtrauisch und vorsichtig. Ich weiß wirklich nichts, was Ihnen nützen könnte."

„Mutti," sagte das Mädchen wieder, das aufgeregt und voll Spannung zugehört hatte. „Vielleicht — hängt der Brief damit zusammen."

„Welcher Brief?"

„Den der Onkel vor ein paar Jahren gekriegt hat, wie er schon lange tot war? Kannst du dich nicht erinnern, Mutti? Wir haben ihn zurückgehen lassen."

„Nein, die Anna, was die für a Gedächtnis hat," stammelte die Alte. „Aber es ist wahr, es ist ein Brief an den Hild gekommen, vor zwei oder drei Jahren, den hat der Briefträger wieder zurückgehen lassen, weil ja der Schwager tot war."

„Wissen Sie, von wem der Brief war?"

„Aus Feldkirch," piepste die Anna aufgeregt. „Von einem Spitol oder sowas. Es war nicht direkt in Feldkirch, das Spital, war eine Ortschaft darauf mit so einem komischen Namen, aber der Poststempel war Feldkirch, das weiß ich ganz genau."

„Vielleicht hat der Herr Hild in Feldkirch Bekannte gehabt oder einen Kollegen?"

„Davon hat er nie gesprochen. Aber es ist ja möglich," meinte die Alte.

Philipp dachte einen Augenblick nach. Die erste Enttäuschung über dieses neuerliche Verschwinden der rätselhaften Maria war geschwunden und hatte einer Art von Jagdfieber Platz gemacht, das ihn nun heftig alle Möglichkeiten zu neuen Nachforschungen prüfen ließ. Er zog die Fotos des Gemäldes aus der Brusttasche.

„Kennen Sie diese Frau?"

Mutter und Tochter studierten neugierig die Bilder. Aber beide schüttelten bedauernd den Kopf.

„Die haben wir nie gesehen," sagte die Mutter. „Ist das diese angebliche Hilde Hild?"

„Ja. Hat sie eine Aehnlichkeit mit Herrn Hild?"

„Nicht die mindeste! Er hat ein breites Gesicht gehabt mit einer dicken Nase."

„Könnten Sie mir," fragte Philipp, von einem neuen Gedanken gepackt, „nicht ein Foto des Herrn Hild borgen? Ich möchte es den Beamten der Klinik zeigen und feststellen, ob er es nicht doch war, der die Kranke abgeholt hat."

„Werden wir da nicht Schererein haben?" sagte die Frau zögernd. „Wenn Sie sagen, daß vielleicht ein Verbrechen geschehen ist?"

„Es ist noch lange nicht bewiesen, daß ein Verbrechen geschehen ist," beruhigte Philipp. „Uebrigens ist Herr Hild doch tot, und Sie erhalten das Bild in ein paar Tagen zurück. Hier ist mein Paß mit Adresse, schreiben Sie sie auf."

„Bal das Bild," sagte die Frau zu ihrer Tochter, „im Schreibtischladl liegts, das letzte, wo er nicht in der Uniform ist."

Nach ein paar Minuten brachte die Tochter das Lichtbild. Philipp warf einen raschen Blick darauf und steckte es dann zu den anderen Fotos.

„Ich danke Ihnen vielmals. Ich bringe es Ihnen persönlich zurück und werde Ihnen dann erzählen, was ich ausgerichtet habe."

„Ich hoff uns freuen," sagte die Frau, „aber kommen Sie sicher, Herr Doktor, denn Sie haben uns jetzt sehr neugierig gemacht."

Philipp verabschiedete sich und ging zum Bahnhof zurück. Unterwegs legte er sich zurecht, was er nun unternehmen sollte. Zuerst in der Klinik feststellen, ob der Hild des Fotos mit dem Hild übereinstimmte, der die Kranke abgeholt hatte. Dann die Reportage des „Abends" beschaffen, auf Grund welcher der falsche Herr Hild seine Schwester erkannt haben wollte. Und

Der letzte Kaiser der „alten Schule"

Eine Schicksalstragödie auf dem Kaiserthron: Franz Joseph I. von Oesterreich-Ungarn

Von Horst W. Karsten

Copyright by Verlag Presse-Tagesdienst, Berlin W 35.

Im November dieses Jahres wurden es 20 Jahre, daß mitten in der Not des Weltkrieges der greise Kaiser Franz Joseph I. von Oesterreich nach einem Leben voll tiefer Tragik und Enttäuschung starb.

Unentrinnbares Schicksal . . .

Ueberblickt man noch einmal das ganze Leben und die Regierung des letzten Monarchen der „alten Schule", des vor nunmehr 20 Jahren inmitten des Weltkriegs-Chaos verstorbenen Kaisers Franz Joseph, so drängt sich unabwendbar die tragische Grundsituation dieses Daseins dem sowohl nachdenklichen als erschütterten Beobachter auf. Tragisch war Franz Josephs Leben — nicht nur in dem Sinne des gewöhnlichen Sprachgebrauches, der so häufig das, was traurig ist, tragisch nennt. Gewiß ist Kaiser Franz Joseph von persönlichen Unglücksfällen aufs härteste betroffen worden. Aber tragisch ist ein Lebensschicksal nur, wenn es unentrinnbar ist. Und unentrinnbar ist eines Menschen Schicksal dann, wenn es sich im Konflikt zwischen dessen gegebenem innersten Wesen und darauf gegründeten Wollen des Einzelnen einerseits, den geistigen und sozialen Mächten der Zeit andererseits vollzieht.

In der Sphäre des Staatsmannes, des Herrschers, wirkt sich solche Tragik im wahren Sinne des Wortes im weitesten Umfang aus. Und diese Tragik des für uns zur Betrachtung stehenden kaiserlichen Lebens ist instinktiv schon von ganz Europa und vor allem von den durch ihn beherrschten Völkern verstanden worden, als Franz Joseph noch auf Erden weilte — das beweist die zunehmende und immer mehr ins feier Mitleidige sich wandelnde Popularität, die dieser letzte Kaiser alter Schule genoß. Denn absolut unleugbar ist diese Popularität und ist das Vertrauen gewesen, die Kaiser Franz Joseph trotz seiner fast scheuen Zurückhaltung von der Oeffentlichkeit und trotz seiner geringschätzigen Abweisung, aller großen und kleinen Künste zur Popularisierung des monarchischen „Handwerks" als alter und vielgeprüfter Mann genossen hat.

Naturanlage, Erziehung und ererbte Umwelt . . .

Das unentrinnbare Schicksal des Kaisers, so formulierte Joseph Redlich einmal in seiner großen Biographie, lag darin begründet, daß er durch Naturanlage, Erziehung und ererbte Umwelt vom monarchischen Bewußtsein bes von dem liegenden Zeitalters aufs Tiefste erfüllt war, in der Erhaltung des ihm überkommenen Reiches und seiner historischen Machtstellung seine einzige Sendung auf dieser Erde erkannte und alles andere diesem Bewußtsein und der Pflicht, die daraus erfloß, restlos unterordnete, wobei er einsichtig genug war, neben sie und da einen Schluck Tee und lauschte aufmerksam Philipps Bericht.

Die Nachforschung in der Klinik war — wie vorauszusehen — ergebnislos verlaufen, da sich niemand mehr des falschen Herrn Hild entsinnen konnte und auch eine Vorlage des Fotos keine Erinnerung erweckte.

Bei der Schriftleitung des „Abends" hatte Philipp tatsächlich eine Nummer vom 15. Dezember 1918 auftreiben können, die einen Artikel über einige interessante Fälle der Psychiatrischen Klinik enthielt, durchweg Fälle von Kriegsneurose und ähnlichem. Der „unbekannten Krankenschwester" waren in diesem Bericht fünfzehn Zeilen unter der Schlagzeile „Ein weiblicher Kaspar Hauser" eingeräumt, das Lichtbild war ziemlich gut gelungen, die Aehnlichkeit mit dem lebenden Original, wie es Philipp in seiner Erinnerung bewahrte, und mit dem Gemälde im Hotel „Ebelraute" war nicht zu verkennen. Es schien also Tatsache zu sein, daß der angebliche Bruder erst durch diesen Zeitungsartikel erfahren hatte, wo seine Schwester war. Weshalb er aber die Papiere des verstorbenen Hild benutzte, oder — wenn es ein Namensvetter war — dessen Anschrift angegeben hatte, blieb unerklärlich.

Herr Zeiser saß einige Minuten in Gedanken verloren, als Philipp seinen Bericht beendet hatte, und streichelte seine spitze Nase.

„Es gibt zwei Möglichkeiten," sagte er dann. „Entweder hat ein Unbekannter die Papiere Hilds gestohlen oder vom Dieb gekauft und sie benutzt, um sich der Kranken zu bemächtigen, von deren Zustand er im „Abend" gelesen hat. Oder es war der wirkliche Hild, der in diesem Fall noch nicht tot sein kann, oder einer seiner Verwandten und Freunde mit Hilds Papieren. Jede dieser Möglichkeiten schließt zwei Ueberlegungen ein: Daß es sich um einen Verwandten oder etwas ähnliches handelt, der die Kranke in Pflege nehmen will, es also gut mit ihr meint, oder daß ein Verbrechen vorliegt, da man sich der Kranken um irgend eines Zweckes willen bemächtigt hat und sie beiseite schaffen will." (Forts. folgt.)

Unehelicher Sohn Franz Josephs

Kaiser Franz Joseph hat unleugbar eine glückliche Kindheit und Knabenzeit gehabt. Er ist für seine Zeit und Umwelt vortrefflich erzogen worden und hat einen gründlichen, vielseitigen, vielleicht sogar zu reichlich bemessenen Unterricht genossen, und vor allem auch das gehabt, was man eine „gute Kinderstube" zu nennen pflegt. Körperlich aufs Sorgfältigste gepflegt, wuchs er zu einem schlanken, adrigen Jüngling heran von ausgezeichneten Manieren und tadelloser Haltung.

Früh schon trat bei diesem Knaben etwas hervor, was für den Mann und Greis in jeder Lebenslage, bei jedem Schicksalsschlag charakteristisch zu nennen ist: eiserne Selbstbeherrschung und ernste Grundstimmung des ganzen Wesens. Fast überkommen war ihm diese Reflexität; Franz Joseph ist allzeit ein treuer Bekenner des katholischen Glaubens gewesen. Dazu kam, daß des Erzherzogs Franzl, wie er genannt wurde, militärischer Erzieher schon dem Knaben mit rauher Hand militärische Disziplin und Pünktlichkeit anerzog sowie hohe Achtung vor den Tugenden und Pflichten soldatischen Wesens — und ihm auch militärische Haltung tief einflößte. Franz Joseph ist dazu angehalten worden, den Soldaten als die Verkörperung der höchsten Eigenschaften eines Mannes anzusehen.

Derart erzogen, derart verzanlagt, kam der im August 1830 geborene Erzherzog Franzl im Jahre 1848 auf den Thron . . .

Das habsburgische Kaiserhaus um 1830

Kaiser Franz, der letzte von den Kurfürsten zum römischen Kaiser deutscher Nation erwählte und gekrönte Fürst aus dem Hause Habsburg-Lothringen, der 1806 diese Krone niederlegte unter dem Ansturm Napoleons und dann der Begründer der neuen Österreichischen Kaiserwürde wurde, war 62 Jahre alt, als die Erzherzogin Sophie, die Gemahlin des jüngeren seiner beiden Söhne, des Erzherzogs Franz Karl, am 18. August 1830 im Schlosse von Lazenburg ihrem ersten Kinde, einem Knaben, das Leben schenkte, der in der Taufe den Namen des Großvaters und Vaters empfing. Hohe Begückung des greisen Kaisers: denn jetzt erst erschien die Thronfolge in der von dem zweiten Sohne Maria Theresias, dem Kaiser Leopold II., begründeten florentinischen Linie des Erzhauses gesichert . . . — denn der Kronprinz Erzherzog Ferdinand, seit dem 10. Lebensjahre als mit Schwachsinn behaftet erkannt, war zwar vermählt worden, aber es bestand keine Aussicht auf Nachkommenschaft. Dennoch stand es schon fest, daß dieser gutmütige, geistig unheilbar sieche Mann nach seines Vaters Ableben den Kaiserthron besteigen werde, denn dies war der Wille des Kaisers Franz und des allmächtigen Staatskanzlers Fürsten Metternich.

Wenn nun auch der zweite Sohn des Kaisers Franz, Erzherzog Karl, das durchschnittliche Maß menschlicher Fähigkeiten gewiß besaß, so war eine Persönlichkeit doch so unbedeutend, daß seit der Geburt seines ältesten Sohnes, des Erzherzogs Franzl", wie der nachmalige Kaiser Franz Joseph bis zu seiner Krönung genannt wurde, die Hoffnungen der Staatsmänner am Wiener Hof auf Erneuerung der Herrscherkraft im Erzhause über ihn hinweggingen und sich alsbald an den ersigeborenen Enkel des regierenden Monarchen hefteten. Vor allem aber erfüllten solche Gedanken das Herz der Mutter, der bayrischen Königstochter Erzherzogin Sophie, die auf ihr erstes Kind die körperliche Schönheit und Gesundheit, aber zum Glück nichts von jenen gefährlichen Elementen übertrug, die während des 19. Jahrhunderts so viele Tragödien im bayerischen Hause Wittelsbach hervorgerufen haben. Die Hoffnung auf die glänzende Zukunft ihres Sohnes Franzi bildete für die willensstarke Frau, die in den folgenden Jahren ihrem Gemahl noch drei Söhne gebar, sortan den beherrschenden Mittelpunkt ihres Daseins. Sie erzog ihn bewußt und planvoll zum Thronfolger. Früh schon hatte sie sich mit dem Entschluß vertraut gemacht, die Thronfolgerrechte ihres Gatten und ihre eigenen Hoffnungen auf den Rang der Kaiserin zugunsten ihres Sohnes zurücktreten zu lassen.

So wuchs der Erzherzog Franzi auf inmitten noch nicht recht durchsichtiger Konstellation innerhalb des Erzhauses und vor allen inmitten einer immer stärker wachsenden, von Frankreich ausgehenden Gärung innerhalb der europäischen Völker — eine Gärung, die sich allenthalben im Jahre 1848 zu Revolutionen gegen die bestehenden Staatsgewalten verdichtete. In Wien kam es zu dem Maiaufstand und der ersten Flucht der kaiserlichen Familie nach Innsbruck, das nach Lonal gesinnt war. Nach dann Bürgerkrieg in Ungarn — neuer Aufstand in Wien im Oktober 1848, dem der Kriegsminister Graf Latour in grausamster Weise zum Opfer fiel. Das Kaiserhaus war in die Hauptstadt zurückgekehrt, mußte aber wieder fliehen und begab sich in die alte mährische Festung Olmütz.

Jetzt überstürzten sich die Entschlüsse. Der Kaiser Ferdinand, der geistesschwache Sohn des letzten Kaisers des heiligen römischen Reiches deutscher Nation, der inzwischen den Thron bestiegen hatte, wurde zur Abdankung bewogen und Erzherzog Franzi, eben 18 Jahre alt geworden, schnell für mündig erklärt und nach Olmütz dirigiert.

Durch die Revolution zum Thron

Diese ganzen Wirren machten auf den jungen Erzherzog-Thronfolger den tiefsten Eindruck — er hat ihn lebenslang nie vergessen, er, der so stark an das unanfechtbare Gesetz der Legitimität und der kaiserlichen Gottgewolltheit glaubte. In Olmütz schon erschien er seiner Umgebung fehr in sich gekehrt, über sein Alter hinaus ernst und gereift. Und hier in Olmütz reifte zur Tat, was insgeheim schon lange Plan gewesen. In der Frühe des 2. Dezember 1848 versammelte sich die kaiserliche Familie im Olmützer erzbischöflichen Palast zu einer feierlichen Sitzung,

Kaiser Franz Joseph (Historischer Bilderdienst)

in welcher der Staatskanzler Fürst Schwarzenberg die von ihm vorbereiteten, für die Oeffentlichkeit bestimmten offiziellen Erklärungen des Kaisers Ferdinand und des Erzherzogs Franz Karl über Abdankung und Thronentsagung, sodann die Erklärung der Großjährigkeit des Erzherzogs Franzi und schließlich die Ankündigung der Thronbesteigung dieses Erzherzogs als Kaiser Franz Joseph I. verlas.

Selbstverständlich war der junge Herr schon mehrere Wochen vor dem großen Akt von dem ganzen Plan in Kenntnis gesetzt worden. Er verharrte während der großen Szene in Ruhe und bescheidener Würde. Als der Akt vollzogen war, ließ er sich feierlich auf ein Knie nieder, um seinem Oheim den Dank auszusprechen. Der abdankende geistesschwache Kaiser umarmte den schier nach Knabenarten Resten herzlich, streichelte ihm die Wangen und sagte lächelnd:

„Bleib nur brav — es ist gern geschehen . . "

Damit verabschiedete sich eine zu Ende gehende Epoche sozusagen im Biedermeierstil . . .

Sicher ist, daß der blutjunge Kaiser sehr wohl die Schwere des ihm zugefallenen Loses begriffen hat. Dem Biedermeier-Wort seines Oheims steht ein schmerzliches Wort des neuen Herrschers gegenüber:

„Leb wohl, meine Jugend!"

Nach diesem Abschied von der Unbefchwertheit der Jünglingszeit widmete sich der 18jährige Franz Joseph sofort mit großem Ernst und ganz ungewöhnlicher Würde seinen Pflichten — das hat ihm seine Umgebung in aller Form und Gewunderung bestätigt. Allerdings hat er sich, seinem natürlichen offenen Wesen gemäß, doch die Freuden der Jugend nicht sofort ganz versagt, sobald er und sein Reich über die größten Gefahren und Nachwirkungen des Revolutionsjahres hinweg waren. Franz Joseph ist damals keineswegs ein „Duckmäuser" geworden. Heuchelei ist derjenige menschliche Fehler, von dem in Franz Joseph wohl niemals auch nur eine Spur gefunden werden konnte. Aber nie mals hat er es bis zur sogenannten „Liberalinge" gebracht . . .

Die ersten Wochen in Olmütz vergingen dem jungen Herrscher begreiflicherweise sehr schnell mit der Erfüllung der ersten Pflichten der Repräsentation, vor allem aber auch mit seiner Einführung in das Triebwerk der Regierungsgeschäfte.

Strengste Tageseinteilung, aber kein „spanisches Zeremoniell"

Im Mai 1849 siedelte der Kaiser endlich in die Wiener Hofburg über. Es wurde für ihn der eigene Hofstaat geschaffen, und es begann die persönliche Lebensweise des Herrschers sich auszubilden, die er dann fast 70 Jahre hindurch unverändert beibehalten hat. Mit einem Schlag verschwand das berüchtigte „spanische Zeremoniell", das jahrhundertelang den Hof beherrscht hatte. An seine Stelle trat, was den ersten Kreisen, deren Mittelpunkt neben dem Kaiser vorerst dessen Mutter, die Erzherzogin Sophie, bildete, eine schlechthin bürgerlich einfache Lebensweise.

Der strengen Bewahrung der Tageseinteilung und dem Festhalten an der schon in der ersten kaiserlichen Jugend geschaffenen Arbeitsordnung ging nicht nur die streng konservative Anlage des Sprößlings der ältesten Dynastie Europas zugrunde, sondern auch die individuelle Artung des jungen Herrschers, der schon in Knabenzeit an Regelmäßigkeit des Tagewerks, dauerhafte Ordnung und sichere Form der Arbeit als Notwendigkeit empfand. So saß denn Franz Joseph 70 Jahre hindurch allmorgendlich sommers und winters bereits um 5 Uhr in der Früh an seinem Schreibtisch, die Vorlagen prüfend und unterschreibend, jedwedes Belange seiner persönlichen Entscheidung vorbehaltend — er ist, bienenfleißigster Arbeiter und pflichtgetreuester erster Beamter seines großen Staatswesens, in Wirklichkeit bis zuletzt im tiefsten Sinne ein absolutistischer Regent gewesen, wie immer auch die Verfassung lauten mochte . . .

Das hohe Pflichtgefühl, das Franz Joseph schon als Knabe in ungewöhnlich hohem Maße geseiat, und sein Fleiß trieben ihn nun auch als Kaiser an, sich in seine Arbeitsbedingungen für ein erfolgreiches Wirken als Herrscher zu sichern: Uebersichtlichkeit in der Ordnung der Dinge, Klarheit und ihre möglichst beschleunigte Erledigung, wobei ihm sein so oft bewundertes gutes Gedächtnis besonders zu Hilfe kam. Als Mängel erwiesen sich lediglich eine gewisse Hast, die jedwede Verlangsamung in die Probleme ablehnt, und ein unleugbarer Mangel an Phantasie sowie eine Ueberschätzung der von vornherein festgelegten äußeren Formen . . .

Die äußeren Ereignisse der Regierungszeit

dieses letzten wirklichen habsburgischen Kaisers — denn sein Nachfolger Karl zählt nicht mehr und ist schon heute fast vergessen — sind, als der jüngeren Geschichte angehörig, zu weltbekannt, als daß man sie des Breiteren erzählen müßte. In diese fast 70jährige Regierungszeit fällt der Krimkrieg, der durch Franz Josephs Einstellung Oesterreich-Ungarn restlos die Sympathien Rußlands kostet, eine Tatsache, die sich später verhängnisvoll auswirkt, und nicht zuletzt zum Niederbruch der österreichisch-ungarischen Monarchie geführt hat

(Fortsetzung folgt.)

Ein Volk freut sich gesund!

Leistung und Sendung des großen nationalsozialistischen Gemeinschaftswerkes „Kraft durch Freude"

Am 27. November dieses Jahres waren drei Jahre vergangen, seit das gewaltige Gemeinschaftswerk im neuen Deutschland „Kraft durch Freude" gegründet wurde. Der Führer hat vor drei Jahren die Gründung der Gemeinschaft angeordnet und als ihre Aufgabe bezeichnet, dem Volk die Nervenkraft zu erhalten. Starke Nerven hat ein Volk nur dann, wenn der innere Mensch voll innerer Freude arbeiten kann. Wir leben nicht auf dieser Erde, um mühselig und verbittert unserem Broterwerb nachzujagen. „Kraft durch Freude" will nichts anderes, als jedem Menschen Lebensfreude spenden. Wo Lebensfreude herrscht, da herrscht auch Lebensbejahung, und wo sie ist, da können die Kräfte der Zersetzung nicht wirksam werden. Marxistischer Klassengeist ist dann undenkbar.

Durch die Arbeit von KdF. wird dem schaffenden Menschen die Kraft gegeben, die er für die Bewältigung der großen Aufgaben, die der Führer für das Wohl und die Zukunft des Reiches stellen muß, notwendig hat. Der neue Vierjahresplan, den der Führer auf dem Parteitag der Ehre verkündete, hat das Ziel, aus eigener Kraft Unabhängigkeit und Freiheit des Reiches für alle Zukunft gegen jeden Angriff zu schützen und die Sicherheit der Lebenshaltung des deutschen Menschen zu gewährleisten. Aber dieses hohe Ziel erfordert ein Volk, das jene gewaltige seelische Kraft in sich trägt, ohne die die Arbeit nicht denkbar ist. Und sie zu schaffen ist die Aufgabe jenes Gemeinschaftswerkes.

Es ist nicht gleichgültig, ob der Arbeiter am frühen Morgen, von Sorgen beschwert, an einen schmutzigen Arbeitsplatz geht, oder ob er, gekräftigt durch eine Erholungsreise oder auch nur erfreut durch einen schöngestalteten Feierabend, in eine nach neuzeitlichen Grundsätzen gestaltete Werkstätte kommt, um seine Aufgabe zu erfüllen in dem Bewußtsein, Arbeit an Volk und Staat zu leisten.

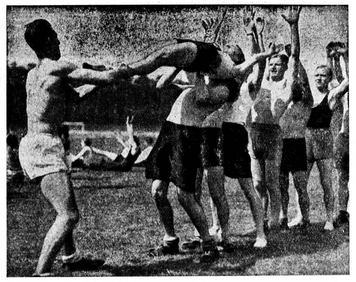
Das Werk der NS.-Gemeinschaft „Kraft durch Freude" hat in diesen Jahren einen Aufschwung genommen, wie er größer nicht denkbar ist. Die Abstellungen Reisen und Wanderer im Urlaub haben Millionen von Volksgenossen die Möglichkeit gegeben, zu niedrigen Preisen an Ereignissen teilzunehmen, deren Zeuge sie sonst nie geworden wären. Ob es der Stapellauf eines deutsches Schiffes war, ob ein Fußballspiel, stets war Vorsorge getroffen, auch unbemittelte Volksgenossen an diesen Ereignissen teilnehmen zu lassen. Deutsche Arbeiter unter Palmen — deutsche Arbeiter reisen über den Atlantik — Gedanken, die vor vier Jahren noch als Utopie bezeichnet worden wären, sind heute möglich geworden. Was Parteihader und Zersplitterung, Klassengeist und Klassenhaß in der Novemberrepublik einst verhinderten, war im neuen Deutschland das Werk nur weniger Monate.

„Die Anderen haben es versprochen, und wir haben es gehalten!"

Deutsche Arbeiter sehen die „Meistersinger". Dr. Goebbels spricht im Deutschen Opernhaus zu Berlin zu Arbeitern der Stirn und der Faust, die am Umbau des Hauses mit teilgenommen haben. (Erich Zander 6, K.)

Golf ist kein Vorrecht der Reichen mehr
Dieser Sport war bisher wegen der mit seiner Ausübung verbundenen Kosten Vorrecht der „Oberen Zehntausend". „Kraft durch Freude" hat es sich aber zur Aufgabe gesetzt, auch diesen Sport allen Volksgenossen zu erschließen.

Auch Photokurse gibt es, die die Freude am Photographieren wecken und pflegen sollen. Hier erklärt der Leiter des KdF.-Kursus die Konstruktion des Apparates.



Ein KdF.-Sportkursus ⟶

Deutsche Arbeiter unter Palmen. Teilnehmer an einer Madeira-Fahrt bei ihrem ersten Spaziergang in Lissabon.

Aus Landratten werden Seebären. Auf dem KdF.-Segelschiff „Hanseat" können werktätige Volksgenossen an den Hochseesegelsportfreuden teilhaben.

Keine Angst vor Kniebeugen

Ein wichtiges Kapitel von der heiteren Seite

„Ja, Sport, det macht jung! Ick sage immer zu meenen Schülern, in zehn Jahren, da gibt's keenen alten Mann mehr!"

Der Berliner KdF.-Sportlehrer sagt es mit Ueberzeugung, während er seinen Oberkörper in den Hüften kugelt. Und Herr Müller und Herr Battke machen's nach, mehr oder weniger tief, je nach den Sorgen, die der Tag brachte. Am Schluß machen sie's aber alle gleich.

„So, nun nehmen Sie mal die Beene auseinander, immer weiter, det muß krachen. Sie können det doch zu Hause üben, so richtig uff'm Parkett, daß dabei der Teppich wegrutscht. Ja — Herr Battke macht's schon richtig, der rutscht auch ohne Teppich weg; den schicken wir 1940 nach Tokio."

Dann werden Kniebeugen ausgeführt. Liegestütze. Uebungen allein und zu zweit. „Jetzt bilden Sie mal 'ne Schlange, aber alle gerade hintereinander, det soll keene Klapperschlange werden. So, nun bücken Sie sich, nehmen die Hand uff die Schulter vom Vordermann, halten das rechte Bein hoch — jetzt vorwärts . . . eins zwei, eins zwei . . !"

Schon liegen alle am Boden. Körperertüchtigung paart sich mit Heiterkeit.

Geräteturnen, Ball- und Laufspiele: „Wie beim Aspirin muß det gehen", meint der Sportlehrer, „langsam müssen Sie schwitzen. Det schadet Ihnen gar nicht, wenn Sie zwei Pfund abnehmen, Herr Lehmke, da brauchen Sie keenen Punktroller mehr."

*

Solche Stunden gibt es jetzt alle Tage und überall, immer größere Teile des Volkes werden von der Notwendigkeit des Sportes als körperlichen und seelischen Ausgleich überzeugt. Sie lernen ihre Gesundheit und Kraft neu kennen und schätzen und begreifen, wie notwendig wir als Nation Kraft brauchen.

„Ich habe in meiner Jugend sehr viel Sport getrieben", sagte mir jemand während einer KdF.-Sportstunde, „aber nachher, als der Beruf begann, fehlte die Gelegenheit. Jetzt erst, wo wir wieder an den Sport herangeführt werden, spüre ich, was ich versäumt habe. Aber jede Stunde macht mich lockerer, frischer."

Alle finden beim KdF.-Sport, was ihnen besonders liegt: Da sind die Kurse für Boxen, Jiu Jitsu, Reiten, Tennis und zur Vorbereitung im Wintersport. Da sind Möglichkeiten für alle Sportarten. Wer auch im Winter das nasse Element nicht entbehren will, hat prächtige Gelegenheit bei den Abendkursen in den Hallenbädern. Ein solcher Abend macht um den ganzen Tag jünger für die Arbeit am nächsten Morgen. Auf dem Reichssportfeld in Berlin zum Beispiel ist das blitzneue Hallenbad für die KdF.-Kurse freigegeben. Da tummeln sich Nixen und Neptune. Gewärmte Stufen senken sich bis zum Wasser hin.

Trotzdem darf der Sport bei allem Ehrgeiz, bei allem Mut und aller Entschlossenheit nie Selbstzweck werden: wir dürfen uns nach sportlicher Betätigung nicht über eine Leistung freuen, sondern nur darüber, daß wir jetzt zu einer anderen Leistung wieder besser gewappnet sind. Sonst entsteht das überzüchtigte Höchstrekordunwesen, das mit vernünftigem Sport nichts zu tun hat und das Leistungsvermögen der Volksgemeinschaft in keiner Weise steigert.

Die Olympischen Spiele haben ins deutsche Volk den Gedanken des Sportes fast sogar als Pflicht tief hineingetragen. Es bleibt zu wünschen, daß auch diejenigen, die es aus diesen noch nicht haben, zur eigenen Sportausübung hinfinden. Wie es bei „KdF." gehandhabt wird, ist bekannt: Sport ist hier Freude.

*

Einige besonders Abgehärtete treiben sogar den ganzen Winter hindurch auch beim Schnee Leichtathletik auf freiem Felde. Ich habe sie zuletzt besucht. Die Trainingsanzüge hatten einigermaßen warm, auch die Seele, sonst konnte es nicht so fröhlich hergehen.

Die Zukunft wird einen ausgeglichenen, lebensfrohen Menschenschlag herausbilden. Dazu hilft neben den vielen anderen Einrichtungen der nationalsozialistischen Feierabendgestaltung vor allem auch der Sport als Volkswerk Kraft durch Freude — unendlich viel Wahrheit und völkisches Glück liegt in den drei Worten, mit denen der Nationalsozialismus dem Volk die Lebensfreude schenkte.

Kleiner Katzenbilderbogen

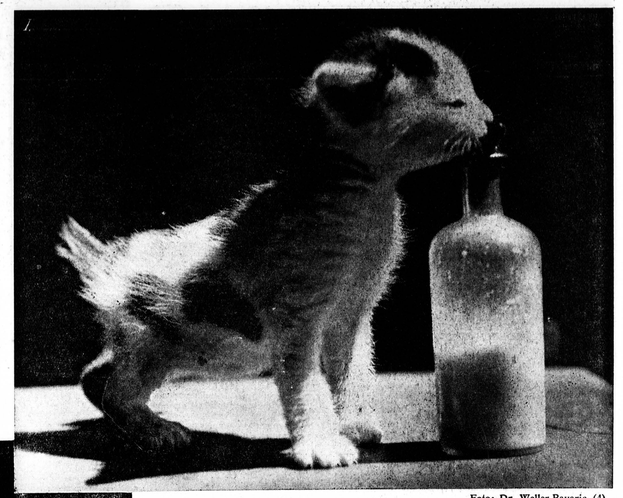


Foto: Dr. Weller-Bavaria (4)

I.

Mieze hat vor dreißig Tagen
erst die Augen aufgeschlagen;
doch sie schnuppert schon und leckt,
weiß sehr wohl auch, was ihr schmeckt.

Milch erspähte sie von ferne,
ach, sie mag die Milch so gerne.
Mutig hat sie's unternommen,
an die Milch heranzukommen.

II.

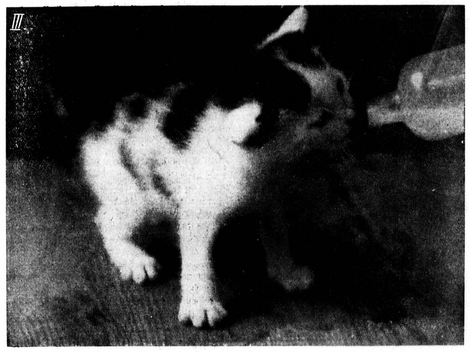
Tief beglückt von diesem Funde
blinzelt Mieze in die Runde.
Doch wie macht sie's, daß sie nasche
von dem weißen Saft der Flasche?

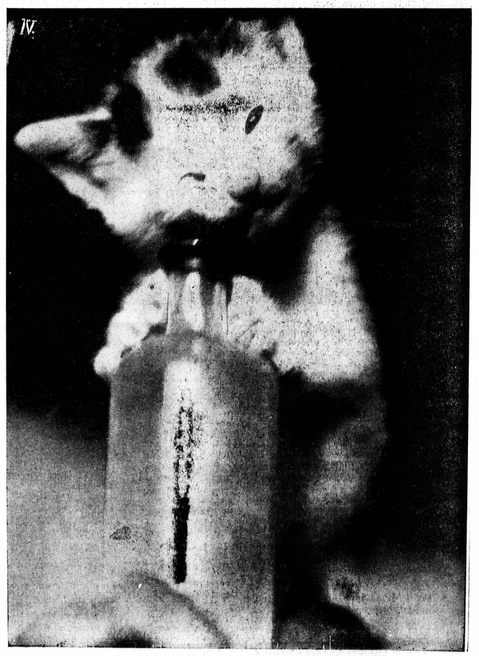
III.

Und das Menschenkind versteht,
was die kleine Mieze fleht.
Hier sieht man — und freut sich mit —
Miezchens guten Appetit.

IV.

Zu schnell ist die Flasche leer;
Mieze hätte gern noch mehr.
Doch so lernt zu früher Zeit
junges Blut Enthaltsamkeit.





Was heißt „horridoh"?

Wenn die Jäger sich begrüßen, so sagen sie zu einander: „Weidmannsheil!" Das genügt für gewöhnlich. Bei „dickeren" Anlässen wie großen Jagden, Hochzeiten, Geburtstagsfeiern der Jäger ist es damit indessen nicht getan. Da gipfelt die Rede in einem dreimaligen „Horridoh!" worauf der Chor der Anwesenden jedesmal mit einem kräftigen „Jaho!" antwortet.

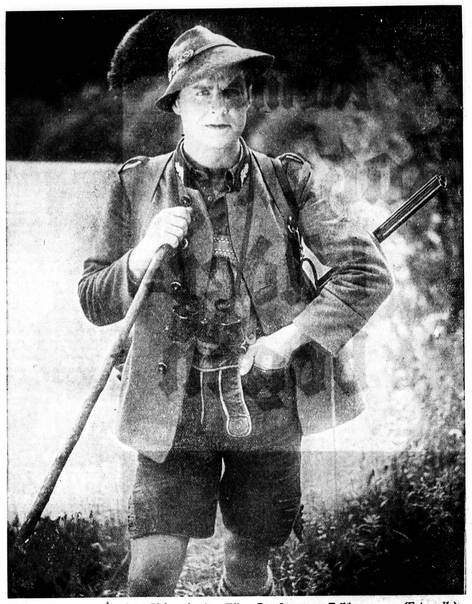
Es gibt noch heute Jäger, die diesem weidmännischen Ehrengruß keinen Gefallen abgewinnen können und die behaupten, „Weidmannsheil" sei ebensogut und genüge vollständig. — Das kommt aber daher, daß diese Herren nicht wissen, was „Horridoh" überhaupt bedeutet. Sie empfinden allenfalls, daß es sich um einen feierlichen waidlichen Wunsch handeln müsse, geboren aus deutschem Brauchtum, — damit ist die Angelegenheit abgetan. Etwas näher an der Kern der Sache ist Hermann Löns gekommen, der sich einmal dahin geäußert hat, daß „Horridoh" wahrscheinlich ein Zuruf an den am Seil befindlichen Leithund gewesen sei, die Fährte einzuhalten, ihr zu folgen. Dennoch ist diese Erklärung ebenso richtig wie — falsch. Denn Löns gibt einem seiner Bücher den Titel: „Ho, Rüd', ho!", woraus hervorgeht, daß er die innerste Bedeutung des Wortes nicht erfaßt hat.

Wie ist denn nun aber das „Horridoh" zu erklären? Ein Blick in den alten Sachs-Villatte, wo unter „rider" zu lesen ist: „Der Fährte folgen, ohne anzuschlagen" (vom Hunde), v.(erb) n.(eutr) ch.(asse), gibt darüber Auskunft. Setzen wir danach also zunächst einmal richtig an: Ho, ridel oh! Das „rider" ist das deutsche Zeitwort Reiten, das im Mittelalter vor allem ins jagdliche Französisch übernommen wurde. Von Frankreich wanderte der Ausdruck in der Parforcezeit wieder zurück nach Deutschland und setzte sich dort im Jagddeutsch der hohen Herren fest. „So der Hund die Fährte nicht anfallen will", heißt es in einer alten Quelle, „so soll man zu ihm sagen: Ho! ridere, ridere oder riddere, riddere!" — Auch eine Stelle in Heinr. Wilh. Döbels Jägerpractica ist hier noch heranzuziehen. Döbel sagt in seinem Buche vom Windhunde: „Einige, und insbesondere die zu Fuße ausziehen und hetzen, haben Gefallen daran, die Hunde zu gewöhnen, daß sie den Hasen hergetragen bringen . . . Dieser (nämlich der Apportieur) wird der Ritter genannt. Es gehört aber nur zu jedem Stück einer, der es tut. Mehrere sind nicht gut, sonst möchten sie alle tragen wollen und den Hasen zerreißen." Also auch hier „Der Ritter" der Hund, der der Fährte folgen durfte, was übrigens auch dem alten Döbel kaum klar gewesen ist.

Anknüpfend hieran wäre noch auf mancherlei sprachlich Interessantes hinzuweisen. So verstehen wir jetzt erst, warum der Fasan nach der Jägersprache „abreitet", weil er nämlich gleichsam einer Fährte folgt wie an der Strippe gezogen. (Vergl. auch: Les rideaux, — der Vorhang, weil er an einer ihm als „Fährte" dienenden Stange entlang „reitet".) Bleiben wir jedoch beim Thema.

Wissen wir nach dem Gesagten also über die Urbedeutung des Horridoh heute Bescheid, so haben wir leider keine Kunde, wann und wo das Horridoh als hoher Jägergruß zuerst gebraucht worden ist. Wahrscheinlich geschah dies am Sonnoverschen Hofe, was vielleicht aus alten Akten an Ort und Stelle noch nachweisbar ist. Für uns reicht die Gewißheit aus, daß der schöne Jägerspruch dadurch entstand, daß das Hal ridel vom Hund auf den Jäger selbst bezogen wurde und nun sowiel bedeuten sollte wie: Nak das, was deine Pflicht ist an und zeig' weiter, daß du als Jäger und als Mensch ein Kerl bist, als welchen wir dich kennen!

Dr. O. F. Volkmann.



Paul Richter in dem Film „Der Jäger von Fall" (Foto: Ufa)

Auf den Brunftgams

Um fünf in der Früh trete ich mit dem Jäger-Leo aus der Talhütte in die Winternacht hinaus. Groß und blank strahlen die Sterne. Magisch blinken die schneeverschütteten Berge im silbernen Himmelslicht.

„A recht's Wetterl macht's her!" meint launig der Jäger.

Munter klapsen wir mit den Schwerzengageln durch den knirschenden Schnee, halten am eisig rauschenden Wildbach entlang das tannenumstandene Tal hinaus, und als die Schneegipfel hoch über uns in Frührot leuchten, steigen wir langsam ins steile Gebirg hinein. Rechter Hand, hinter Schroffen und schneeüberladenem Tannengezweig, wirds jäh lebendig: . . . pfeifend springt ein Scharl Gamsen ab und ist dahingeschwind, kaum daß ich noch die schwarzen Schatten recht gesehen habe.

„G'lumpt . . ." sagt Leo geringschätzig und steigt bedächtig weiter. Dann aber verhält er plötzlich, hebt durchs Spektiv und winkt mich heran: „A guata Bock!"

Ei ja, dort oben steht der „schwarze Teufel" in Schnee und Gestein und windet nach der hohen Wand hinüber, wo auf schmalem Steig eine alte Geiß ihre beiden Kitzen führt.

Starke Krucken trägt der Bock auf seinem schwarz-weißen Haupt, rauh fährt der eisige Morgenwind durch das gottige Barthaar. Der Gams ist wahrlich die Kugel wert, und unwillkürlich muß ich an den Besen denken, den wir die „Jaagerin" (Jägerin) in der Frühe nachgeworfen hat, um solcherlei hohen Jagdes Gunst auf mich herabzubeschwören. Daß freilich die Wirkung dieses Zauberwurfes so prompt sei, das hätte ich mir nicht träumen lassen.

Aber gemach! . . . Sehen und haben ist zweierlei! —

Doch der Bock steht breit wie eine Scheibe da, und meine brave Büchse läßt mich so leicht nicht im Stich. Nur die Entfernung stimmt mich etwas bedenklich, wenn auch Leo nicht weiter als 200 Meter schätzt. Ich mache ein unglaubiges Gesicht, gehe aber getrost ins Ziel. . . . und wie der Stachl hochblatt sitzt, bricht der Schuß!

„Hat's ihn, Leo? —"

„An Dreeg hat's ihn!", sagt der Leo, während der Gams gesund und munter in die Wand hinüberflitzt und hinter vereisten Schrofen und Steilen verschwindet.

Vermucker Besen! . . .

Mühsam steigen wir den Steilwald weiter hinauf und lassen uns schließlich am Hochsaum einer Felswand nieder. Die Hunderte von Metern zu unseren Füßen in die Tiefe bricht. Wir sitzen auf unseren Lodenmänteln im dicken Schnee und stärken uns mit einer Brotzeit aus den Rucksäcken. Blank blitzt die Sonne vom blauen Himmel herab, und wenn man die Augen schließt und den Schnee nicht sieht könnte man meinen, man säße mitten im Frühling; so warm ist es. Aber so lange wir auch sitzen und spähen, — die Wand gegenüber bleibt tot und leer. Nur links in der Klamm zieht es schwarz an den weißen Schroffen vorbei: — eine Geiß mit einem munteren Fitz und bald hinterher ein Bock. Aber der Bock ist noch jung und die Kapriolen, die er in seinem Liebesdrang vollführt, machen auf die Geiß nicht den geringsten Eindruck. Das ist alles, was sich uns zeigt, während hinter und unter uns das Eis in der Sonne schmilzt und klirrend in die Tiefe bricht.

„Bald's Eis bricht", sagt der Jäger-Leo, „stang'n dö Gamserln höher 'nauf!"

Und so packen wir unsere Brocken zusammen und klettern über Stock und Stein, durch Schnee und Felsgespalt weiter hinauf.

Knapp hinter uns fällt eine der gefährlichsten Wände des ganzen Reviers ins gähnende Tal hinab. Vor uns führt der Graben in steiler Schräge zum Grat empor.

„Sand's schwindelfrei?" — fragt der Leo.

„Na, los!" würge ich tapfer, indem mir innerlich die „Grausbirn aufliegt" (das Gruseln kommt).

„Nur imma hübsch in mein Stapfen bleiben!", mahnt mein besorgter Führer.

„I werd' schon!", drucke ich, indem meine „Grausbirn" immer dicker wird.

Zurück schaue ich nun nicht mehr, — denn dort gähnt gar schaurig die Tiefe. Keuchend klettern wir und dampfen wie unter der Tropensonne. Dann aber geht es plötzlich nicht mehr. Der Steilgraben ist hoffnungslos vereist, so daß jedes Weiterklettern ein Spiel mit dem Tode wäre. Ja, wenn wir die Steigeisen bei uns hätten! . . . Aber die liegen drunten in der Hütte, und so entschließen wir uns schweren Herzens zur Umkehr. Der Grat greift nahe über uns und wieder ins tausend Meter tiefe Tal hinunter müssen, um morgen den Kampf mit dem Gamsberg aufs neue zu bestehen, das ist bitter!

Aber just, wie wir kehrtmachen wollen, wird es schräg drüben lebendig! Ein ganzes Rudel Krickelwild prescht über die Scharte herüber, furcht quer durch den Graben, daß der Schnee in weißen Wolken stiebt, und ist wie der Sausewind hinter vereisten Felstrümmern verschwunden. Hinterher fegt der alte Brunftgams, verhofft sich vor uns im Graben . . . die Büchse fliegt an meine Backe, — und im Knall reißt's den „schwarzen Teufel" zusammen! . . .

Das alles geht rasch wie ein Blitz. Und nun erst, da der zottige Gams tot droben in der weißen Rachel liegt, fängt mein Herz gewaltig an zu hämmern. Hohe Krucken hat der Gams und einen starken, reifigen Bart. Während der Jäger den Bart zupft und die rote Arbeit verrichtet, schaue ich in die leuchtende Gletscherwelt hinüber und denke den Vergen, die wir so manches unvergeßliche Weidmannsheil beschert ten. Und an die „grundgütige Jaagerin" denke ich, die den Besen heute früh doch nicht umsonst hinter mir hergeworfen hatte.

Dann steigen zwei Jäger mühselig, aber frohen Herzens ins tiefe Tal hinab.

Hermann Huttel.

Saujagd / Skizze von v. Bschofshausen-Giersdorf

Den lieben langen Tag über hatte es gestöbert, was nur vom Himmel herunter wollte, und erst in den späten Abendstunden war Frau Holle mit dem Schütteln ihrer Betten endlich fertig geworden. Der Schnee war weich und plastisch gewesen, so daß sich jede Spur und Fährte scharf und deutlich in ihn abdrücken mußte. Wir hatten also wieder eine „Neue", wie sie besser garnicht gedacht werden konnte. Dazu herrschte heute ein Winterwetter, so herrlich, so prächtig, daß einem das Herz im Leibe lachte und der mahnende Gedanke, daß man doch eigentlich im Büro eine ganze Masse zu tun hätte, hohnlachend beseite geschoben wurde. Nein, heute wollen wir lieber Sauen jagen. Die dorftigen Gesellen hatten bis jetzt Glück gehabt. Wenig Schnee erschwerte die Jagd, und wenn es wirklich mal gut schneite, dann begannen die Flocken bestimmt erst gegen Morgen zu fallen, und keine Fährte war mehr zu finden.

Die Förster hatten für solche Fälle wie heute schon ihre Anweisungen. Sie spürten in der Morgenfrühe ihre Reviere ab, und in den späteren Vormittagsstunden waren ihre Spurberichte schon in der Oberförsterei telefonisch zu erwarten. Die übrigen Beamten sammelten sich dann, soweit sie irgendwie dienstlich abkömmlich waren, in der zentral gelegenen Jagdhütte im Jagen 103. Aber die Beamtenschaft allein genügte für die großen Treiben nicht, und so wurde noch ein benachbarter Gutsbesitzer, der Amtsgerichtsrat, ein Arzt und der Apotheker des Kreisstädtchens gebeten, sich um 11 Uhr an der Jagdhütte einzufinden. Meldungen lagen zwar noch nicht vor, aber an einem günstigen Ergebnis des Abspürens sei kaum zu zweifeln. Und freudig sagten alle zu.

Gespannt wurde schon lange auf das Klingeln des Telefons gewartet. Endlich rasselte es los, und Förster K. meldete: „Im Jagen 84 stecken drei Ueberläufer, in 107 ein einzelnes starkes Stück, und in 79 hat sich eine ganze Rotte schwächlicherer Sauen eingeschoben, wieviel, war nicht festzustellen." „Famos, K.! Also um 11 Uhr an der Hütte. Wir bringen auch unsere Teckel mit. Weidmannsheil!"

Endlich ist es so weit. An der Jagdhütte ist schon alles pünktlich versammelt. Freudige Begrüßungen, und fröhliche Begrüßung. Dann wird der Jagdplan mitgeteilt: Zunächst nehmen wir als das nächste das Jagen 107 mit dem einzelnen Keiler, dann die weich Ueberläufer und zuletzt die Rotte. Rotwild wird nicht beschossen, wohl aber Füchse. — Los! — Im Gänsemarsch ziehen wir ab durch den tiefen Schnee, und lautlos werden die Stände bezogen. Dann wird angeklasen. Nach geraumer Zeit dringt schwach und gedämpft aus der tief verschneiten Dickung der giftige Hals der beiden Teckel. Aha, sie haben den Keiler gefunden. Jetzt Hetzlaut. Der Keiler ist flüchtig geworden. Donnerwetter, die Jagd kommt genau auf uns zu, hoch nein, jetzt dreht der Basse wieder ab, und schwächer wird der Laut der Hunde. Da fällt drüben, ganz hinten auf dem anderen Flügel, ein Büchsenschuß und gleich darauf ein zweiter in der Front. In der Front schoß einer mit sauberer Kugel einen schmirrenden Fuchs, und der starken Keiler erlegte als sein erstes Stück Schwarzwild ein blut'unger Hilfsjäger. Wir gönnen dem strahlenden Jüngling sein Weidmannsheil von Herzen.

Im nächsten Treiben passiert etwas ganz Komisches! Kaum ist angeklasen, schießt es nebenan. Dann hört man schimpfen „Donnerwetter, verfluchtes Mistvieh!", und febt rennt der dicke Apotheker, verfolgt von einem Ueberläufer, auf einen Holzstapel und baumt mit erstaunlicher Fixigkeit auf. Vor Lachen konnten wir uns kaum halten. Dann läuft einer schnell hin und gibt dem stark schweißenden Hosenflicker den Fangschuß. Das letzte Treiben lieferte dann noch einen Fuchs und vier Frischlinge.

Als die Dämmerung herabsank, fuhren wir in frohester Stimmung heim. Nur der dicke Apotheker war noch etwas still und blaß.

Sauen im Mondschein (WV-Archiv)

In der Welt des ewigen Eises

Die Arktis bekommt Besuch

Von Dr. Colin Roß

Auf dem Eisbrecher „Nascopie" der Hudson's Bay Company fuhr Colin Roß in die Arktis, um einen der letzten „Arktisteile" kennenzulernen, die er noch nicht bereist hat. Er nahm seine Frau und den zehnjährigen Ralph mit, d. h. er fuhr „Mit Kind und Kegel in die Arktis". So heißt das Buch, das er über die erste Polarexpedition mit Familie geschrieben hat. Der Verfasser plaudert in diesem Reisetagebuch der Familie in seiner bekannt reizvollen Art von kleinen persönlichen Dingen, Familienfreud und -leid, Wirtschaft, Politik und Weltanschauung, von riesigen Eisbergen, südlichen Eskimofrauen, großen Eisbärjägern und einsamen Polizeiposten. Das Buch ist aber keine trockene Abhandlung, sondern Colin Roß, der kluge Wanderer zwischen vielen Welten, hat hier mit meisterhafter Feder so etwas wie ein Bildnis der wilden, grenzenlosen Arktis gemalt. „Rossens" können sich rühmen, die erste weiße Familie gewesen zu sein, die in die Arktis vorgedrungen ist. Sie ging den tausend Familien voran, die in Zukunft dort wohnen werden. Denn Colin Roß prophezeit breiten Teilen des Nordens eine baldige Besiedlung. Die eine Voraussetzung für den nach seiner Meinung mit Sicherheit zu erwartenden Luftverkehr über den Pol bildet. Mit Genehmigung des Verlages F. A. Brockhaus, Leipzig, setzen wir unseren Lesern ein Kapitel aus dem Werk unseres berühmten Weltreisenden vor, das dem Wesen und Blick schildert, wo ein seltener Gast, ein Bischof, die Arktis besuchte.

*

Ponds Inlet (Baffinland)

Der Händler der Hudson's Bay Company hatte genau wie der Bischof den Vorstoß nach Devon- und Ellesmereland gewissermaßen nur als „Passagier" mitgemacht, genau wie wir. Nördlich des 74. Breitengrades gibt es weder Handelsposten noch Missionsstationen, da hier die Eingeborenen fehlen, die man missionieren oder die Füchse jagen könnten, um mit deren Pelzen gewinnbringende Geschäfte zu machen.

Als wir nach Baffinland kamen, traten die drei Mächte, die sich in die Herrschaft über die kanadische Arktis teilen, wieder voll in Tätigkeit. Die erste Station, die wir anliefen, war Ponds Inlet. Es liegt an der Nordküste der Insel an einem schmalen Kanal, der es von Bylot Island trennt. Diese Insel, die lediglich von Füchsen und Lemmingen bewohnt wird, besteht aus einer grandiosen Komposition von Felsklippen und Gletschern, die jeden begeistern muß, der nicht gerade wie wir eben aus der nördlichsten Arktis herunterkommt.

So interessierten wir uns mehr für die Vorbereitungen unserer „Großmächte" zum Empfang ihrer Vertreter an Bord. Ponds Inlet ist arktische Großstadt. Staat, Kompanie wie Kirche haben demnach hier ihre Vertreter. Letztere sogar zwei, denn wie auf Southampton Island gibt es hier eine protestantische und eine katholische Mission.

Die Kunststabler der Mounted Police erschienen in Uniform, die sie sonst an Bord nie tragen, und der Inspektor klirrte mit Sporen. Die er nie anzulegen versäumt, wenn er an Land geht, obgleich es doch nur Hunde gibt, auf denen er reiten könnte. Der Maler aber zieht sich, wie gewöhnlich, wirdewoll in seine Kabine zurück, um dort die Meldung des Detachementführers entgegenzunehmen.

So eindrucksvoll diese Meldung jedoch auch inszeniert ist, so verblaßt sie diesmal völlig neben dem Empfang, der dem Bischof zuteil wurde. Die Vertreter der „Großmächte" kamen in drei Booten an. Das erste Boot, ein Segelkutter mit Motor, gehörte der Kompanie, dahinter kam in einer eleganten Motorjacht die Polizei, und ganz zum Schluß in einem kleinen, bescheidenen Ruderboot die protestantische Kirche. Die katholische Kirche verfügte nicht einmal über ein solches. Deren Vertreter war jedoch in den Kutter der Kompanie gestiegen und kam so als erster an. In der hohen Dünung tanzte das kleine Schiff, als wiede es jeden Augenblick umschlagen. Der Pfarrer aber, eine schlanke Erscheinung mit schlohweißem Haar, stand vor dem Mast wie ein Jüngling, der auf Abenteuer in See sticht. Er sah so strahlend zum Dampfer herüber wie ein Bräutigam, der seine Braut erwartet.

Als der Kutter an der Gangway anlegte, drohte der Mast an der Schiffswand zu zerschmettern. Der junge Geistliche im weißen Haar fing den Stoß auf und schwang sich dann trotz seiner langen Soutane geschickt wie ein trainierter Leichtathlet von dem schwankenden Boot auf die Gangway, stürmte wie ein Jüngling die Treppe hinauf, beugte mit wahrhaft ritterlicher Geste ein Knie vor dem Bischof, der in vollem Ornat vor ihm stand, und küßte inbrünstig seinen Ring.

Als wir später die Mission an Land besuchten, wirkten Bischof wie Pfarrer allerdings weit weniger imposant. Wir trafen beide am Herd der Wohnstube beim Abendessen. Die Kirchen der Arktis müssen alles in einem sein: Gotteshaus, Sakristei und Wohnung für Pfarrer und Vikar nebst Vorratshaus. Das alles gruppiert sich um den einen Herd, der gleichzeitig als Ofen dient und das Ganze erwärmen muß. Kohle ist teuer in der Arktis. Der Altar ist hinter Holzflügeln versteckt. Klappt man sie zurück, so ist die Wohn- und Schlafstätte rasch in eine Kirche verwandelt.

Man mag über den Wert der Mission verschiedener Ansicht sein, über den Wert der Missionare kann. Ich habe sie wenigstens in allen Breiten als hervorragende, ungewöhnlich weitblickende Menschen kennengelernt, die nicht nur im allgemeinen mehr von den Sitten und Gebräuchen wie auch von der Psyche der Eingeborenen wissen als irgendein anderer Weißer, sondern die gewöhnlich auch ein erstaunlich weitherziges Verstehen für die ursprünglichen religiösen Vorstellungen der Menschen haben, die sie zum Christentum bekehren.

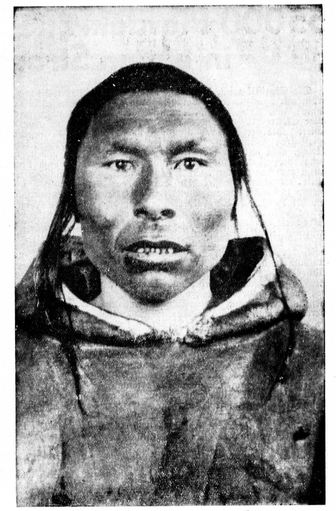
Der Bischof wie der Pfarrer bildeten keine Ausnahme. Beide verstanden mehr von den Eskimos als die meisten Polarforscher und sprachen mit Bewunderung von der seelischen Anpassung des Eskimos an die eisige Welt, in der sie zu leben gezwungen sind. Sie gehörten auch nicht zu denen, die den Erfolg der Mission nach der Zahl der Taufen werten. Sie gaben ohne weiteres zu, daß ein getaufter Eskimo, selbst wenn er regelmäßig zur Kirche geht, noch lange kein Christ ist, sondern daß in ihm der alte Geisterglaube weiterlebt und vermutlich noch generationenlang weiterleben wird.

Vielleicht gibt es kein Bekehrungswerk, das so schwierig ist wie das in der Arktis, nicht nur wegen der ungewöhnlichen Körperlichen Anforderungen, die hier an den Missionar gestellt werden, sondern vor allem auch, weil er seinen Schäfchen in die Eiswildnis nachziehen muß, wenn er sie erreichen will.

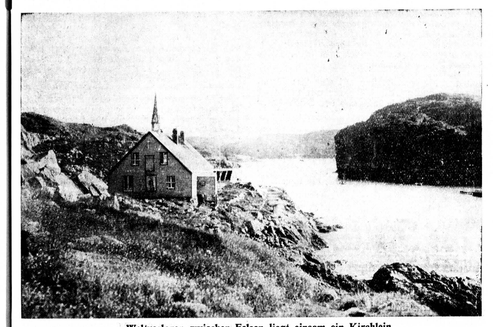
Eskimos sind Nomaden, die Kirchen in der Arktis sind solche mit Ebbe und Flut. Die Gotteshäuser in den arktischen Stationen können auf Zuspruch nur rechnen, wenn die Eingeborenen dort gerade zusammenströmen, um ihre Pelze einzutauschen. Sonst heißt es, ihnen auf den Jagdsitzen folgen. In Nordostgrönland nicht zu denken, die den Erfolg der Mission nach der Zahl der Taufen werten. Sie gaben ohne weiteres zu, daß ein getaufter Eskimo, selbst wenn er regelmäßig zur Kirche geht, noch lange kein Christ ist, sondern daß in ihm der alte Geisterglaube weiterlebt und vermutlich noch generationenlang weiterleben wird.

Vielleicht gibt es kein Bekehrungswerk, das so schwierig ist wie das in der Arktis, nicht nur wegen der ungewöhnlichen Körperlichen Anforderungen, die hier an den Missionar gestellt werden, sondern vor allem auch, weil er seinen Schäfchen in die Eiswildnis nachziehen muß, wenn er sie erreichen will.

Eskimos sind Nomaden, die Kirchen in der Arktis sind solche mit Ebbe und Flut. Die Gotteshäuser in den arktischen Stationen können auf Zuspruch nur rechnen, wenn die Eingeborenen dort gerade zusammenströmen, um ihre Pelze einzutauschen. Sonst heißt es, ihnen auf den Jagdsitzen folgen. In Nordostgrönland ist es gerade Ebbe. Die meisten Eskimos sind auf der Karibujagd. Wenn diese beendet ist, beziehen sie Winterquartier. Dann zieht auch der Pfarrer dorthin und baut sein Iglu, seine Schneehütte, wie jeder Eskimo. Die seine ist lediglich ein wenig geräumiger, und sie trägt über dem Eingangstunnel, durch den man auf allen Vieren kriechen muß, ein Kreuz, denn sie dient gleichzeitig als Kirche, und jeden Morgen wird hier die heilige Messe gelesen.

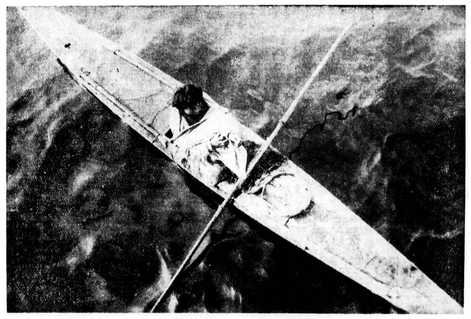


Ein Eskimo, Sohn des ewigen Eises



Weltverloren zwischen Felsen liegt einsam ein Kirchlein

Eine Eishöhle ist die Wohnung eines arktischen Pfarrers



Ein Eskimo in seinem Kajak

Von den drei Mächten, die die kanadische Arktis beherrschen, bemüht sich die Kirche jedenfalls am meisten um die Eskimos. Die Hudson's Bay Company läßt, der Ueberlieferung getreu, die Eingeborenen an sich herankommen. Sie kann sich das auch leisten, da deren materielle Wohlfahrt von ihr abhängt. In schlechten Jagdjahren müssen sie verhungern, wenn die Kompanie ihnen nicht Kredit gäbe, und im Grunde herrschen heute in der Arktis die gleichen Zustände wie vor zweihundert Jahren an der Hudsonbucht: es ist die Große Kompanie, die regiert.

Photos (4) mit Genehmigung des Verlages Brockhaus dem Werk von Roß: „Mit Kind und Kegel in die Arktis" entnommen.

Schwer zu begreifen! Immer wieder muß man die Erfahrung machen, daß die meisten Menschen sich wohl morgens, aber nicht abends die Zähne putzen. Anscheinend wissen viele noch nicht, daß die Zähne gerade während des Schlafes durch die Zersetzung der Speisereste am meisten gefährdet sind. Deshalb sollte die abendliche Zahnpflege mit Chlorodont jedem zur Selbstverständlichkeit werden! Wer regelmäßig die Qualitäts-Zahnpaste Chlorodont benutzt, hat immer blendend weiße Zähne und erhält sie bis ins hohe Alter gesund.

55000 Pferdekräfte in einem Stromerzeuger

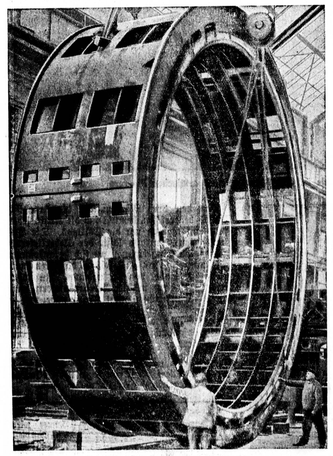
Die Statistik zeigt, daß die deutsche Elektroindustrie allen Anstrengungen des Auslandes zum Trotz noch heute an der Spitze aller Elektro-Ausfuhrländer der Welt marschiert. Sie verdankt das nicht nur den beispielhaften Leistungen der deutschen Ingenieure, nicht nur der mustergültigen Einrichtung ihrer Fabrikationsstätten, sondern vor allem auch den Erfahrungen, die sie im Laufe einer Jahrzehnte währenden Tätigkeit auf diesem Gebiete sammeln konnte. Es liegt ja auf der Hand, daß Unternehmen, die von den ersten Anfängen des Elektromaschinenbaues an Stromerzeuger gebaut haben und deren Ingenieure selber eigentlich erst den gewaltigen Fortschritt geschaffen haben, der uns von den bescheidenen Anfängen der Elektrizitätsversorgung in den letzten Jahrzehnten des verflossenen Jahrhunderts zu den Riesenmaschinen der heutigen Elektrotechnik führte, über ein ungleich höheres Maß von Wissen, Können und Erfahrung verfügen als jeder andere. Und von diesem Gesichtspunkt aus wird es verständlich, daß fremde Länder, die ihre Industrialisierung vorwärts treiben wollen, sich immer und immer wieder an die „großen Kanonen" auf elektrotechnischem Gebiet wenden, daß sie ihre Maschinen, ihre Anlagen und Geräte in den führenden Industrieländern der Erde kaufen. Wenn bei diesem internationalen Wettbewerb Deutschland am besten abschneidet, wie es die Statistik zeigt, so ist das doppelt erfreulich; es beweist, wie hoch man draußen die deutschen technischen Leistungen und das Können der deutschen Unternehmen einschätzt.

Es ist sicher auch ein Beispiel ungewöhnlicher Leistungen, wenn erst in den Werkhallen der Allgemeinen Elektrizitäts-Gesellschaft in der Brunnenstraße zu Berlin ein Wasserkraft-Stromerzeuger seiner Vollendung entgegengeht, der mit der ungeheuren Leistung von 50 000 Kiltovoltampere — rund 55 000 Pferdekräften zu den größten Maschinen dieser Art gehört, die je gebaut worden sind. Man gewinnt einen Begriff von der Leistung dieses Giganten der Technik, wenn man bedenkt, daß er eine ganze Stadt, ja sogar eine Großstadt, mit Strom versorgen könnte. Der Läufer dieser Maschine wiegt allein 400 Tonnen, das Gehäuse hat einen äußeren Durchmesser von etwa 8½ Meter, und die gesamte Höhe der Maschine beträgt ebenfalls 8 Meter. Diese Maße entsprechen dem äußeren Umfang eines recht ansehnlichen Landhauses.

Gewöhnlich fragt der Beschauer derartiger Großmaschinen, nachdem er sich vom Staunen über die ungewöhnlichen Abmessungen erholt hat, nach dem Sinn, den der Bau so gewaltiger Maschinenkolosse hat. Man ist leicht geneigt, eine gewisse Neugierlust dahinter zu suchen; doch davon kann gar keine Rede sein. Es sind gewöhnlich rein wirtschaftliche und rein technische Gründe, die zur Entwicklung solcher Großmaschinen führen. Der wirtschaftliche Grund liegt darin, daß die Leistungseinheit der Maschine, also das einzelne von ihr erzeugte Kilowatt, umso billiger wird, je größer die Gesamtleistung ist, die man mit einer einzigen Maschine bewältigt; die Großmaschine ist also je Kilowatt billiger als eine kleinere. Der zweite Grund liegt darin, daß man gerade bei der Ausnutzung von Wasserkräften zwar große Wassermassen, aber nur ein geringes Gefälle zur Verfügung hat. Das trifft vor allem für die sogenannten Laufwasserkräfte zu, das heißt die großen Ströme, die zwar gewaltige Wassermengen mit sich führen, aber um nur wenige Meter gestaut werden können. Solche Wasserkräfte muß man in großen, langsam laufenden Wasserturbinen aus, und wenn die Turbine langsam läuft, muß auch der Stromerzeuger, der unmittelbar auf der Turbinenwelle sitzt, langsam laufen. Will man dann aber große elektrische Leistungen haben, so muß man die Polräder und die Ständer der Maschine möglichst groß machen, um viele „Pole" mit ihren Wicklungen an deren Umfang unterbringen zu können.

So also erklären sich die gewaltigen Abmessungen der großen Wasserkraft-Stromerzeuger. Für den Bau solcher Giganten sind aber auch besondere Werkseinrichtungen erforderlich, und zwar nicht nur für den Transport und die Bearbeitung der sehr großen Einzelteile, sondern auch für die Prüfung der fertigen Maschinen. Der fesselndste Teil dieser Prüfungen ist die sogenannte Schleuderprobe. Wenngleich auch die normale Drehzahl der Läufer im Betriebe festliegt — sie beträgt 115 Umdrehungen in der Minute — so kann es doch unter gewissen Umständen vorkommen, daß die Antriebsturbinen „durchgehen", das heißt, ihre Normaldrehzahl erheblich überfliegen. Den dann auftretenden hohen Fliehkräften muß der Läufer einwandfrei gewachsen sein; denn die Folgen des Auseinanderfliegens eines Läufers sind so katastrophal, daß man solchen Möglichkeiten mit allen Mitteln vorkommen muß.

Man bringt deshalb den fertigen Läufer mit der Welle in eine eigens hierfür gebaute Grube und prüft ihn dort praktisch mit der höchsten überhaupt möglichen Tourenzahl auf seine Haltbarkeit. Die Grube für den neuen Riesengenerator ist elf Meter weit und neun Meter tief. Erst wenn hier der Läufer sein Examen bestanden hat, wird die Maschine wieder auseinandergenommen und zum Versand gebracht, damit ist alles geschehen, um sicherzustellen, daß das deutsche Erzeugnis auch an seinem Bestimmungsort im fernen Ueberseeland seine Pflicht und Schuldigkeit tut und sich seiner Herkunft aus einem für die Güte seiner Fabrikate der ganzen Welt bekannten Lande würdig erweist.



Ein Riesengenerator für Südamerika

In der AEG zu Berlin wird z. Zt. ein Riesengenerator fertiggestellt, der ein Gigant unter den Stromerzeugern ist. Das neue Erzeugnis deutscher Industriearbeit wiegt 500 Tonnen und wird als Wasserkraftgenerator, dessen aufgerichtetes Gehäuse wir hier sehen, der Stromerzeugung eines südamerikanischen Staates dienen. (AEG Werkphoto, K.)

Wunderliche Welt

„Technik — vor 2000 Jahren" heißt der englische Altertumsforscher Professor Dr. F. G. Harrington eine interessante Veröffentlichung, die das Ergebnis seiner langjährigen Studien darstellt. Dabei macht der Gelehrte die verwunderliche Feststellung, daß schon die alten Aegypter den Lautsprecher kannten und daß es ihn vorsintflutlichen Kom bereits Taxameterdroschken und — Maschinengewehre geschaffen hat.

Cäsar in der Taxi

Das Maschinengewehr, im Weltkrieg zu einer der wirkungsvollsten Waffen unserer Zeit geworden, hat einen Vorläufer, der älter als zwei Jahrtausende ist. Der englische Altertumsforscher Professor Harrington berichtet uns, daß Cäsar, der große Eroberer, eine Maschine mit sich führte, mit der man in einer Minute 120 Pfeile abschießen konnte. Es handelt sich um einen großen Bogen, der mittels einer Handwinde außerordentlich schnell gespannt werden konnte, während die Pfeile durch eine geschickte Vorrichtung bei jeder Spannung sich auf den Bogen legten. Dieses antike „Maschinengewehr" — Professor Harrington bezeichnet uns, daß es in einer „Rüstungsfabrik" in Rom in der Via Appia hergestellt wurde — soll eine furchtbare Wirkung auf den Feind gehabt haben. Wenigen, wenn sogar so viele Treffer erzielte, als darum, weil die Feinde sich dieses plötzliche „Schnellfeuer" nicht erklären konnten und meist die Flucht ergriffen, wenn der Pfeilregen auf sie herniederprasselte.

Aber nicht nur das Maschinengewehr ist — in gewissem Sinne zu den „technischen Errungenschaften" der Römer zu rechnen, auch unsere moderne Taxameterdroschke. Sie wurde freilich nicht von einem Banunternehmer gestellt, sondern von einem vierbeinigen „Fahrgast" gelegen. Aber der Erfinder konnte am Ende der Fahrt genau feststellen, wie hoch sich der Fahrpreis entsprechend der zurückgelegten Entfernung stellte. An dem Wagenrad befand sich nämlich ein kleines Zahnrad, das sich bei jeder Umdrehung vorwärts schob und, wenn es selbst eine volle Umdrehung gemacht hatte, eine kleine Metallkugel losfallen ließ, die in eine Art von Schale fiel. Am Ende der Fahrt öffnete der Wagenlenker diese Schale und konnte aus der Anzahl der gefallenen Kugeln die Entfernung, die zurückgelegt wurde, berechnen und dementsprechend seinen Preis fordern.

Professor Harrington fand eine Anzahl altägyptischer Schriftstücke, die Anweisungen für die Priester enthielten, sich dieser Vorrichtungen bei ihren Zeremonien zu bedienen. So wird zum Beispiel das Wunder, daß sich die Tore des Tempels zu Theben nur öffneten, wenn die Priester das heilige Feuer vor diesen Toren entzündeten, ganz natürlich erklärt: An den Toren des Tempels der Osiris befand sich eine gespannte Feder, die mittels einer Tonstange mit einem Hammer verbunden war. Dieser Hammer, durch einen Silberdraht, der zusammen mit dem heiligen Feuer in Brand gesteckt wurde, zerschmolz. Dann zerschlug er die Tonstange, und die Feder preßte automatisch die Tore nach außen. Aehnlich verhält es sich mit der berühmten Götterstatue im Tempel zu Theben, die zu den Gläubigen sprach und ihre Auskunft deutete. Sie enthielt den ersten — Lautsprecher der Welt. Die Worte, die scheinbar die Göttin sagte, wurden von einem Priester, der sich im Innern der Statue befand, gegen ein feinmaschiges Drahtnetz gesprochen, von wo aus die Schallwellen auf eine Art Membrane gelangten, die die Töne mit vielfacher Verstärkung aus dem Mund der Götterstatue schleuderte. zb.

Kommt die denkende Maschine?

Zwei schwedische Ingenieure arbeiten zurzeit an der Vervollkommnung eines Robots, der in den englischen Tragflugzeug-Flugmaschinen Verwendung finden soll, die vom kommenden Frühjahr ab die regelmäßige Ozeanüberquerung ausführen haben werden. Flugzeug-Robots, also Geräte, die den absolut müssigen Flug unter normalen Verhältnissen auf Grund hochfeiner Stabilisierungsapparaturen automatisch leiten und garantieren, sind nichts Neues, obwohl die Erfinder der ganzen Welt von den Stellen der Luftfahrt immer wieder erinnert werden, letzte Vervollkommnung für diese Robots zu erkennen.

Der Ausbau der Robots auch auf anderen Gebieten ist heute ungewöhnlich weit fortgeschritten. Wenn man immer wieder hörte, daß der Robot niemals den Menschen werde ersetzen können, da der Mensch denke, und der Robot nicht zu denken imstande sei, so wiesen englische und amerikanische Konstrukteure in jüngerer Zeit darauf hin, daß die Mehrzahl der menschlichen Bewegungen und Handlungen einfache Reflexe sind, bei denen Ueberlegung gar nicht oder mitunter selten braucht. (!) Es genügt also — um es mit anderen Worten auszudrücken — einen gewissen Reiz auszulösen, um automatisch die scheinbare Willenshandlung hervorzurufen, die sich im Oeffnen der Tür, im Betätigen einer Glocke oder dergleichen äußern kann.

Der „denkende" Robot ist nämlich in gewisser Richtung und unter Zuraumbelegung der eingangs erwähnten Einschränkungen bereits erfunden. Wenn ein solcher Robot, wenn etwa der Türöffner-Robot, nachdem ein Mensch ein Lichtbad (sichtbarer oder unsichtbarer Art) durchschritten hat, dann ist damit ein Arbeitsgang erfüllt, der sonst von einem Menschen zweifellos werden müßte, der allerdings meist auf erheblich rohere und härtere Aeußerungen ranalert.

Wenn wir heute durch Ihre „Maschinenmenschen", durch den Robot, unsere Rechnungen prüfen lassen, wenn die Mathematiker und Astronomen ihre Rechnungen viel lieber einem Rechenroboter überlassen als dem staunenden Bleistift — dann bedeutet das nichts anderes, als daß die Maschine den Menschen in mancher Hinsicht bereits überflügelt hat. Er rechnet genauer, er stellt eine Luftverschlechterung oder Gasanreicherung in einem Raum rascher fest als ein Mensch das vermag. Wir sind also in der Konstruktion des Maschinenmenschen, des Robots, in der letzten Etappe angelangt . . .

Wir sind nur noch ein Robot erfunden werden, der aus der eigenen Tasche pünktlich und ohne Raten unsere Rechnungen bezahlt!

Der Keller der tausend Stimmen

In den Gewölben des Berliner Funkhauses. — Die Zauberküche des Hörspiels

Funkhaus Berlin! Mit aufwärts strebenden Linien reckt es seine riesigen Fensterfronten in den Himmel. Musik und Wort, Scherz und Ernst des Sendens nehmen von den elf Gewölben aus ihren Weg an das Ohr von Millionen Hörern. Aber in diesem großen Hause gibt es noch eine zweite Welt, von der wir nichts ahnen, wenn wir das Haus betreten wollen, was einfinals durch den Aether ging, für alle Zeiten aufbewahrt wird und die jene Hilfsmittel enthält, die der Rundfunk für jede seiner Sendungen benötigt erfordert.

Wir steigen hiab in die Kellergewölbe der Funkmetropole. Aber auch hier wie in den oberen Stockwerken ein emsig rastloses Hin und Her. Vermutenheit wird lebendig, wenn man die Räume mit ihren mächtigen Regalen betrachtet, in denen nahezu 10000 Schallplatten der Schallgrundfunkgesellschaft aufbewahrt werden, Schallplatten, die alles enthalten, was es auf der Welt an Stimmen, Geräuschen und Musik gibt. Hier sind die Archive des Rundfunks. Jede Schallplattenaufnahme, die einer der deutschen Sender macht, hat hier ihren Platz, wird auf ihre Verwendungsmöglichkeit geprüft, um sie dann nach einem besonderen System so einzuordnen, daß sie mit einem Griff bei einer Sendung verwendet werden kann.

Die Stimmen der bedeutendsten Staatsmänner der Welt, Vorträge und Reden, Hörberichte und Hörfolgen, Ansprachen, Musik aller Gebiete, Sport und Berichtsausnahmen verschiedenster Art liegen hier und harren der Wiedererweckung. In einer besonderen Abteilung ist eine Sammlung künstlich hergestellt, um typische Geräusche unterzubringen, deren Verwendung im Hörspiel unentbehrlich ist.

Maschinenlärm stets griffbereit

Bei diesen Schallplatten ist nichts vorgetäuscht, alles sind Originalaufnahmen, die das Leben selbst dem Mikrophon anvertraute. Da ist ein großer Schrank, der ein kleines Schild mit der Aufschrift „Schlachtlärm" trägt. Man greift wahllos in die Fächer, um gleich darauf aus dem Lautsprecher wildes Kampfgetümmel aus dem Hölzbrian-Platte und ein Stück Block rekonstruieren, von ausübten Händen achandhabt, vollkommen Spiel und dumpfes Donnerrollen, während das Knistern im Ofen nichts weiter als in der Hand lundalam zerdrücktes Kupferfaniol ist. Pferdeaetrappel entpuppt sich als das Klopfen von Kokosnüssen auf eine Marmorplatte, Schüsse aus Pistolen durch das Zerplatzen eines mit Schrot gefüllten Schlauches.

In diesem Haus der Illusionen kann man wahrhaftig alles gebrauchen, sei es ein alter Regenschirm, der, von einem Ventilator angeblasen, den Eindruck einer Schiffskatastrophe hervorruft oder ein Staubsauger, der das Aufund Ab eines Fahrstuhls vortäuscht.

Weltseltsa ist die Welt in den Gewölben des Berliner Funkhauses, in denen mehr als 10 000 Stimmen täglich darauf warten, auf der Tiefe geholt zu werden und durch den Aether wieder dorthin zu dringen, wohin man sie geholt oder wo man sie der Wirklichkeit abgelauscht hat. zb.

Wenige Schritte weiter glauben wir mitten im lärmenden Zoo zu stehen. Affen freischen, Elefanten trompeten, Grillen zirpen, man hört die Stimmen der Paviane, See-Elefanten, das Klappern der Störche, das Seufzen der Wölfen usw. usw. — Tausende Stimmen von mehr als hundert Schallplatten.

Auch Schweine haben ihre Mucken. Wenn sie grunzen sollen, dann wollen sie nicht und wenn sie nicht grunzen sollen, dann müssen sie es tun. Das ist einer der Gründe, weshalb auch viele Theater bei der Aufführung des Stückes „Krach um Jolanthe" auf das Schwein als Schallquelle zu Hilfe nehmen. „Hier ist die Platte", sagt uns der Lagerverwalter, „die allabendlich hinter den Kulissen der Bühne ertönt". Wir hören sie auf die Beschriftung und lesen: „Stgt 24 842 — Grunzendes Schwein".

Der Schaumschläger als Eisenbahn

Die quiekenden Stimmen der Ferkel werden hier ebenso bereitgehalten, wie Kinderlärm und Kinderweinen, während sogar weit über tausend Hörfolgen, Ansprachen, Musik aller Gebiete, Sport und Berichtsausnahmen verschiedenster Art liegen hier und harren der Wiedererweckung. In einer besonderen Abteilung ist eine Sammlung künstlich hergestellt, um typische Geräusche unterzubringen, deren Verwendung im Hörspiel unentbehrlich ist.

Doch nicht immer werden bei Rundfunksendungen Schallplatten verwendet. Bei allen Vorteilen haben sie den Nachteil, daß sie rar sind. Und deshalb ist auch die nächste Abteilung nötig, die wir die „Zauberküche des Hörspiels" nennen wollen, wenden hier doch nicht minder als nahezu 200 verschiedene Gegenstände aufbewahrt, mit deren Hilfe man jedes beliebige Geräusch direkt vor dem Mikrophon hervorrufen kann.

Wer hat beispielsweise beim Hören einer alten Dorfkirchglocke in einem Hörspiel daran gedacht, daß zwei lächerlich kleine Stahlspiralen, mit einem Holzstab leicht berührt, die ersehnte Illusion einer Glocke hervorzaubern können? Den dumpfen Ton einer „Arme-Sünder-Glocke" erzeugt ganz unromantisch der Schlag eines Filzklöppels gegen eine — Käseglocke, während die Eisenbahn durch das Streichen eines Schaumschlägers über ein Reibeisen „nachgemacht" wird. Eine Sperrholzplatte und ein Stück Blech rekonstruieren den Donner eines Gewitters.

Und wir Mütter erinnern uns wohl mit Grauen an die heereslose, die schreckliche Zeit. Nein, da waren unsere Jungens wirklich keine reine Freude. Selbst bei besten Anlagen und Instinkten — eines fehlte, ohne den rein tüchtiger Mensch werden kann: der Zwang! Da, — ob ich spreche nicht wie der Blinde von der Farbe — da rätselten sie sich herum, gaben keine oder eine papige Antwort, kamen sich superklug vor, wußten alles besser, und in ihren Bildungslehrgänge fehlte ein Fach, das im Leben sehr wichtig ist: Gehorchen und Mundhaltenkönnen.

Von gutem Geiste erfüllte und getragene Jugendvereine brachten wohl einige Abhilfe. Ein frischer Hauch blies in die muffige Eigenbrötelei. Aber es fehlte wiederum das Eine, das große Erziehungsmittel des Zwanges. — Man konnte kommen, aber man mußte nicht. Man konnte sich vertragen, aber wenn man es nicht tat, nun so blieb man eben das nächste Mal fort — und manchmal. Denn in Jungen, in den Menschen möchte ich sehen, der das Rechte immer tun will, — wenn er nicht muß!

Welt der Frau

„Erziehungsbeihilfe" für Mütter

Vor den Jahren des Weltkrieges, die den großen Bruch in alle unsere Lebensbeziehungen brachten, da, wenn ein Junge nicht gut tat, wenn Mutter einmal gar nicht mit ihm fertig wurde, wenn die Stürme der Flegeljahre einmal gar zu stürmisch bliesen, — war die letzte Hoffnung auf Besserung, die letzte, energische Vermahnung „Na warte, wenn Du erst zum Militär kommst!" Sie war fast führend, diese treuherzige Zuversicht der Mütter zu dieser großen Schule des Lebens, die, wenn auch unter äußerem Widerspruch in den Jungen wiederklang. Denn wenn es auch wohl bisweilen harte Worte und einen harten Zugriff in die eigenwillige Persönlichkeit gab — im Grunde ging doch ein jeder gern zum Militär. Wie alle Dinge und Zustände, die die Allgemeinheit beschäftigen und angehen, war auch der Rekrut und seine Umwelt oftmals der mehr oder minder dankbare Anlaß zum Witz. Die „Kasernenhofblüten" machten einen vollen, wenn auch nicht immer lustigen Strauß aus. Der Witz ist ein unkritischer Spiegel. Darum auch rauschten die Witzblätter nicht wild, sie waren meistens erfüllt von den saftigen Späßen wohlmeinender Harmlosigkeit. Der Ulk, der sich vom mischgeschtigen Leutnant bis auf die schwergesichtige Kommandeurin erstreckte, war nie böse gemeint, war vielmehr liebevolle Neckerei. Denn das zweierlei Tuch war, — ist und bleibt! — nun einmal Trumpf. Die Backfische singen sich gestiefelte und den Rasputin, und deren leises Kichren die Illusion eines Leutnants an ihrer Seite hervorzuzaubern. Ein jeder wußte, was ihm und allen das Heer bedeutete. Der kleine Kommißleutnant trübte sich in seiner von seinem Standpunkt aus ganz logischen Abwehr über die allzu große Fröhlichkeit der Zeiten mit dem Bewußtsein, auch im Frieden seine Mission zu erfüllen, die als Erzieher des Volkes. Und in der Tat, der Drill hielt vor. Noch nach Jahren, nach Jahrzehnten verrieet strammere Haltung, weiterer Gesichtskreis, gewandteres Benehmen, auch in den einfachsten Verhältnissen, den gedienten Soldaten. Es lebe der Reservemann!

Wir Mütter erinnern uns wohl mit Grauen an die heereslose, die schreckliche Zeit. Nein, da waren unsere Jungens wirklich keine reine Freude. Selbst bei besten Anlagen und Instinkten — eines fehlte, ohne den rein tüchtiger Mensch werden kann: der Zwang! Da, — ob ich spreche nicht wie der Blinde von der Farbe — da rätselten sie sich herum, gaben keine oder eine papige Antwort, kamen sich superklug vor, wußten alles besser, und in ihren Bildungslehrgänge fehlte ein Fach, das im Leben sehr wichtig ist: Gehorchen und Mundhaltenkönnen.

Von gutem Geiste erfüllte und getragene Jugendvereine brachten wohl einige Abhilfe. Ein frischer Hauch blies in die muffige Eigenbrötelei. Aber es fehlte wiederum das Eine, das große Erziehungsmittel des Zwanges. — Man konnte kommen, aber man mußte nicht. Man konnte sich vertragen, aber wenn man es nicht tat, nun so blieb man eben das nächste Mal fort — und manchmal. Denn in Jungen, in den Menschen möchte ich sehen, der das Rechte immer tun will, — wenn er nicht muß!

Und mit einem Schlage, kaum faßbar schnell, kaum faßbar schön, war alles anders geworden. Wieder harrt, wenn auch ohne die frohe Fertigkeit und Hier der Werkreigkeit das Kleid, das dem Manne nun einmal als Ehrenkleid gilt — der Kriegerrock! Und wenn es auch manchem „individualistischen" Querkopf etwas in die Glieder fährt, wenn es auch den oder jenen Kampf und Opfer kostet — es gibt kein ordentliches Hiel, das ohne Kampf und Opfer zu erreichen wäre. Sie haben gelernt, Prinz und Arbeiter, Student und Volksschullehrer gemeinsam, ihren Mann zu sehen. Sie alle fahren in die gleiche Uniform — sie trinken aus den gleichen „Aluminium"töpfen ihre „Schmunzelbrühe", sie schlafen auf dem gleichen Strohsack den sie selbst gestopft haben — na, und das ist keine kleine Kunst. Und sie kriegen auch mit den gleichen Anschnauzer, wenn wo was nicht klappt, und das gibt's immer; aber was es nicht gibt, das ist Widerspruch oder Aufbegehren. Und wenn sie dann auch wieder auseinandergehen, jeder in seinen Lebensberuf einmal haben sie doch einen alle gemeinsam kennengelernt. Und wenn auch nie einer so sein wird, wie der andere, und nie einer so viel wert wie der andere — schon Gott zieht seine Grenzen und die Natur hat ihre Stufenleitern — einmal haben sie einander doch auch erkennen gelernt und den achten, der es wert war, geachtet zu werden. Ihr Blick ist durch Erhaltung gestraffter, ihr ganzes Wesen geordneter geworden. Die große Schule „Zwang" hat ihre Schuldigkeit getan. Und wir Mütter, besonders die von uns, die ihre Jungen ohne das männliche Erlebnis der väterlichen Erziehung haben anfassen müssen, — und das sind nach dem großen Kriege ihrer genug, — wir haben im Heeresdienst unserer Jungen eine, wenn auch nicht wirtschaftliche, so doch moralische „Erziehungsbeihilfe" ersten Ranges. Wir werden manche Unebenheit sich ründen sehen, manche Lücke sich ausfüllen. Wir können unbesorgt sein, daß unsere Jungen nicht zum Militär kommt, da werden sie es doch schon lehren!" „Es?" Ja was denn? Nun, immer das, was die nötige Ergänzung bedauter: Dem Pomadigen die Fixigkeit, dem Widerborstigen die Ruhe, dem Vordringlichen die Bescheidenheit, dem Unsicheren die Selbstüberwindung.

Da werden wir ja lauter Juwele zurückbekommen? Warum nicht?! Wodurch erhält unscheinbarer Naturedelstein seinen Wert? Dadurch, daß er — geschliffen wird!

Christa Niesel-Lessenthin.

Eine Weihnachtsschale für das Jahr 1936

Die Staatliche Porzellanmanufaktur Meißen bringt in Kürze eine Weihnachtsschale in blauer Ausführung unter dem Titel „Anbetung der Heiligen Drei Könige" heraus. Die Schale, die zum Aufhängen und Aufstellen geeignet ist, wurde von dem Künstler Hermann Limbach entworfen und hat einen Durchmesser von 25 Zentimeter. (Atlantic, K.)

Deutsche Kleinkunst zum Fest

In früheren Jahren habe ich mir oft den Kopf zerbrechen müssen, womit ich lieben Bekannten und Freunden Weihnachten eine kleine unscheinbare und unaufdringliche Freude bereiten könnte. Dieser Kopfzerbrechens wurde dann ein gutes Ende bereitet, als ich einmal in der Adventszeit sozusagen über ein kleinkunstgeschäft stolperte. Hier sah ich und sie dann Kinder einen freundlichen Berater und im Reisekameraden, denn in der einen Stunde, die ich mich in seinem Laden aufhielt, wurde mir das wahrsten Sinne des Wortes eine seltsame Reise kreuz und quer durch Deutschland, von einem Heimatbezirk zum anderen.

Nürnberg war die erste Station dieser Märchenreise, und alle mittelalterliche Schönheit der alten Frankenstadt wurde vor meinen Augen lebendig, als mir der alte Herr eine Spezialität, sind Christkinds-Marktes vorwies: den seit wenigen Jahren wieder in den Handel gebrachten Rauschgoldengel, in seiner Art wohl der schönste Christbaumschmuck für den, der sich keine große Weihnachtskrippe leisten kann.

Die weitere Reise führte in die Bayerische Ostmark mit ihren mannigfachen Heimgewerben: Glasbläsereien, Porzellanbrennereien, deren Erzeugnisse in ihrer klaren Geradlinigkeit und strengen Form dem Stil unserer Zeit entsprechen und die als Tischdekorationen oder Wandzierat Arbeit bereits einen großen Liebhaberkreis gefunden haben, — Weberzeigenossenschaften, die durch die Namen Wegscheid und Freudenberg wahrsten Sinne des Wortes eine seltsame Reise kreuz und quer durch Deutschland, von einem Heimatbezirk zum anderen.

Nürnberg war die erste Station dieser Märchenreise, und alle mittelalterliche Schönheit der alten Frankenstadt wurde vor meinen Augen lebendig, als mir der alte Herr eine Spezialität, sind Christkinds-Marktes vorwies: den seit wenigen Jahren wieder in den Handel gebrachten Rauschgoldengel, in seiner Art wohl der schönste Christbaumschmuck

Wälder hinauf, wo die Heimarbeiter vom kleinen Stöpsel von vier Zahren an bis zum alten Großvater mit den zitternden Händen Puppen in immer neuen Aufmachungen, köstlichen Christbaumschmuck, Trommeln und „Kinderwäschen für die Sonneberger Verleger herstellen. Ich kann mich noch entsinnen, wie bei dieser Deutschland-Weihnachtsreise ein Thüringer Bauernpuppenpaar es mir derartig antat, daß ich meinen etwas mageren Geldbeutel auf den Kopf stellte, um sie zu erwerben, und dann am Heiligabend einen unaussprechlichen Jubel mit dieser Gabe bei meinem kleinen Schwesterchen auslöste.

Von Thüringen ist es nicht allzuweit in das Erzgebirge. Wer hat sie nicht schon im Laufe der letzten Jahre liebgewonnen und als herzige Kleingabe weiter verschenkt: diese von hier kommenden Nußknacker und Räuchermänner, die Weihnachtsengel aus Holzlerchen, die Adventsleuchterchen und Christbaumsterne, die Blumenkinder und Wasserschlachen mit der Gänseliesel, die Sternsingerlein und die Gnome, diese vielen kunten, wohlgeformten Nichtsnutzigkeiten, die letzten Endes doch keine sind, sondern nur Ausdruck eines innigen Volksglaubens, der aus dem Boden einer rauhen und herben Heimat wächst.

Nach dem Erzgebirge machten wir einen großen Sprung über den Main zum Schwarzwald. Da gab es prachtvolle Holzlöffel der Schnitzer zu sehen und — einzubeimsen, Obstschalen aus heller deutscher Birke, handbemalte Holzschachteln, die sich so prächtig zur Aufbewahrung von Dingen eignen, von denen man gewöhnlich nicht weiß, wo man sie als ordentlicher Mensch lassen soll, — Leuchter und auch Lampen mit wuchtig gedrechselten Füßen, handbemalte Tonkrüge und, was wenig bekannt ist, Handwebereien in den edelsten Farbtönen.

Heute weiß ich Weihnachten immer, wo ich meine kleinen Geschenke kaufen kann, und weiß, daß sie in dieser unbiesten, aber persönlichen Form immer Freude machen. Und das ist ja wohl der Zweck alles Gebens zum Fest der Liebe.

Jutta von Pressentin.

Die Puppe Wunderhold

Die erste liebe Puppe war das Schlamperl, mit einem Kopf aus Pappmaché und festen, abgenähten Gliedmaßen, die konnte man an das Gitterbett bunden, und sie blieb doch, wer sie war. Um aber nicht im Einkindstrom zu verharren, war bald ein zweites da, der lustige Karli mit dem Tiroler Hütchen, das man in die Tuft werfen und wieder auffangen konnte, und der einen richtigen Rucksack auf dem Rücken trug. Mit jedem Feste wuchs die Puppenschar, und ein starkes Band der Liebe umschlieft sie alle. Wie blaß und abgeschabt sieht du aus, du mein armes Gretlein, komm, ich will dir deine Zöpfe flechten und Schleifen einwinden, denn es wird bald Weihnachten sein! Große Puppenwäsche muß sein für Berte und Pumpel, für Herzblättchen und Max. Mutter Liese kann sich Pullover und Schals, eines hat eine Muffe, jemand einen Moraenrock, wieder einer einen Stianzug. Alle werden betreut, gestiftert, gekleidet.

Soll man dem Drang nach Mäglichkeit Einhalt gebieten? Wird auch dieses Fest eine neue Puppe bescheren, den Kreis der vielen zu vermehren? Ich denke an die Puppe Wunderhold. Seit ich sie sah, habe ich sie lieb. Ihr sanftes, feinaeschnittenes Gesicht mit der keken Stirnsträhne lieht herab auf ihr Kind im Arm: das ist das Neue, Beglückende an ihr! Sie ist selbst schon kleine Mutter und umschließt mit ihrer Liebe eine Puppenpuppe: mit welchem Eifer wird sie aufgenommen werden in den Kreis der alten. Wie schön sie gekleidet ist, wie gut und richtig alles genäht ist, jeder Knopf am rechten Platz, jedes Band kann gebunden, jede Dose eingeholt werden, Sauberes, ordentliches, liebes Puppenkind, so wie du mir selber bist!

Von der Mutter zum Kinde, vom Kinde zur Puppe, von der Puppe zum Püppchen, das auch einst wieder wunderhalde Puppenkinder wiegen wird, will die Kette der Mütterlichkeit nicht abreißen. Laßt nur eure Kinder kleißig Puppenbetten schütteln, Laken glätten, Wärmflaschen füllen. Einst werden sie mit ebenso reinen Händen, denen man die Lust am Zupacken ansieht, den eigenen Kindern die Federn schütteln; der Junge mit dem Rucksack, der sein Hütchen wirft, wird da sein, und das Gretlein mit den Zöpfen, ein kleines Schlamperl und die kleine Sanfte mit dem feinaeschnittenen Gesicht: sie alle werden gefüttert und gekleidet werden. Und mit jedem Weihnachtsfeste liegt ein neues Kindlein in der Wiege.

Der Lampenschirm

Von der Lampe geht ein gut Teil der Raumwirkung aus. Ganz gleich, ob wir eine Tisch-, Steh- oder Hängelampe zu „beschirmen" haben, immer müssen wir bedacht sein, unsere Wahl hier ganz besonders sorgfältig zu treffen.

Wenn wir ein beliebiges Beleuchtungshaus betreten oder nur seine Schaufenster betrachten, so fällt uns als Erstes sofort auf, daß in 90 von 100 Fällen ein pergamentartiges Material den Grundstoff zur Lampenverkleidung abgibt.

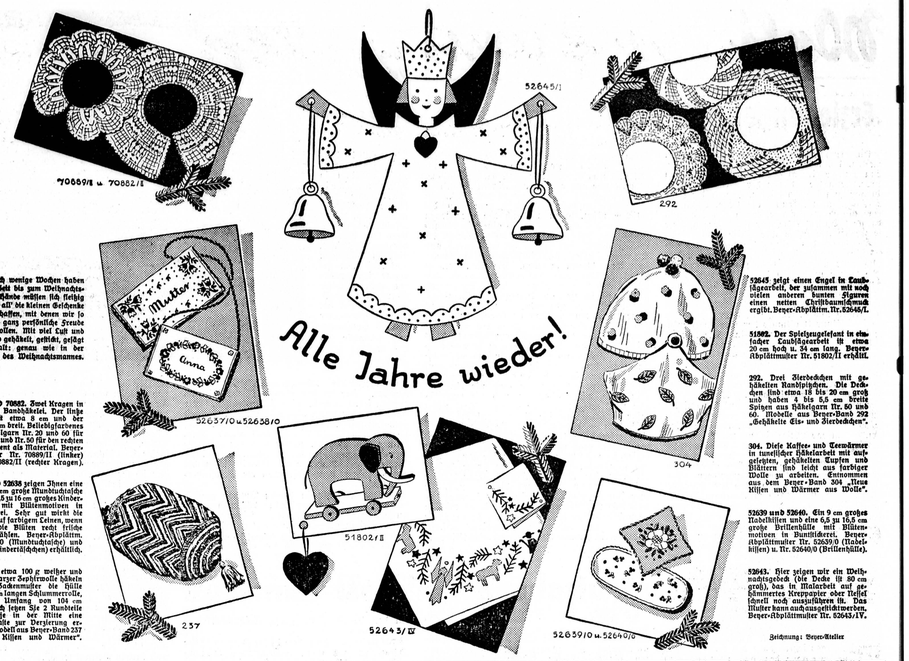
Ein weiterer Blick zeigt uns, daß unaewöhnlich große Preisdifferenzen zwischen Lampenschirmen bestehen, die sich zunächst kaum von einander unterscheiden. Dies hat seinen Grund in der Verarbeitung des Materials. Nun feuerfesten ist natürlich echtes Pergament, ungeaerbte geglättete Tierhaut. Aber auch sehr gut ist „Perga", ein Papierstoff, der durch Behandlung mit Oelen und Lacken in einen ebenso haltbaren wie „echt"-wirkenden Zustand gebracht wird. Je öfter Perga gewaschl und lackiert wird, umso haltbarer und schimmernder wird es. Allerdings somit auch teurer. Gibt einiger Zeit ist man dazu übergegangen, allerlei auf die Pergaschirme aufzukleben, z. B. werden die Blumenmuster der „Chinz"-Stoffe (Künstler-Handdrucke) auf die Flächen geklebt und das Ganze noch mit einem letzten Lackanstrich überzogen. Auch werden vielfach alte Stahlstiche oder Ausschnitte aus alten Landkarten, die dann besonders hübsch aussehen, und interessante alte Buchtitelseiten ringsum aufgeklebt und nachher so gewacht und überlackiert, daß man glaubt, Perga und Zeichnung seien ein Stück.

Ganz dünne Pergaschirme gibt es, die nebenbei mit Gitterlil umflochten sind. Ein hochtransparentes, sehr zartes Pergapapier trägt eine Auflage von handgaupftem Leinen, dessen durchbrochenes Muster die Flächen ein wenig belebt ohne sie unruhig zu machen. Auch noppige Handwebstoffe in der Art von Möbelbezügen werden um die Schirme gelegt und teils geklebt. Hier gibt es unendlich viele Muster und Spielarten. Vom farbierten Bauernmuster in Blauweiß oder Rotweiß bis zum groben Webstoff mit eingeknüpften Fransen.

Sehr fein in der Wirkung ist auf Perga gezogene Rohleide, die mit einem wehnroten und mattgoldenen Rand abgesetzt ist.

H. Seherer.

(Deike 2)



Nur noch wenige Wochen haben wir Zeit bis zum Weihnachtsfest. Alle Hände wollten sich fleißig regen, um all' die kleinen Geschenke noch zu schaffen, mit denen wir so gern eine ganz persönliche Freude machen wollen. Mit viel Lust und Liebe wird gebastelt, gestickt, gehäkelt und gemalt; genau wie in der Werkstatt des Weihnachtsmannes.

70889 und 70882. Zwei Kragen in Filet- und Bandabteil. Der lange Kragen ist etwa 8 cm und der runde 9,5 cm breit. Beliebig farbenes Glanzgarn bekommen Nr. 20 und 50 für den runden und Nr. 50 für den rechten Kragen dient als Material. Breyer-Abbildungen Nr. 70889/II (linker) und Nr. 70882/II (rechter Kragen).

52637 und 52638 zeigen Ihnen eine 12 zu 22,5 cm große Rundschultertasche und ein 11,5 zu 16 cm großes Kinderhäubchen mit Blütenmotiven in Buntstickerei. Sehr gut wirkt die Stickerei auf farbigen Leinen, wenn Sie für die Blüten recht frische Farben wählen. Breyer-Abbildung Nr. 52637/0 (Rundschultertasche) und 52638/0 (Kinderstickerei) erhältlich.

237. Aus etwa 100 g weißer und 200 g schwarzer Zopfwolle bekleidet Sie im Nu den Fußwärmer die Hülle dieser 37 cm langen Schlummerrolle, die einen Umfang von 104 cm hat. Leichtes legen Sie 2 Bundfedern ein, die je in der Mitte eine lange Quaste zur Verzierung erhalten. Modell aus Breyer-Band 237 „Wollene Kissen und Wärmer".

52645/I zeigt einen Engel in Lochstickerei, der zusammen mit noch vielen anderen bunten Figuren einen netten Christbaumschmuck ergibt. Breyer-Abbildung Nr. 52645/I.

51802. Der Spielzeugelefant in einfacher Lochstickerei ist etwa 20 cm hoch u. 34 cm lang. Breyer-Abbildungsnummer Nr. 51802/II erhältlich.

292. Drei Vierdeckchen mit gehäkelten Rundspitzen. Die Deckchen sind etwa 16 bis 20 cm groß und haben 4 bis 5,5 cm breite Spitzen aus Häkelgarn Nr. 40 und 60. Modelle aus Breyer-Band 292 „Gehäkelte Eis- und Vierdeckchen".

304. Diese Koffer- und Teeunterlage in russischer Stickerei mit auf gelegten, gehäkelten Tupfen und Blättern sind leicht aus farbiger Wolle zu arbeiten. Einzelheiten aus dem Breyer-Band 304 „Neue Kissen und Wärmer aus Wolle".

52639 und 52640. Ein 9 cm großes Nadelkissen und eine 6,5 zu 15,5 cm große Brillenhülle mit Blütenmotiven in Buntstickerei. Breyer-Abbildungsnummer Nr. 52639/0 (Nadelkissen) u. Nr. 52640/0 (Brillenhülle).

52643. Hier zeigen wir ein Weihnachtsgeschenk für Mutter, das jedem Kind Freude macht. Durch den gelochten Bügel ist sie ebenfalls in jedem Aktenkoffer und auch für stärkere Hefte zu gebrauchen

Bastelarbeiten für Kinder / *Aufforstehung von Holz-, Filz- und Stoffresten*

Bei den Bastelarbeiten handelt es sich darum, das Material zu verwerten, das man im Hause vorfindet.

Bei den Knaben ist die Laubsäge wieder zu Ehren gekommen, und die hölzernen Zigarrenkisten sind nach wie vor ein beliebter Rohstoff, da die dünnen Holzbrettchen sich sehr gut verarbeiten lassen. Man kann, indem man mit der Laubsäge Muster schnitzt, aus diesem Holz ganz wunderhübsche Lampenschirme anfertigen, die mit buntem Papier oder Stoff unterlegt werden.

Für die Kleinsten sind Garnrollen ein beliebtes Material. Man kann die Garnrollen aneinanderkleben, hübsch bunt bemalen und daraus Spielschlangen machen. Auch ein Spielzeugwalachen für die kleineren Geschwister ist aus Zigarrenkiste und vier Garnrollen leicht herzustellen.

Ein bodenlos nettes Material zur Anfertigung von allen möglichen Dingen sind abgeschnittene Filzhüte. Für die kleinen und größeren Mädchen ist das eine sehr hübsche Arbeit.

Man kann zum Beispiel aus dem Filz allerliebste Nadelbücher verfertigen. Man schneidet ein Stück Filz, so groß, daß es zusammengeklappt die richtige Größe des kleinen Buches ergibt. Dann schneidet man aus weißem Flanell etwa drei ein wenig kleinere Stücke, die die Blätter des Buches bilden. Man schließt die Ränder der Flanellblätter mit Lanawettenstichen ab. Der äußere Filzumschlag braucht nicht umstichelt zu werden, wenn man ihn gerade und glatt geschnitten hat. Dagegen kann man mit Filzblumen, die man so einfach wie möglich ausschneidet und dann sauber aufsetzt, verzieren. In der Mitte befestigt man diese Filzblumen mit ein paar farbigen Stichen. Die den Kern bildenden Flanellblätter und Umschlag werden in der hinteren Mitte mit bunter Seide zusammengeheftet. Dann sitzt es Anschreibbüchlein. Man sucht dazu hilfsbereite Filzhüte aus und zeichnet sich die Blumenblätter auf. Am leichtesten sind Anemonen herzustellen. Man zeichnet sich die Kelche der Blumen, indem man eine kleine feste Kugel aus gelbem Seidenpapier macht und einen Streifen von dem Papier daran hängen läßt. Dann schiebt man einen etwa zehn Zentimeter langen Blumendraht durch die Kugel, den man mit dem Papierstreifen umwickelt. Die aufgezeichneten Blumenblätter schneidet man aus Filzhüten so aus, daß sie zusammengeklappt die richtige Größe des kleinen Buches ergibt. Dann schneidet man aus weißem Flanell etwa drei ein wenig kleinere Stücke, die die Blätter des Buches bilden. Man schließt die Ränder der Flanellblätter mit Lanawettenstichen ab. Der äußere Filzumschlag braucht nicht umstichelt zu werden, wenn man ihn gerade und glatt geschnitten hat. Dagegen kann man mit Filzblumen, die man so einfach wie möglich ausschneidet und dann sauber aufsetzt, verzieren. In der Mitte befestigt man diese Filzblumen mit ein paar farbigen Stichen. Die den Kern bildenden Flanellblätter und Umschlag werden in der hinteren Mitte mit bunter Seide zusammengeheftet. Dann sitzt es Anschreibbüchlein. Man sucht dazu hilfsbereite Filzhüte aus und zeichnet sich die Blumenblätter auf. Am leichtesten sind Anemonen herzustellen. Man zeichnet sich die Kelche der Blumen, indem man eine kleine feste Kugel aus gelbem Seidenpapier

Flickenschublade finden, und in Vaters Bücherschrank stehen obendrein einige Bücher, deren Einband dringend einer Erneuerung bedarf.

Eine leichte Arbeit für die Knaben ist die Herstellung von Schachfiguren in Serien aus Holz; das Holz darf etwa 3—4 Millimeter dick sein. Mit Lust sehen die Sterne aus, wenn man sie mit Goldbronze überzieht. Man befestigt sie mit der Mitte auf Kreise und bei auf diese Weise einen sehr anmutigen Schmuck für den Weihnachtstisch. Man kann in der Mitte des Sternes auch einen Kerzenhalter befestigen, der unten mit einer Spitze versehen ist.

Aus kräftigem Draht kann man eine Art von Leuchter biegen, die man dann mit feinem Tannengrün dicht umwickelt, mit Bändern verziert und mit Kerzen besteckt. Wenn die Kinder solchen Aufgaben erst etwas unbefangen gegenüberstehen, so können doch die Eltern ihnen ein wenig helfen. Sie können ihnen sagen, wie sie es schon werden, und der Stolz der Kleinen ist sehr groß, wenn ein hübsches und wirklich brauchbares Gegenstand aus ihrer Hand hervorgegangen ist. Das ist Schönfeerfreude im Kleinen, die wir gerade jetzt in der Vorweihnachtszeit zu ihrem Recht kommen lassen sollen.

Die größeren Kinder werden sicherlich genug sein, Bücher einzubinden mit irgendwelchen Stoffresten, die sie in Mutters

Bilderrätsel.

Auflösungen aus voriger Nummer

Schachaufgabe Nr. 1. Sf5—e8 Kd5×e6. 2. Dd3—e4 matt. — A. 1. . . . Dd8 beliebig 2. Se8×c7 matt. — B. 1. . . . Se 2 beliebig 2. Sg6—f4 matt. — C. 1. . . . c7×b6 2. Te6—d6 matt. — D. 1. . . . b7×c6 2. Te6—d5 matt.

Rechenaufgabe: $^{100}/_{1000}$.

Rätsel: Eiszapfen.

Kreuzworträtsel:

a) 1. Glas. 4. Wolf 7. Kola 8. Aal. 10. Arie 11. Perlsee 12. Fichte 14. August 16. Sir 18. Meer 20. Muse 22. Biene. 23. Atom. 25. Turm 27. Loo. 29. Strene 31. Kaftan. 34. Smetana 35. Bleib 36. Rat 37. Lack 38. Alba 39. Lohe; — b) 1. Gral 2. Lok. 3. Saphir. 4. Wasgau 5. Hag. 6. Fee. 8. Ares. 9. Lear 13. Ebeser 15. Unstrut. 17. Idaho. 18. Moa 19. Ulm 20. Mai 21. Elm 24. Odessa. 26. Unfall. 27. Leer. 28. Stat. 29. Siwa. 30. Jael 32. Asch 33. Rike

Rösselsprung: Den Feigling müssen wir verachten, / Der einzig nur sein Leben schätzt, / Der es nicht stets mit Wonneschauern / An eine große Sache setzt.

Bilderrätsel: Was wir erkennen ist des Zufalls Spiel.

Schachaufgabe

Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge matt.

Kontrollstellung: Weiß (14): Kh1; De1; Td3 u. e4; Sb5 u. g3; Ba3 u. g2; Bb2, e3 b2, g5, h6 u. h5. — Schwarz (7): Ke5; Sb4 u. b2; Bc2, a4 a5 u. e6.

Worträtsel

Vereint besitz ich's, was ich nur
Durch Arbeit redlich mir erworben;
Betrennt war's manchmal die Jesuiten
Die einst des Kindes Ruf verdorben.

Scharade

Das erste ist ein Teil vom Ganzen insgemein;
Das letzte pflegt ein Teil vom Ganzen auch zu sein.
Das Ganze ist als Teil vom Ganzen noch geblieben;
Doch ward vielleicht auch nur der Teil davon geschrieben.

Kreuzworträtsel.

Bedeutung der einzelnen Wörter: Von links nach rechts: 1 Musikstück. 6 Niederschlag. 7. Gedanke. 9 Brettspiel, 10 Lebensdauer. 11. Liebesgott. 13 Veranstaltung. 15 Teil des Hauses. 18. Teil des Weinstocks. 20 Landschaft. 21 Zustand. 22 Sportgerät. 23 Edelstadt — Von oben nach unten: 2 Teichen, 3 Teil des Hauses. 4 menschenkundiger Begriff. 5 Dompfänger regelmäßiger Zahlungen. 8 Gefrorenes. 9. kleiner Meerestreds. 12 Bad am Spessart. 14 Lebensbund. 16 Stadt in Südtirol. 17. Stadt in Böhmen. 18. staubförmiger Kohlenstoff. 19. französische Landschaft.

Scherzfragen.

1. Mit welchem Worte vermag man ein im Sommer geborenes Zwillingspärchen noch zu bezeichnen?
2. Was für ein Landsmann ist der Kaffee?

Silbenrätsel.

Aus den 40 Silben:

a — a — a — ad — an — chen — da — dae — de — der — drei — due — es — gen — gran — he — ho — i — kno — kra — la — lei — ler — litt — lur — ma — mar — mel — ne — ra — rer — ri — rich — ring — se — sen — tvern — tau — thad — us

sind 17 Wörter mit folgender Bedeutung zu bilden:

1. Musikstück
2. Maler
3. Königsname
4. Raubvogel
5. Fisch
6. harte Gerüstteile d. Körp
7. amerikan. Territorium
8. Pflanzenkrankheit
9. biblischer Priester
10. Romandichterin
11. Felsen am Rhein
12. Schlachtort bei Wien
13. männl. Personenname
14. Seemacht
15. spanischer Adliger
16. Halsbekleidung
17. Märchendichter

Sind die Wörter richtig gebildet, ergeben die zweite und vierte Buchstabenreihe, beidemal von oben nach unten gelesen, ein Zitat von Longfellow.

Haus, Hof und Garten

Messer, Schere und Säge am Obstbaum

Die Erziehung und Pflege der Obstbäume ruft nach Messer, Schere und Säge. Das Messer muß schon in der Baumschule die Wurzeln und Triebe sachgemäß behandeln zum Vorteil des werdenden Baumes. Aber das Messer darf als Kopuliers- und Okuliermesser oder als Hippe nicht stumpf und scharfig sein, da sonst die Arbeiten unsauber und langsam fortschreiten. Die Wunden verheilen schlecht.

Die Baumschere ist für gewisse Arbeiten an den Bäumen dann brauchbar, wenn sie mit ihrer Schärfe doch noch saubere, gut vernarbende Wunden erzeugt. Die Führung der Baumhippe wie der Baumschere wird dann zur Kunst in der Arbeit, wenn darunter der Baum am wenigsten leidet. Auch die beste Schere kann niemals korrekten Messerschnitt ersetzen, da jede Schere mindestens quetscht und an der Quetschstelle die Verheilung der Wunde nur mangelhaft zuläßt. Oft müssen Glattschnitt mit der Hippe und Verstrich mit dem Baumwachs nachhelfen.

Abbildung 1. Gartenhippe

Die Baumsäge, handlich und scharf, kommt als Dritte im Bunde leider nicht so oft zur Arbeit. Man räumt viel zuviel der bequemen Schere den Vortritt ein. Die Säge muß so gezahnt und gestellt sein, daß damit grobe, starke und mittelstarke Aeste gut abgetrennt werden können. Kein Teil der unteren Baumwunde darf tranfen, d. h. vom Holz abgelöst sein. Der Mangel der Arbeitsart am Ende muß mit wirklicher Kunst, mit Augenmaß und handlichem Gefühl so geführt werden sein, daß eine glatte, handförmige Rastfläche übrigbleibt, die zur Naturverheilung führen muß, denn der Vernarbungsprozeß der Sägewunden geschieht immer von der unter der Rinde liegenden Kambiumschicht aus. Im laubfosten Zustande der Obstbäume greift man bei mildem Wetter zur Hippe und Schere. Bei trockenem Wetter werfe man mit der Säge Bäume ab, versünge sie oder putze sie aus.

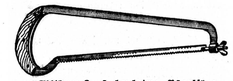


Abbildung 2. Hohenheimer Bügelsäge
Infolge des bequemen Handgriffes und des hohen Bügels arbeitet es sich mit dieser Säge sehr gut

Abbildung 3
Stangensäge mit biegsamem Blatt
Der Schnitt dieser Säge ist nicht krokenb, sondern ziehend! Durch den fehlenden Bügel ist sie ebenfalls in jedem Aktenkoffer und auch für stärkere Aeste zu gebrauchen

Beim Schnitt der Formbäume und der Halb- und Hochstämme muß das beste Baummesser die Führung haben. Beim Auslichten hat die Säge den Vorzug. Gute, glattverheilte Wunden stellen dem Säger die beste Quittung aus über seine gelernte Arbeit. Mißkommel, schlecht verheilte Reißwunden und Quetschstelle.. deuten darauf hin, daß ein Baumfeind anstatt eines Baumfreundes hier arbeitete.

Wie füttern wir in diesem Winter unsere Mastschweine?

Die Futterverhältnisse sind in den verschiedenen Gegenden Deutschlands sowie in den einzelnen Betrieben sehr unterschiedlich. Die diesjährige Ernte ist in manchen Gegenden Deutschlands so ungünstig ausgefallen, daß eine ausreichende Versorgung unserer Viehbestände mit Wirtschaftsfutter in allen Betrieben geschieht ist. Um so mehr sind wir dazu verpflichtet, die vorhandenen Futterwerte planmäßig einzuteilen und auf die einzelnen Tierarten zu verteilen. Eine ganz besondere Rolle fällt hierbei der Futterbereitung der verschiedenen Futterstoffe zu; denn wir können es uns heute in Deutschland nicht mehr leisten, mit uns Kerzen heltekt. Wenn die Kinder solchen Aufgaben erst etwas unbefangen gegenüberstehen, so können doch die Eltern ihnen ein wenig helfen. Sie können ihnen sagen, wie sie es schon werden, und der Stolz der Kleinen ist sehr groß, wenn ein hübsches und wirklich brauchbares Gegenstand aus ihrer Hand hervorgegangen ist. Das ist Schönfeerfreude im Kleinen, die wir gerade jetzt in der Vorweihnachtszeit zu ihrem Recht kommen lassen sollen.

Die Tiere werden nach einer zweimonatigen Säugezeit drei bis vier Monate lang als Läufer auf der Weide oder mit Grünfutter ohne hohe Kraftfuttergaben weitergefüttert und bis Beginn der neuen Ernte auf Vollmast gestellt worden sein. Die im Frühjahr geborenen Tiere, welche nicht zur Zucht verwendet werden, hat man im allgemeinen unter Zufütterung von etwas Grünfutter mit Sauerkartoffeln oder Trockenschnitzeln in Form von Kartoffelschnitzeln und Zuckerfuttermitteln gleich nach dem Absetzen gemästet; diese Tiere stehen seit Oktober als leichtere Fleischschweine zum Verkauf zur Verfügung. Während der Winterzeit werden fast noch die Schweine gemästet werden, welche im Laufe des Sommers und im Herbst geboren wurden.

Für die Mast dieser Tiere müssen in erster Linie die Kartoffeln herangezogen werden. In der Kartoffelmast hat sich seit vielen Jahren der Genuß von Schweinen in Göttingen und Umgebung als Rezept recht gut bewährt. Hiernach wird zu gedämpften Kartoffeln oder Sauerkartoffeln je Schwein und Tag 1 kg Kraftfutter verabreicht, welches aus 700 g Getreide und 300 g Fleischmehl, bestand.

Sofern Getreide zur Verfügung steht, wird nur Gerste oder auch Hafer in fein geschrotenem Zustand Verwendung finden. Da die Kartoffeln aber sehr hoch verdaulich sind, ist es möglich, auch Kleie an Stelle des Getreideschrotes zu verfüttern. Ferner kann das Getreideschrot durch vollwertige Zuckerschnitzel, Steffenschnitzel oder bei älteren Tieren auch durch Trockenschnitzel ersetzt werden. Die Beifütterung von zukäuflichen Eiweißfuttermitteln, wie Fisch- und Fleischmehl, ist in diesem Falle mit besonderen Schwierigkeiten verbunden. Das beste wirtschaftsgerechte Eiweißfuttermittel ist die Magermilch. 100 g Fischmehl können ersetzt werden durch 1½ Liter Magermilch, so daß ein Höchstsatz je Schwein und Tag 4 Liter Milch verabreicht werden. Noch besser hat es sich bewährt, wenn nur 2½ bis 3 Liter Milch und zusätzlich 100 g Fischmehl zur Deckung des Eiweißbedarfes verabreicht werden. Von der Molkerei bezogene Milch muß vorher gekocht werden.

Der Bedarf an schweren Schweinen ist im Herbst und im Winter am größten. Vor allem werden die Ende des vergangenen Winters geborenen Ferkel als schwere Schweine von Oktober bis Januar auf dem Markt erscheinen.

Weiter kann Erika nicht. Was war das? 35 Rosen? Ja, aber sie hatte Dora's Geburtstag immer vergessen, daß sie erst 25 Jahre alt sei. Woher wußte er, daß sie die Unwahrheit gesagt hatte? Nun war alles aus!

Noch nach Jahren mußten beide lächeln, wenn sie an die merkwürdigen Begleitumstände ihrer Verlobung an Erikas Geburtstag zurückdachten.

Weinend war ihm Erika entgegengekommen. „Hans, kannst Du mir verzeihen, daß ich dich belogen habe?" Und dann sagte eine Ueberraschung der anderen. Die erzählte für dann, wie eine Frau es fertig bringt, das selbst erfahrene Menschenkenner sie für 10 Jahre jünger halten als sie wirklich ist.

Was hatte Erika getan? Vor 10 Jahren hatte sie einmal von Marylan-Creme gelesen. Ein Gratisbezugsschein macht ihr, die zweifelte, den ersten Versuch leicht.

Und siehe da: Marylan-Creme hatte nicht zuviel versprochen. Heutebleicher schenden, verbrennende kleine Fältchen schwanden und kamen dank der täglichen Hautpflege mit Marylan-Creme nie wieder. Erika konnte sich hocherfreut den 31 000 Anerkennungsschreiben, deren Zahl monatlich beglaubigt ist, anschließen.

Machen Sie's wie Erika! Schneiden Sie den Gratisbezugsschein aus, legen Sie ihn in einem offenen Briefumschlag, den Sie mit 3 Pf. frankieren und senden Sie ihn an den Marylan-Vertrieb, dann gehören Sie sofortens die Probe und ein Buch, aus dem Sie erlesen lassen, wie einfach es ist mit Hilfe von Marylan-Creme Jugend und Schönheit zu gewinnen und zu erhalten. — Marylan-Creme ist ein rein deutscher Markenartikel.

Gratisbezugsschein: An den Marylan-Vertrieb. Berlin 184, Brückerstraße 92. Senden Sie mir bitte völlig kostenlos und portofrei mit Abbildungen und ein Heft mit Bildern von Filmgrößen, frei eine Probe Marylan-Creme und das lehrreiche Schönheitsbuch.

Durch die Blume.

„Der Antrag wird mit gewohnter Zuverlässigkeit erledigt", sagte der Inhaber des Blumengeschäftes und schob mit verbindlichem Lächeln die Tür hinter dem Kunden.

Dann ging er in die Binderei: „35 dunkelrote Rosen hat der Herr, der neuerdings täglich kommt, heute bestellt. Tun wir mal was Extras, geben Sie 10 Rosen zu."

An ihrem Geburtstagsmorgen empfing Erika die wundervollen Rosen. Klopfenden Herzens las sie den Brief, der beilag:

„. . . womit könnte ich wohl meine Bewunderung für Deine Schönheit mehr zum Ausdruck bringen als durch den Versuch mit diesen Königinnen unter den Blumen, von denen eine jede ein Jahr Deines vergangenen Lebens verkündbildlichen soll."

Körbe aus Weide

Körbe bilden eine kleine Welt für sich. Man möchte sie nur zu rasch gedankenlos in eine dienende Stellung hinabdrücken, weil sie bei so vielen häuslichen rein praktischen Verrichtungen unentbehrlich sind und vergißt ganz, daß daneben eine wahre Aristokratie der Körbe besteht, Gebilde von solcher Feinheit und Kostbarkeit, daß sie getrost auf dem schwersten Damastuch den Wettkampf mit Kristall und Silber und reinstem Porzellan aufnehmen können.

Unsere heimische Weide liefert für sie den Werkstoff. Im Muster eines geflochtenen Korbes kann man leicht den Arbeitsgang zurückverfolgen, aus dem er entstand. In mühsamer Arbeit wird die Weide gebleicht und gespalten, bis sie sich verflechten läßt. Immer wieder gibt dies den Dingen einen besonderen Wert: daß wir verstehen und wissen können, wie sie hergestellt wurden. Denn was der Handwerker tut, das sollten wir ja alle wissen; seine uralten und immer neuen Arbeitswege sind so vielfach

In der bayerischen Ostmark fertigt ein alter Siam von Korbhandwerkern schöne Körbe an. Foto: Jutta Selle (Deike M)

verankert in unseren Reden, Spielen und Bräuchen, daß sie uns wie selbstverständliche Bestandteile unseres Lebens erscheinen. Wir denken an den Glasschleifer oder den Glasbläser, an den Schnitzer, dessen Hand wir in den vielen Dingen zu Holz und Elfenbein erkennen, oder an den Drechsler und seine schlichten, schöngemaserten Teller und Schalen. auch an den Türtler, der die Messingfüße der Lampen und die reichen Schalen und Teller formt und verziert.

Handgeflochtene Körbe, die vom einfachen bis zum feinsten dichtesten Muster verflochten werden, eignen sich für viele Zwecke: zur Aufnahme von Obst, Nüssen und Gebäck, als Papierkörbe, für Handarbeiten, Näh- und Flickmaterial. Durch ihren handwerklichen Charakter verleihen sie dem Heim, dem sie angehören, eine künstlerische Note.

Ich über 1 kg, sogar bis 2 kg Schnitzel aufgenommen worden. Die Schnitzel müssen vor der Verfütterung im Troge angefeuchtet werden, damit sie nicht erst im Magen quellen; keinesfalls dürfen sie länger als zwölf Stunden vorher angefeuchtet werden, da sie leicht säuern und dann Verdauungsstörungen hervorrufen.

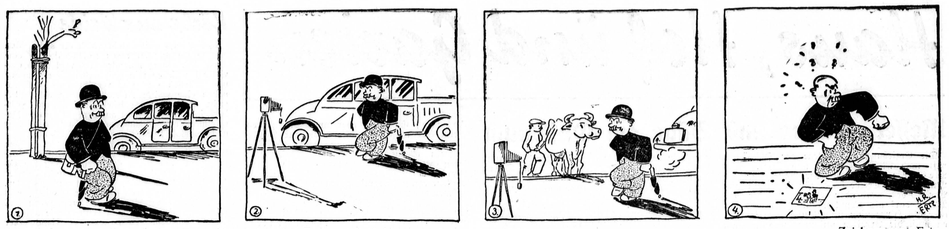
Es ist falsch, den Schweinen täglich dreibis viermal warmes Futter zu verabreichen. Es genügt zwei- im Höchstfall dreimalige Fütterung eines kalten, festen Breies, welcher nur zur nächsten Mahlzeit, nicht gleich nach dem Füttern, vollständig aufgefressen sein muß. Dazu bekommen die Schweine Tränkwasser zur beliebigen Aufnahme oder aber Milch als Einmischfutter in besonderen Trögen oder bei der Mahlzeit gereicht. Futterreste dürfen bei einer starken Verfütterung von Kartoffeln oder Zuckerfuttermitteln nicht längere Zeit im Troge bleiben, da sie verderben. Durchfall verursachen und die Freßlust herabsetzen. Zu empfehlen ist, regelmäßig je Schwein und Tag 30 g Holzkohle dem Futter beizumengen, weil diese am besten Verdauungsstörungen verhindert.

Die häufigen Erscheinungen des häuerlichen Schweinesterbens: Der Kreislauf, das Schwanken, Taumeln und Krümmern der Mastschweine, lassen sich meistens durch genügende Mineralstoffzufuhr verhindern. Am allgemeinen werden mit 100 g Fischmehl dem wachsenden Schwein genügend Mineralstoffe zugeführt. Trotzdem ist es anzuempfehlen, täglich 10 g Schlämmkreide und phosphorsaurem Futterkalk in Höhe von täglich 15 g je Schwein zugegeben werden. Wenn die Schweine nicht öfter auf den Hof oder in den Garten gelassen werden können, um dort Erde aufzunehmen, ist es unbedingt richtig, auch im Maststall regelmäßig wöchentlich zwei- oder dreimal eine Schaufel Lehmerde auf den Fußboden zu werfen.

Ueber den Wiegestalttakt der bisherigen Erfahrungen in der Schweinemast nur ein kleiner Ausschnitt gegeben werden konnte, so muß abschließend noch einmal davor gewarnt werden, im Läuferstadium Schweine großwachsen zu wollen; das bedeutet immer Futterverlust und Verschwendung von Nährstoffen neben Schädigung der Gesundheit der Tiere. Ein Schwein muß mindestens täglich 800 g in der Läuferzeit zunehmen; das erreicht man, wenn man neben 100 g Fischmehl oder Milch und 3 kg Kartoffeln Rübenblatt, Futterrüben, Markstammkohl oder Gärfutter im Winter verabreicht oder im Sommer Weidegang bietet. Ferner muß ständig beachtet werden, daß die beste Fütterung ohne Erfolg bleibt, wenn der Stall nicht warm und trocken, das Lager sauber und warm und die Schweine gesund sind.

Wissen Sie das?

Ueber den Einfluß der Unterlage auf das Edelreis bei den Obstbäumen herrschen oft unklare Vorstellungen. Die Unterlage ernährt das Edelreis, und zwar je nach ihrer Wüchsigkeit in stärkerem oder schwächerem Maße. Bei schwacher Ernährung wie sie bei Aepfeln durch die Paradies- oder Doucin-Unterlage und bei Birnen durch die Quittenunterlage gegeben ist, treibt eine frühere Fruchtbarkeit ein (Spalier-Buschobst) als bei stärkerer Ernährung, wie sie die Wildlingsunterlage (Halb- und Hochstämme) gibt. Eine Beeinflussung der Erbeigenschaften des Edelreises findet nicht statt. Schfd.



Jupp will sich knipsen — oder: Wer sich mit fremden Federn schmückt

Zeichnungen: Ertz

Im Lachen verstehen sich die Völker

Er und Sie – in den Witzblättern der Welt

Dem Menschen ist das Leben nicht leicht gemacht. Noch schwerer als im wirklichen Leben aber hat er es in den Witzblättern und um den Erdball. Denn das Lachen besorgen die Leser. Die Helden der Witze schlagen sich verzweifelt mit den Tücken des Daseins herum, verheiraten sich nur mit Ach und Krach, erleben an ihren Kindern nur Kummer, sind meist mit wahren Kanonen verheiratet, geraten leicht auf Abwege, fliehen in den Beruf, kommen dort vom Regen in die Traufe, haben immer Geldsorgen und machen schließlich mit ihren Autos, ihrer letzten Erholung und Freude, noch die traurigsten Erfahrungen . . .

Da diese vielgeplagten Witzblattbelden aber zuletzt doch ihre Vorbilder im Leben haben, lachen die Witzblattleser in Wahrheit über ihre eigenen Leiden. Und diesen Trost kann man ihnen wohl gönnen. Im übrigen ist nichts so verständlich von Tokio bis Berlin und von Stockholm bis zum Kap der guten Hoffnung wie ein guter Witz. Im Lachen über allgemeinmenschliche Sorgen und Schwächen wenigstens verstehen sich die Völker. Lachen wir einmal mit!

Von der Ehe

„Hat dich deine Verlobte über materielle Fragen befragt?"

„Doch, ich erzählte ihr, daß ich selbst nichts habe, daß ich aber einst einen reichen Onkel beerben werde."

„Na, und?"

„Nichts! Sie ist meine Tante geworden."

„Sie sollten sich endlich verheiraten — schon Ihrer Gläubiger wegen!"

„Wieso? Wenn meine Gläubiger Geld brauchen, sollen sie doch selbst heiraten!"
(Le Rire, Frankreich.)

„Drohle er dir, bevor er dich küßte?"

„Ja, Papa! Er sagte: wenn du schreist, küsse ich dich nie wieder."
(Wroble na dachu, Polen.)

Gratuliere mir, Paloma! Heute mittag hat Herbert mich gebeten, seine Frau zu werden."

„Das überrascht mich nicht. Gestern bat er mich darum, und als ich nein sagte, rief er verzweifelt aus, jetzt wäre er zu allem fähig."
(Caras y Caretas, Argentinien.)

Junge Ehefrauen und ihre Sorgen

„In schönen Hecht, junge Frau? Lebend!"

„Ja, aber ist er auch frisch?"
(Answers, England.)

Ehemann: „Was ist geschehen? Warum trägst du ein Pflaster über dem linken Auge?"

Sie: „Pflaster? Das ist mein neuer Hut!"
(Pearson's Weekly, England.)

Nicht alle Frauen sind Engel . . .

„Ehe ist wie ein Hafen, in dem sich zwei Schiffe treffen."

„Na, da muß ich einem Kriegsschiff begegnet sein."
(Hjemmet, Norwegen.)

„Stimmt es, Herr Doktor, daß die verheirateten Männer länger leben als die unverheirateten?"

„Ausgeschlossen — es kommt ihnen nur so vor."
(Sie und Er, Schweiz.)

„Gnädige Frau, Ihr erster Mann war wirklich ein ganz reizender Mensch — ein Jammer, daß er so früh sterben mußte!"

„Ja, ja, das sagt mein zweiter Mann auch immer!"
(Layette Lyre, Frankreich.)

Sie: „Franzesko, was bedeutet dieses schwarze Haar auf deiner Jacke?"

Er: „Das bedeutet, daß du mir die Jacke nicht mehr abgebürstet hast, seit du blond geworden bist."

Geldsorgen aber schonen weder Geschlechter noch Alter

Der Sternengucker deutete auf eine Sterngruppe und sagte: „Unheil! Diese Sterne künden, daß ein schwarzer Mann, den Sie fürchten, bei Ihnen eindringt, um sich Ihres Geldes zu bemächtigen, ehe sich der Mond erneut. Haben Sie eine Ahnung, wer das sein kann?"

„Ja", antwortete der wißbegierige Familienvater. „Das kann nur der Kohlenmann mit seiner Rechnung sein."
(Chicago-News.)

„Als du mich heiratetest, hast du mir versprochen, alle meine Ansprüche zu bestreiten."

„Ja!"

„Nun, ich brauche dringend einen neuen Mantel!"

„Das bestreite ich!" (Setto bello, Italien.)

„Wir haben uns lange nicht gesehen, Herr Müller!"

„Stimmt. Finfen sind es genau dreiundzwanzig Frankle und dreißig Rappen lang!"
(Gazzettino Illustrato, Italien.)

. . . aber auch nicht alle Männer sind vorbildlich

„Hermann, das geht nicht mehr so weiter! Vorgestern nacht kamst du gestern nach Hause — gestern nacht kamst du heute nach Hause — wenn du heute nacht morgen nach Hause kommst, dann kannst du aber was erleben, das will ich dir nur sagen!"
(Schweizer Illustrierte)

„Ich muß unbedingt Ferien machen", erklärt die hübsche Hostesserin, „ich sehe nicht gut aus."

„Unsinn", antwortete der Geschäftsführer.

„Doch, doch, die Männer fangen an, das Geld zu zählen, das ich ihnen herausgebe."
(Literary Digest USA.)

Herr Török bespricht mit seiner Frau das Reiseprogramm.

„Fahren wir nach Abbazia", sagt Frau Török.

„Das wäre fein! Aber woher nehmen wir italienisches Geld?"

„Wir können ja auch nach Deutschland."

„Gut, gut, aber wo bekomme ich die dazu nötigen Mark?"

„Was meinst du mit Polen?"

„Woher nehme ich Zloty?"

Frau Török gibt sich geschlagen. „Dann bleiben wir eben hübsch zu Hause."

„Gut, gut", lacht Herr Török melancholisch, woher nehmen wir aber bloß Pengös?"
(Szinhazi Elet, Ungarn.)
(—hag—)

Erraten

„Was trägst du denn da?"

„Einen halben Zentner Rüsamen."

„Du hast wohl einen Vogel?"

„Natürlich!"

Ihr quälender Husten der Sie nun schon so lange plagt, gibt zu denken. Je derartigen Leiden heißt es, der übersteigen Atmungsbeschwerden damit zur Blüte zu kommen, daß man ihr solche desinfizierte gutlöst, die sie richtig wiederstandsfähig gegen die Erkältungsluft machen, dadurch dem Reizzustand Einhalt gebieten und Schleimmerei verhüten. — Sie brauchen da nicht lange Umschau zu halten, denn „Silbodcalin" ist das Mittel, das bei chronischen Erkrankungen der Atmungsorgane, auch bei Asthma, den Erfolg verbürgt. „Silbodcalin" ist von Professoren, Aerzten, Kranken erprobt und anerkannt. Kaufen Sie aber keine Nachahmungen, sondern nur das Original-„Silbodcalin". — Packung mit 80 Tabl. „Silbodcalin" RM. 2.21 in allen Apotheken, wo nicht, dann Adler-Apotheke, München. — Verlangen Sie von der Herstellerfirma Carl Bühler, Konstanz, kostenl. u. unverbindl. Zusendung d. interess. illustrierten Aufklärungsschrift 5305 v. Dr. phil. nat. Strauß.

Das echte, gute Loden ab Mtr. 3.31 und alle Herren- u. Damenstoffe erstklassig u. in wundervoller Auswahl wirkt. preiswert! Muster franco hin u. zurück, erbitte Angabe d. Gewünschten **Tuch Kaufmann** München 13, Reichenbachstr. 3

Hastretter's Kräuter-Dragées gift- und fabrikl, unschädlich, gegen **Kropf/Basedow** Preis: 1 Org.-Pkg. Mk. 3.45 Kur = 2 = = 6.75 Bei Bestellung angeben ob Kropf oder Basedow **Friedrich Hastretter** Gauting bei München

Leiden Sie an Unreinem Blut? Dann lesen Sie bitte unsere wissenschaftl. Broschüre, die Ihnen kostenlos u. unverbindl. zugesandt wird. R. mst. Linsenz & Co. Kirchheim-b. D. 152

Graue Haare Verschwinden wieder Prämiert mit goldener Medaille Broschüre kostenlos Koch-Nürnberg-A 6

Herzliche Weihnachtsbitte! Diktator, in dürftigsten Verhältn., der im Exil lebt. Er kennt Primus bezahlt sucht einen Mensch., der ihm die dazu erforderl. Maschinerie erleichtert. Freundl. Angeb. u. Nr. 1172 an „Der 7. Tag". Paderborn

Fett spritzt! Und womit kriegt man die Fettflecken von der Herdplatte? Mit **Herdfeger** putzt Herdplatten, Messer, Aluminium

Haustrauen! Bettfedern bewährt, preiswert u. reell. Graue ½ Kilo 0.50, Weiße 0.80, 1.25, Halbflaum 4.—, meine beste Qualität 4.50, Daunen 4.60, 6.50, 7.—, Inlette von 95 Pf. Schöne fert. Betten, 11.—, 17.80, 20.30. Preisl. Muster umsonst. **Hans Müller, Marktredwitz 60, Bayr. Ostm.**

Graue Haare sind in 8 Tagen natürlich durch „Mio-curator". 90 Pf. portofrei (Nachn. 50 Pf. mehr) O. Blocherer Augsburg 8/29

Federbett m. Kissen 20 RM frei Nachn. Preisliste gratis Bettenversand Hoffmann Würzburg 30

Rasche Bezugsquelle Neue Gänsefedern mit Daunen, ungerissen, doppelt gereinigt ½ kg 2.–, allerbeste Qualität 2.50, weiße Halbdaunen 3.50, 5.– u. 5.50, gereinigte, gerissene Federn mit Daunen 3.25 u. 4.25, hochpr. 5.25, allerfeinste 6.25, 1a Volldaunen 7.– u. 8.–. Für reelle, staubfreie Ware Garantie. Vers.-geg. Nachn. ab 2½ kg portofrei. Pa Inlette mit Garantie billigst. Nichtgefall. auf meine Kosten zurück. **Willy Mantouffel.** Gänsemästerei, Neutrebbin 30c (Oderbr.). **Größtes Bettfedern-Versandgeschäft des Oderbruches. Stammhaus gegr. 1858.**

Wer Anzeigen liest, ist über den Fortschritt unterrichtet

Krippen-Freunde erhalten gegen Einsendung von RM. 0.50 reichhaltigen Krippenkatalog, bei Bestellung wird RM. 1.— zurückvergütet **E. SEELHOFF Wwe., KOBLENZ a. Rh.** Kirchliche Kunst, Goebenplatz 1

Reizvolle Kinderaufnahmen mit u. ohne Kunstlicht machen viel Spaß

Verlangen Sie kostenlos den 220 seit. Forst Photo-Heiler G 64. Kamera Tausch- u. Ratenzahlungsliste, Ferienraten. Alle Markenkameras 5 Tage zur Ansicht. Günstige Zahlungsbedingungen. Für Photoamateure u. Schmetterer nur: Das größte Photo-Spezialhaus d. Welt **Der Photo-Forst, Nürnberg-A R. O 64**

„Strickchen" RM 16.75 Kinder-Zweirad mit Luftbereift. Weihnachts-Prospekt kostenlos. **E. & P. Stricker,** Fahrradfabrik Brackwede-Bielefeld 565

Aquarien Terrarien Tiere und Pflanzen Lagerbesuch Auswahl bei A. Bienkner, Leipzig S 3 Taucherstr. 32. / III. Preisl. frei. Katal. -.60

Alte Woll- und Strickſachen verwerten Sie bestens beim Einkauf schöner Schlafdecken, Kissen, Läufer, Damen- u. Herrenstoffe. Für uns Interesse! **Brodt a. Schorr Enkirch (Mosel) 86** Wollverwertung

Sehr billig und doch Qualität! **Moderne Taschen- u. Armbanduhren** m. Gar.-Schein. Bei Nichtgefall. Umtausch oder Geld zurück. Nr. 3. Herrentaschenuhr m. geprüft., 36stünd. Aufwerk, vernick. M. **1.90** Nr. 4. Versilberter Ovalbügel, vergoldeter Rand . . M. 2.30 Nr. 5. Besseres Werk, fl. Form . M. 3.40 Nr. 8. Sprungd.-Uhr, 3Deck., vergold. 4.90 Nr. 6b. Dto., mit besserem Werk . M. 7.40 Nr. 8. Armbanduhr m. Lederriemen 2.60 Nr. 85. Dto., kl. Form, besser Werk 4.— Nr. 99. Dto., Golddoublé, 5 Jahre Gar. f. Genauigkeit 6.90 Für Damen, m. Klipphand . M. 5.90 Dto., f. Herren, m. Lederband 6.90 Nr. 161. Chronometer-Stoppuhr, ½stündl. Kuckuck ruf., M. 2.80. Nr. 612. Monogramm-Siegelring für Damen oder Herren, 18 kar. vergoldet, einschl. ihrem Monogramm M. 1.10. Nr. 614. dto. Siegelring, 8eckige Platte, M. 1.30. Nickelkette M. –.25. Doppelkette, vergoldet, M. –.70. Kegnet M. –.25. Wecker, gutes Messingwerk, M. 1.80. Nr. 642. Tischuhr, mod. Form, 8-Tage-Werk, Eiche poliert, 25×20 cm M. 8.—. Versand gegen Nachn. **Katalog gratis** Jahresumsatz über 30 000 Uhren. **Fritz Heinecke, Braunschweig L 85**

In Bauchweh, das Freude macht! **Eisbär-Pralle** sind nicht besser, aber teurer als meine Reichsmarkstelle Marke „Elabit". Preis ab RM 2.–. Bildkatalog a. d. Tarpich. Dach u. Pak. a. d. frei. **W. Heino, Linswalden 28, Sellstadt.**

Dauerverdienst täglich bis 8 RM **Reichelt, Breslau 5 Schließfach 36**

Gute Musik Katalog fr. von **Musik-Spezialfirma HERDLO & CO., Klingenthal Sa. Nr. 15** für jedes Instrument Sonderlist anfordern

Ein passendes u. billiges Weihnachts-Geschenk!

Taschenatlas der ganzen Welt

24 Karten in Kupferstich und erläuterndem Text gebunden nur **0.60** RM

Taschenatlas vom Deutschen Reich

24 Karten in Kupferstich mit Namensverzeichnis u. geographisch-statistischen Nachweisen gebunden nur **0.60** RM

Der Atlas ist eine für das Westfälische Volksblatt hergestellte Sonderausgabe von Justus Perthes Taschenatlas.

Bei Versand nach auswärts wird 15 Pf. Porto pro Band berechnet. Bestellungen erbeten an

Westfälisches Volksblatt G.m.b.H., Paderborn
Rosenstraße 13a

Nehmen Sie Rücksicht — auf Ihre — **Ohren!** bei Erkältung, Zugluft, Wind, bei Krankheit, beim Baden! Nehmen Sie **„AKUSTIKA"** schalldurchlässige Ohrpfropfen aus Watte für 30 u. 90 Pfg. in Apotheken, Drog. käuf.

Hexcalen Vertrauensache ist die Vermittlung der Heiratswünsche. Eingehende Zuschriften und Anfragen werden behandelt stets in Briefumschlägen ohne Firmen-Aufdruck versandt. Ebenso übernehmen wir auf Wunsch die vertrauliche Rücksendung von etwa eingesandten Photographien usw., falls uns diese unter Beifügung der Absenderanzahe und der Chiffre portofrei zugehen.

Weihnachtswünsche! **Suche Gebanten-Austausch** zw. Heirat m. geb. charakterf. kath Herrn i. sich. Stellg. Bin 37 J., bld., vollschl., ges., natürl., 1,68 gr., warmherz., tief verank., durchaus gut. Wt. Vergangh. Beste Kindl. Heim. Zuschr. u. Nr. 1171 an „Der 7. Tag", oberborn.

Meine Verm. 26 J., Bauerstochter, nicht unbemitt., möchte in solid. kath. Herrn in sich. Stellg. zw. **Heirat** bef. werden. Am liebsten Lehrer, it. Beamt. oder kaufm. Angeb. m. Bild u. Nr. 1169 an „Der 7. Tag", Paderb

Gebildeter Landwirtstolch, 24 J., kath., mittl. Größe, wünscht mit ein. netten solid. Mädel bei bis 24 Jahren zwecks späterer **Heirat** in Briefw. zu treten. Vermög. gehört Einheirat, gl. w. Art, bevorzugt. Zuschr. mit Bild, das zurückgesandt wird, erbet. unt. Nr. 1170 an „Der 7. Tag", Paderb

Kathol. Ehe dch. größte, älteste u. erfolgreichste kath. Vereinigung für alle Stände Kirchl. Empfehl. 1000 Jährl. mehrere 1000 Mitglieder. Streng vertrauensvoll. Neuland-Bund R Herne W 153

. . denn nur in der Wiederholung der Anzeige liegt der Erfolg!

Eine Delikatesse ist mein **Pflaumenmus** hergestellt aus besten getrockn. und frischen Pflaumen low. Westkuker, pikant gewürzt, daher unübertroffen **im Geschmack,** der 10-Pfd.-Postzimmer 3,75 RM ab hier geg. Vorkasse od. Nachn. Postscheck. Magdeburg 3002 **FRITZ KLEINE, Magdeburg-Fr. 41**

Ein Versuch führt unbedingt zu **dauernden** Nachbestellungen!

Heirat Ich 178 cm groß, dkl., gute, gesetzl. Einkomm. Off. mit Bild, das zurückgesandt wird, u. Nr. 1163 „Der 7. Tag", Paderborn.

Inserieren bringt Gewinn

Ig. Mann, 26 J., alt, sucht die Bekanntschaft eines lieb., kath. Mädels zwecks späterer **Heirat** Vermög. nicht erforderl. Bin Mitte, mittl. Größe, blond, blauäugig, solid, strebsam, gut. Charakter, angenehmes Wesen, gute Erscheinung, Nichtraucher, Nichttrinker, Eigenheim vorhanden. Ernstgemeinte Zuschr. mit Bild, das zurückgesandt wird, unter Nr. 1168 an „Der 7. Tag", Paderborn

Praktisch! Aus schwarzem Spaltleder mit dicker Holzsohle und Fischer. **661** Ringbote, 100 Seiten Auswahl für die ganze Familie in Deutschlands größtem Schuh-Versandhaus. Die erhalten es **kostenlos!** Postkarte genügt. **Speier Überlandversand** Frankfurt (Main) M. 42

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Hans Grohmann; Roman, Unterhaltung und Frauenwelt: Johanna Tops; für den kulturellen und allgemeinen Teil: Josef Johannes Link; Bildverantwortlich: die Abteilungsleiter; für den Anzeigenteil: Laurenz Offergeld, sämtlich in Paderborn. Druck und Verlag: Westfälisches Volksblatt, G. m. b. H., Paderborn. „Der 7. Tag": III. Vl. 36: 32 181. Zur Zeit ist Preisliste Nr. 8 gültig. Anzeigen von lokalen Verkaufsgeschäften und Erziehungsanstalten, sowie Heirats- und sonstige Anzeigen privaten Charakters aus Ost- und Südwestfalen und dem oberen Eichsfeld (Provinz Sachsen) durch den Verlag Westfälisches Volksblatt, G. m. b. H., Paderborn. — Alleinige Anzeigenverwaltung für allgemeine Geschäftsanzeigen: Diplom-Kaufmann Erwin Müller, Berlin W 9, Potsdamer Straße 138.

5. Jahrgang – Nr. 50 Einzelnummer 15 Pf. Sonntag, 13. Dezember 1936
Verlagspostanstalt Paderborn
Postbezugspreis 66 Pf. (einschl. 14 Pf. Postgebühren)

Der 7. Tag

Sonntagszeitung für Stadt und Land

Puppenspiele

Von
Theodor Storm

Vor dem lustigen und (wie es sein muß) etwas gruseligen Bild, das uns der Künstler Otto Quante in seiner herrlichen Art aufgezeichnet hat, fiel uns gleich der „Pole Poppenspäler" wieder ein, von dem wir auf der Tertia mit so großer Begeisterung gelesen haben, welche Erlebnisse er mit der Puppenspielerfamilie Josef Tendler in seinem nordischen Heimatstädtchen gehabt hat. Damals ging noch der dicke Stadtausrufer durch die Straßen, schlug „mit dem Schlüssel an sein blankes Messingbecken" und rief aus, daß abends im Schützenhof . . . . . und so weiter. Der kleine Pole, wir erinnern uns noch, war nicht nur von den Puppenspielen begeistert, sondern auch noch von einer kleinen lebendigen Puppe, von der kleinen Lisei, der fahrenden Leute Kind. Die Puppen und die Lisei haben dem jungen Pole ganz den Kopf verwirrt; wir wollen hier jetzt einmal die Stelle nachlesen, wie Pole (das ist dasselbe wie Paul) die erste Puppenvorstellung erlebte und wie er nachher mit Hilfe der Lisei zu dem Kasperl kommt, den er durch seinen Vorwitz gleich „spieluntauglich" macht.

*

Abends im Schützenhof

— — Du kennst unseren Schützenhof in der Süderstraße; auf der Hausflur sah man damals noch einen schön gemalten Schützen in Lebensgröße, mit Federhut und Büchse; ihn übrigen war aber der alte Kasten damals noch lauffälliger, als er heute ist. Die Gesellschaft war bis auf drei Mitglieder heruntergesunken; die vor Jahrhunderten von den alten Landesherzögen geschenkten silbernen Pokale, Pulverhörner und Ehrenketten waren nach und nach verschleudert; den großen Garten, der, wie du weißt, auf den Bürgersteig hinausläuft, hatte man zur Schaf- und Ziegengräsung verpachtet. Das alte zweistöckige Haus wurde von niemandem weder bewohnt noch gebraucht; windfrig und verfallen stand es da zwischen den munteren Nachbarhäusern; nur in dem oben weißgekalkten Saale, der fast das ganze obere Stockwerk einnahm, produzierten mitunter starke Männer oder durchreisende Taschenspieler ihre Künste. Dann wurde unten die große Haustür mit dem gemalten Schützenbruder knarrend aufgeschlossen.

— — Langsam war es Abend geworden; und — das Ende trug die Last, denn mein Vater wollte mich erst fünf Minuten vor dem angesetzten Glockenschlage laufen lassen; er meinte, eine Uebung in der Geduld sei sehr vonnöten, damit ich im Theater stille sitze.

Endlich war ich an Ort und Stelle. Die große Tür stand offen, und allerlei Leute wanderten hinein; denn bezahlt ging man noch gern zu solchen Vergnügungen; nach Hamburg war eine mei e Reise, und nur wenige hatten sich die kleinen Dinge zu Hause durch die dort zu schauenden Herrlichkeiten leid machen können. — Als ich die eichene Wendeltreppe hinaufgestiegen war, fand ich Liseis Mutter am Eingange des Saales an der Kasse sitzen. Ich näherte mich ihr ganz vertraulich und dachte, sie würde mich so recht als einen alten Bekannten begrüßen; aber sie saß stumm und starr und nahm mir meine Karte ab, als wenn ich nicht die geringste Beziehung zu ihrer Familie hätte. — Etwas gedemütigt trat ich in den Saal; der kommenden Dinge harrend, plauderte alles mit halber Stimme durcheinander; dazu fiedelte unser Stadtmusikus mit drei seiner Gesellen. Das erste, worauf meine Augen fielen, war in der Tiefe des Saales ein roter Vorhang oberhalb der Musikantenlöge. Die Malerei in der Mitte desselben stellte zwei lange Trompeten vor, die kreuzweise über einer goldenen Leier lagen; und, was mir damals sehr sonderbar erschien, an dem Mundstück einer jeden hing, wie mit den leeren Augen darauf geschoben, hier eine finster, dort eine lachend ausgeprägte Maske. — Die drei vordersten Plätze waren schon besetzt; ich drängte mich in die vierte Bank, wo ich einen Schulkameraden bemerkt hatte, der dort neben seinen Eltern saß. Hinter uns bauten sich die Plätze schräg ansteigend in die Höhe, so daß der letzte, die sogenannte Galerie, welche nur zum Stehen war, sich fast mannshoch über dem Fußboden befinden mochte. Auch dort schien es wohlgefüllt zu sein; genau vermochte ich es nicht zu sehen, denn die wenigen Talglichter, welche in Blechlampetten an den beiden Seitenwänden brannten, verbreiteten nur eine schwache Helligkeit; auch drunkelte die schwere Balkendecke des Saales. Mein Nachbar wollte mir eine Schulgeschichte erzählen; ich begriff nicht, wie er an so etwas denken konnte, ich schaute nur auf den Vorhang, der von den Lampen des Podiums und der Musikantenpulte feierlich beleuchtet war. Und jetzt ging ein Wehen über seine Fläche, die geheimnisvolle Welt hinter ihm begann sich schon zu regen; noch einen Augenblick, da erscholl das Läuten eines Glöckchens, und während unter den Zuschauern das summende Geplauder wie mit einem Schlage verstummte, flog der Vorhang in die Höhe. —

Otto Quante: Spiel der Puppen

Bavaria, Gauting (Eigene Klischeeherstellung)

Der böse Golo

Ein Blick auf die Bühne versetzte mich um tausend Jahre rückwärts. Ich saß in einem mittelalterlichen Burghof mit Turm und Zugbrücke; zwei kleine elfenlange Leute standen in der Mitte und redeten lebhaft miteinander. Der eine mit dem schwarzen Barte, dem silbernen Federhelm und dem goldgestickten Mantel über dem roten Unterkleide war der Pfalzgraf Siegfried; er wollte gegen die heidnischen Mohren in den Krieg reiten und behauptete seinem jungen Hausmeister Golo, der in blauem, silbergesticktem Wamse neben ihm stand, zum Schutze der Pfalzgrafin Genoveva in der Burg zurückzubleiben. Der kreulose Golo aber hat gewaltig wild, daß er seinen guten Herrn so allein in das grimme Schwerterspiel sollte reiten lassen. Sie drehten bei diesen Wechselreden die Köpfe hin und her und fochten heftig und ruckweise mit den Armen. — — Da tönten kleine, langgezogene Trompetentöne von draußen hinter der Zugbrücke, und zugleich kam auch die schöne Genoveva in himmelblauem Schleppkleide hinter dem Turm hervorgeflitzt und schlug beide Arme über des Gemahls Schultern: „Oh, mein herzallerliebster Siegfried, wenn dich die grausamen Heiden nur nicht massakrieren!" Aber es half ihr nichts; noch einmal ertönten die Trompeten, und der Graf schritt steif und würdevoll über die Zugbrücke aus dem Hof; man hörte deutlich draußen den Abzug des gewappneten Trupps. Der böse Golo war jetzt Herr der Burg. —

Und nun sp'elte das Stück sich weiter, wie es in deinem Lesebuche gedruckt steht. — Ich war auf meiner Bank ganz wie verzaubert; diese seltsamen Bewegungen, diese seinen

oder schnarrenden Puppenstimmchen, die denn doch wirklich aus ihrem Munde kamen — es war ein unheimliches Leben in diesen kleinen Figuren, das gleichwohl meine Augen wie magnetisch auf sich zog.

Im zweiten Aufzuge aber sollte es noch besser kommen. — Da war unter den Dienern auf der Burg einer im gelben Nankinganzug, der hieß Kasperl. Wenn dieser Bursche nicht lebendig war, so war noch niemals etwas lebendig gewesen; er machte die ungeheuersten Witze, so daß der ganze Saal vor Lachen bebte; in seiner Nase, die so groß wie eine Wurst war, mußte er jedenfalls ein Gelenk haben; denn wenn er so sein dummpfiffiges Lachen herausschüttelte, so schienkerte der Nasenzipfel hin und her, als wenn auch er sich vor Lustigkeit nicht zu lassen wüßte; dabei riß der Kerl seinen großen Mund auf und knackte, wie eine alte Eule, mit den Kinnbackenknochen. „Pardauz!" schrie es; so kam er immer auf die Bühne gesprungen; dann stellte er sich hin und sprach erst bloß mit seinem großen Daumen; den konnte er so ausdrucksvoll hin und wieder drehen, daß es ordentlich ging wie „Sier nig und da nig; kriegst du nig, so hast du nig!" Und dann sein Schielen; — das war so verführerisch, daß im Augenblick dem ganzen Publikum die Augen verquer im Kopfe standen. Ich war ganz vernarrt in den lieben Kerl!

Endlich war das Spiel zu Ende, und ich saß wieder zu Hause in unserer Wohnstube und verzehrte schweigend das Aufgebratene, das meine gute Mutter mir warm aufgestellt hatte. Mein Vater saß im Lehnstuhl und rauchte seine Abendpfeife. „Nun, Junge," rief er, „waren sie lebendig?"

„Ich weiß nicht, Vater," sagte ich und arbeitete weiter in meiner Schüssel; mir war noch ganz verwirrt zu Sinne.

Er sah mir eine Weile mit seinem klugen Lächeln zu. „Höre, Paul," sagte er dann, „du darfst nicht zu oft in diesen Puppenkasten; die Dinger könnten dir am Ende in die Schule nachlaufen."

Die Begegnung mit dem Kasperl

Es war fast dunkel in dem großen Saale; denn die Fenster, welche sämtlich nach dem Hofe hinaus lagen, waren von der Bühne verdeckt; nur einzelne Lichtstreifen fielen durch die Spalten des Vorhangs.

„Kommt!" sagte Lisel und hob seitwärts an der Wand die dort aus einem Teppich bestehende Verkleidung in die Höhe; wir schlüpften hindurch, und da stand ich in dem Wundertempel. — Aber von der Rückseite betrachtet und hier in der Tageshelle sah er ziemlich kläglich aus; ein Gerüst aus Latten und Brettern, worüber einige buntbekleckste Leinwandstücke hingen: das war der Schauplatz, auf welchem das Leben der heiligen Genovefa so täuschend an mir vorübergegangen war.

Doch ich hatte mich zu früh beklagt; dort an einem Eisendrahte, der von einer Kulisse nach der Wand hinübergespannt war, sah ich zwei der wunderbaren Puppen schweben; aber sie hingen mit dem Rücken gegen mich, so daß ich sie nicht erkennen konnte.

„Wo sind die anderen, Lisel?" fragte ich; denn ich hätte gern die ganze Gesellschaft auf einmal vor besehen.

„Hier im Kaff'l," sagte Lisel und klopfte mit ihrer kleinen Faust auf eine im Winkel stehende Kiste; „die zwei da sind fcho zug'richt; aber geh nur her dazu und schau's dir a; er is fcho dabei, dei Freund, der Kaspert!"

Und wirklich, er war es selber. „Spielt denn der heute abend auch wieder mit?" fragte ich. „Freili, der is allimal dabei!"

Mit untergeschlagenen Armen stand ich und betrachtete meinen lieben lustigen Allerweltskerl. Da baumelte er, an sieben Schnüren aufgehenkt; sein Kopf war vornübergesunken, daß seine großen Augen auf den Fußboden stierten und ihm die rote Nase wie ein breiter Schnabel auf der Brust lag. „Kasperle, Kasperle," sagte ich bei mir selber, „wie hängst du da elendiglich!"

Da antworkete es ebenso: „Wart nur, liebes Brüderl, wart nur bis heut abend!" — War das auch nur so in meinen Gedanken, oder hatte Kasperl selbst zu mir gesprochen? —

Ich sah mich um. Das Lisel war fort; sie war wohl vor die Haustür, um die Rückkehr ihres Vaters zu übernehmen. Da hörte ich sie eben noch von dem Ausgang des Saales rufen: „Daß d' mir aber nit an die Puppen rührst!" — — Ja — nun konnte ich es aber doch nicht lassen. Leise stieg ich auf eine neben mir stehende Bank und begann erst an der einen, dann an der anderen Schnur zu ziehen, die Kinnladen fingen an zu klappen, die Arme hoben sich, und jetzt fing auch der wunderbare Daumen an, ruckweise hin- und herzuschießen. Die Sache machte gar keine Schwierigkeit; ich hatte mir die Puppenspielerei doch kaum so leicht gedacht. — Aber die Arme bewegten sich nur nach vorn und hinten aus; und es war doch gewiß, daß Kasperle sie in dem neulichen Stück auch seitwärts ausgestreckt, so daß er sie sogar über dem Kopfe zusammengeschlagen hatte! Ich zog an allen Drähten, ich versuchte mit der Hand die Arme abzubiegen; aber es wollte nicht gelingen. Auf einmal tat es einen leisen Krach im Innern der Figur, Halt! dachte ich, Hand vom Brett! Da hättest du können Unheil anrichten!

Leise stieg ich wieder von meiner Bank herab, und zugleich hörte ich auch Lisel von außen in den Saal treten.

„G'schwind, g'schwind!" rief sie und zog mich durch das Dunkel an die Wendeltreppe hinaus; „'s is eigentli nit recht," fuhr sie fort, „daß i di eilaff'n hab; aber, gel, du hast doch dei Gaudi g'habt!"

Ich dachte an den leisen Krach von vorhin. „Ach, es wird ja nichts gewesen sein!" Mit dieser Selbsttröstung lief ich die Treppe hinab und durch die Hinkerlür ins Freie.

Soviel stand fest, der Kaspar war doch nur eine richtige Holzpuppe; aber das Lisel — was das für eine allerliebste Sprache führte! und wie freundlich sie mich gleich zu den Puppen mit hinaufgenommen hatte! — Freilich, und sie hatte es ja auch selbst gesagt, daß sie es so heimlich vor ihrem Vater getan, das war nicht völlig in der Ordnung. Unlieb — zu meiner Schande muß ich's gestehen — war diese Heimlichkeit mir gerade nicht; im Gegenteil, die Sache bekam für mich dadurch noch einen würzigen Beigeschmack, und es muß ein recht selbstgefälliges Lächeln auf meinem Gesicht gestanden haben, als ich durch die Linden- und Kastanienbäume des Gartens wieder nach dem Bürgersteig hinabschlenderte.

Allein zwischen solchen schmeichelnden Gedanken hörte ich von Zeit zu Zeit vor meinem inneren Ohre immer jenen leisen Krach im Körper der Puppe; was ich auch vornahm, den ganzen Tag über konnte ich diesen, jetzt aus meiner eigenen Seele heraufströmenden unbequemen Laut nicht zum Schweigen bringen.

Besuch im Advent / *Von Emil Vorbeck*

Die beiden Wanderer schritten unter dem warmen Gewölbe schneebeladener Tannen. Zu ihrer Linken stürzte sich der Hang in ein unentwirrbares Dunkel, in dem die Tiere des Waldes hausten. Der Weg bog in einen Tobel ab, auf dessen Grund ein zu silbernen Orgelpfeifen erstarrter Wasserfall stand.

Vom Tal her klang scharf und hell, als würden stählerne Waffen gekreuzt, der Zweikampf der Axthieb mit dem Frost heraus. Ein Schuppen überdrückte den vorderen Teil der Schlucht. Unter seinem Dache hielt eine Säge, die das Eis gelähmt hatte, noch den angeschnittenen Fichtenstamm in ihren Zähnen.

Wie eine Flucht von weißen, festlichen Sälen folgten einander Wiesenhalden, deren Wände mit den Fürstanden verschneiter Aeste geschmückt waren. Braune, schindelgepanzerte Bauernhäuser verjagten bis zu den Fensterbänken des Erdgeschosses in den weichen Daunenbalg.

Dünner, gedrechselter Rauch aus Kaminen meldete die Gegenwart von Menschen. Ein Greis hauchte in den gefrorenen Palmenwald der Fensterscheibe ein rundes Guckloch und winkte den beiden Männern, daß sie bei ihm einkehren sollten. Dann schlürften seine mühsamen Schritte hinter der blaugestrichenen Tür, die er öffnete.

Der Oberamtmann wurde vertraut wie ein Nachbar empfangen. Seinem Begleiter, dem Landmesser, galt nur ein stummes Nicken. Die weißroten Stäbe, die dieser in der Hand trug, flößten Achtung ein. Sie schienen Abzeichen einer geheimnisvollen Macht.

Die Herren sollten sich doch das Kripperl anschauen, meinte der alte Bauer. Im Advent würde es jeweils aufgestellt, um bis Ostern zu dauern. So wenigstens hatte man es von Großvaters Zeiten her.

Der so sprach, war selber ein Urahn, klein, verhutzelt und graustoppelig am spitzen Kinn. Er führte die Gäste in die geräumige Wohnstube, deren Gäste übered eine Spielzeug-Landschaft ausfüllte.

Das Bild der Berge trat durch die vier Fenster herein und setzte sich, vom Schnee entblößt, in Moos, Steinen und Zaunreitern fort. Die Almen des Allgäus stiegen herab, um den Hirten des Gelobten Landes als Weide zu dienen. Der Heiland fand eine irdische Heimat, die zugleich auch dem Herzen dieser Bauern gehörte.

Statt der wolligen Lämmer grasten graue Hochlandskühe auf den betschlemitischen Fluren, und ihre Hüter glichen in ihren kurzen Lederhosen und grünen Lodenhüten den Sennen, die sich einander über die Abgründe ihre Freude zujodeln.

Der Stall, der das hochheilige Paar und später das göttliche Kind beherbergen sollte, hatte ein flaches, mit Kieseln beschwertes Holzdach und ein aufgezimmertes Gebälk, das den sachverständigen Augen des hl. Joseph gefallen mußte.

Ueber beschwerliche Felssteige nahte schon dieser treue, würdige Rührwater, der die alte Kirchentracht der Ehrenschwanger Handwerker mit Stolz trug, und führte ein Maultier am Zügel, auf dessen Sattel die hodselige Jungfrau Maria mit der goldenen Mädchenkrone der Hittisauer Töchter saß. Zwei Engelknaben, denen Fittiche aus pagenhaften Samtwämsern wuchsen, liefen Hand in Hand voraus.

Der Oberamtmann zwinkerte fröhlich und fragte den Landmesser, ob er vielleicht nicht Lust verspüre, auch hier seines Amtes zu walten? Aber er wartete nicht auf eine Antwort, sondern gab sie selbst.

Diese heilbringende Gegend sei so unwegsam wie nur möglich, und trotzdem werde sie zur Angel der Welt. Der Erlöser brauche keine sorglich vermessene und aufgeschüttete Straße, um sein Ziel zu erreichen. Wenn die Herzen bereit wären, würden die Wege es auch sein.

Der kleine schmächtige Greis hob den Vorhang vor einer Nische in der Wand. Darin waren ganze Reihen von holzgeschnitzten, stoffbekleideten Figuren aufgestellt, deren Gelenke sich bewegen ließen.

Neben dem König aus dem Morgenlande, der die Myrrhe brachte, stand der Hauptmann Longinus, der seine Lanze in die Seite des Gekreuzigten stach. Auch die Schüsseln, die auf der Tafel von Kanaan das Hochzeitsmahl trefflich ließen, waren schon mit gebratenen Fasanen und Eberköpfen gefüllt. Nur dem Pfau, den eine blonde Dienerin als Prunkstück hochhielt, hatte die Katze den Kopf abgebissen.

Die beiden Herren dankten mit ehrlichen Worten für das, was ihnen der Alte mit frommem Eifer gezeigt hatte. Der Landmesser war erfaßt über die gläubige Liebe, mit der die Menschen in der Einöde sich der biblischen Geschichte bemächtigten. Auf diese Weise machten sie Galiläa und Jerusalem zu ihrem Eigentum.

Der Greis wollte auf sein Lob hören, das ihm gespendet wurde. Ihm war die Freude alles. Und er, der kaum noch einen Frühling erhoffen durfte, sah getrost in die Zukunft. Komme, was kommen mag, das Krippert, an dem sein Herz hängt, bleibt bestehen. Immer neue Geschlechter werden sich an ihm erfreuen und es im Sterben den Enkeln empfehlen. Und wenn keiner mehr da ist auf dem Hofe, erhält es die Kirche von Ehrenschwang als Erbe.

Der Oberamtmann äußerte einen Zweifel, den er sofort wieder bereute. Er dachte selbst zu sehr an ein gewisses, drohendes Schicksal, als daß er sich in diesem Augenblicke davon befreien konnte. Was wäre aber dann, wenn eine Feuersbrunst das Haus und mit ihm den Schatz der Krippe vernichten würde?

Der alte Bauer wunderte sich gar nicht über diese Frage. Er tat im Gegenteil so, als ob sie ihm höchst vertraut wäre. Eine Sache kann leicht zu Schaden kommen. Da fehlt nicht viel, und sie ist wie weggeblasen. Aber das hat weiter nichts zu sagen. So ein Besitztum kann verbrennen. Dazu gehört nur eine unbehütete Flamme oder ein ipzelndes Kind. Wenn auch das Krippert zu Asche wird und zu Staub, das, was es darstellt, die Geburt und das Leben des Herrn, geht nie in Rauch auf, ebenso wenig, wie unsere Seele vergeht, wenn der Leib im Grabe ruht. Und wenn dann die Schnitzereien und die Bilder nicht mehr vom Vater auf den Sohn gelangen, so wird der Glaube vererbt. Daran ändert sich nichts, solange die Welt besteht.

Als die beiden Gäste die Stube verließen, wurden sie ganz einsilbig. Jeder von ihnen zehrte an einer guten Lehre, die ihm mehr sättigte als ein Stück Brot. Der Besuch war nicht umsonst getan.

Der Landmesser, der sich am Morgen wie der liebe Gott selbst vorkam, der Maß zu einer neuen Schöpfung anlegte, erwischte sich bei dem Eingeständnis, daß es noch wichtigere Dinge auf Erden gäbe als weißrote Latten und geplante Straßen.

Der Oberamtmann indes vergaß seinen Kummer. Ob künftig der Lärm wilder Wagen die Einsamkeit seiner Berghütte, in der er ausruhte, störte oder nicht, blieb ihm gleichgültig. Ein Unglück kann nur die Schale, das Aeußere, zertrümmern, nie den Kern, wenn dieser im Geiste und in der Wahrheit ist. Niederlagen hindern den Sieg nicht.

Der alte Bauer aber war ein Weiser. Er hoffte auf den Enkel und ließ sich selbst vom Tod nicht beirren, viel weniger vom Feuer. Der Glaube verbürgte ihm Dauer und Ewigkeit. Nichts geht zugrunde vor Gott.

(Aus dem Roman „Straße im Allgäu")

Das Pusselspiel der Reichsbahn

Ab 1. Dezember hat die Deutsche Reichsbahn ihre WHW.-Spendenkarten in neuer Form herausgegeben, und zwar sind sie auf der Rückseite mit einer Zeichnung versehen. Die einzelnen Karten sind zu Pusselspielen zusammenzustellen. Zuerst wird eine Serie über die Entwicklung des Verkehrs von der Zeit der Germanen bis zur letztzeit herausgegeben. Diese Serie von acht Bildern ist von Teschenmacher entworfen worden. Hier zeigen wir die Zusammenstellung eines Bildes, das einen modernen Schnellzug darstellt. (Pressephoto, K.)

An der Krippe basteln

Wenn man eine Krippe bauen will, so muß man sich zunächst entscheiden, ob man eine Krippe orientalischen oder heimatlichen Charakters wählt. Im ersten Falle muß man sich an die historischen, morgenländischen Vorbilder halten, wie man sie in dem reichen Schrifttum über Kunst- und selbstgebaute Krippen finden kann; für die heimatliche Krippe finden sich für die Umgebung — den Rahmen einer Krippe — Motive in Hülle und Fülle. Eine Scheune oder ein Bauernhaus in der charakteristischen Eigenart irgend eines deutschen Landstriches, eine Kirchen- oder Burgruine, ja selbst ein moderner Fabrikraum oder eine sonstige moderne Werk- oder Arbeitsstätte. Selbstredend müssen Figuren, Bauten, Landschaft dem jeweiligen Charakter der Krippe entsprechen. Bei einer heimatlichen Krippe können keine Palmen und keine beduinenhaften Bauten erscheinen, und bei einer orientalischen wäre das Auftreten deutscher Hirten nicht verständlich.

Von der selbstgefertigten Krippe bzw. deren Aufbau soll im Nachstehenden gesprochen werden. Welche Mittel stehen uns nun hierbei zur Verfügung? Da ist zunächst die sog. Papierkrippe. Das Aufbaumaterial liefert das Kunstgewerbe in Bildkartons nach farbigen Entwürfen erster Künstler. Die Bastelarbeit besteht nun darin, diese Bildbogen bei genügender Papierstärke auszuschneiden oder erst auf dünne Holzplättchen aufzukleben und dann auszusägen, die Schnittflächen in den jeweiligen Tönen der Vorderansicht zu malen. Mit dem geschickten und geschmackvollen Aufstellen der Figuren auf einem Brett oder starken Karton ist die Arbeit erledigt. Das Anbringen eines Krippenhintergrundes, der billig zu haben ist, erhöht die Wirkung. Das ist die einfachste Art, mit Hilfe des von Berufskünstlern gelieferten Gesamtmaterials zu bauen! Und zwar rasch und billig! Der Prospekt, „Künstlerische Papierkrippen" der Gesellschaft für christliche Kunst, München, Karlstraße 6, bringt vollste Aufklärung.

Mit welchen Mitteln bastelt man nun aber eine Krippe, bei der Materialbeschaffung und Ausführung — abgesehen vielleicht von den Figuren — ganz in Händen des Krippenbauers liegt? Für eine Grotte eignen sich vorzüglich Baumwurzeln mit Moos ausgeglichen, dazwischen kleine Farnkräuter, Heidekraut, Wacholderbeerbäumchen bei heimatlichen Krippen, bei orientalischen Kakteen, kleine Palmen etc. Auch in Stärke getauchte Sackleinen gibt felsenartig um eine starke Pappschachtel oder Kiste gelegt, stellenweise mit Moos versehen und im Steinton mit Kalkfarbe gestrichen, eine der Natur ähnliche Felsengrotte. Das frisch gestärkte Sackleinen mit kristallisiertem Alaun und feinen Eisenspänen bestreut, erhöht die Wirkung des Steincharakters. Ganze Berglandschaften, wie sie bei Krippenbauten beliebt sind, lassen sich so herstellen. Bauwerke, Mauern usw. werden in Pappe oder Holz zunächst roh geformt. Für die Herausarbeitung der einzelnen Bauteile eignet sich eine durch Kochen von zerkleinertem Zeitungspapier, Kreidepulver und Leim gewonnene breiige Masse, ein allen Krippenbastlern unentbehrliches Mittel. Die Masse, mit der sich vortrefflich modellieren läßt, wird nach dem Trocknen steinhart. Auch durch Aufstreuen einer Mischung von Sägemehl und scharfem Sand auf den frisch geleimten Untergrund läßt sich nach entsprechender Bemalung mit Leimfarbe ein steinähnliches Aussehen der Wand erzielen. Oelanstrich ist wegen seiner unkünstlerischen Wirkung unbedingt zu vermeiden. Einen täuschend ähnlichen Eindruck eines vermoosten alten Gemäuers erhält man durch Bestreuen der frisch vorgeleimten Stellen mit getrocknetem gesiebten Moos.

Von größter Bedeutung für eine künstlerisch einwandfreie Gesamtwirkung ist das richtige Größenverhältnis aller Teile einer Krippe zueinander. Für ein Strohdach verwende man z. B. nicht das ungemein grob wirkende Stroh, sondern trockenes Heidegras oder Kokosfasern. Zur Ausstattung der Krippenlandschaft fertige man Bäume aus feinen zarten Birkenreisern. Bei der orientalischen Krippe kommen als künstliche Bäume nur Palmen in Betracht: Dunkelgrün gefärbte Farnblätter mit Stamm aus Kokosfasern. Hirtenfeuer, Brücken, kleine Seen und dergl. Beiwerk sind so geschickt einzugruppieren, daß der Blick von der Krippe, als dem Zentralpunkt der Anlage nicht allzusehr abgelenkt wird. Die Beleuchtung der Krippe kann, geschickt angelegt, außerordentlich wirksam sein. Sie darf nur indirekt sein, d. h. die Lichtquelle muß von jedem Standpunkt her unsichtbar bleiben. Das Gleiche gilt von den Zuleitungsdrähten der Lichtanlage. Durch Ueberstreichen der Glühlampen mit in Collodium aufgelösten Farben läßt sich verschiedenartiges farbiges Licht erzielen.

Besonders reizvoll für die weiblichen Bastler ist das Bekleiden von Krippenfiguren. Diese sind in ihrer Grundform entweder Holzfiguren mit beweglichen Gliedern oder nur Gebilde, deren geschnitzte oder modellierte Charakterköpfe, Arme und Füße durch Drähte verbunden sind. Bei der Aufstellung bieten diese vollkommen bewegungsfreien, bekleideten Figuren der Phantasie des Krippenfreundes weit größeren Spielraum, als dies bei starren Figuren möglich ist. Jedem, der sich vorgenannte Figuren nicht anschaffen kann, seien die aus Hartguß nach künstlerischen Entwürfen hergestellten empfohlen. Wem auch die Mittel für die Anschaffung vieler gewünschter Figuren dieser Art fehlen, begnüge sich lieber zunächst mit der hl. Familie, um dann Jahr für Jahr den Rest an guten Hartgußfiguren zu erwerben.

Die Anordnung der Figuren soll so sein, daß durch ihre Stellung der Blick des Beschauers auf den Kernpunkt — das Kind in der Krippe — unwillkürlich hingelenkt wird. Mehr noch als auf die Güte seiner Bastelarbeit muß der Krippenfreund auf eine künstlerische und sinnvolle Aufstellung der Figuren bedacht sein, entsprechend der seelischen, äußerlich zum Ausdruck gebrachten Einstellung

Diese nur wenigen Winke werden den angehenden Krippenbastler bei liebevoller Versenkung in sein Schaffen bald selbst auf die verschiedensten neuen Einfälle bringen. Denn Liebe macht erfinderisch — auch hier.

Der Tag der nationalen Solidarität

Der Höhepunkt des Winterhilfswerkes 1936/37, der Tag der nationalen Solidarität, wurde mit seinem Ergebnis zu einer wahren sozialen Volksabstimmung, wie sie überwältigender nicht gedacht werden kann. Unsere Bilder: Oben links: Luftfahrtminister Göring; oben rechts: Reichspropagandaminister Dr. Goebbels; unten links: Dr. Ley; unten rechts: Reichsbankpräsident Dr. Schacht. (Erich Zander, K.) — Bild links: Dr. Dorpmüller sammelt im Zug. Der Generaldirektor der Deutschen Reichsbahn stellte sich auf seiner Dienstreise im D-Zug in den Dienst des WHW. (Heinr. Hoffmann, K.)

Berliner Weihnachtsmarkt eröffnet

Unter großem Andrang der Bevölkerung wurde der traditionelle Berliner Weihnachtsmarkt wieder eröffnet. Den Töchtern von Reichsminister Dr. Goebbels, Hilde (links) und Helga (rechts) macht die Fahrt auf dem Auto-Karussell besondere Freude. (Scherl Bilderdienst, K.)

Der Londoner Kristallpalast abgebrannt

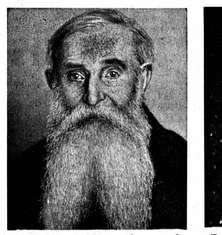
Der berühmte Kristallpalast, der weit über Englands Grenzen hinaus bekannt war, vor der Brandkatastrophe. (Weltbild, K.)

Das war der Kristallpalast

Eine Luftaufnahme nach dem Brand der großen Londoner Ausstellungshalle. Von dem gewaltigen Gebäude ist nur noch ein riesiger Trümmerhaufen übrig. (Pressephoto, K.)

Sturmschäden in Borkum

Die schweren Stürme der letzten Tage haben dem Nordseebad Borkum wieder großen Schaden zugefügt. Die Strandmauer der Insel wurde in einer Länge von 180 Meter weggerissen. Das Wasser schlug weit über die obere Promenade. (Scherl Bilderdienst, K.)

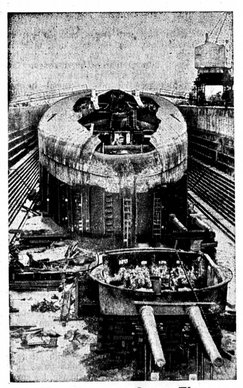


Der älteste Deutsche starb

Der Schmied Sadowski in Neidenburg, der erst vor kurzem seinen 110. Geburtstag feiern konnte, ist jetzt gestorben. Sein in Deutschland vereinzelt dastehendes Alter war dokumentarisch belegt. (Atlantic, K.)

Der kommissarische Leiter des Reichsstandes des Deutschen Handwerkes

Landeshandwerksmeister Lohmann ist mit der kommissarischen Leitung des Reichsstandes des deutschen Handwerks beauftragt. (Weltbild, K.)

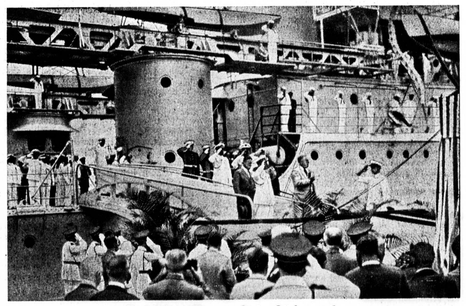


Ein Riese von Scapa Flow

Das ehemalige deutsche Kriegsschiff „Kaiserin" im englischen Rosyth Dock, wohin es nach seiner Bergung gebracht wurde, um jetzt verschrottet zu werden. Im Vordergrund einer der Gefechtstürme. (Pressephoto, K.)

Das Ende einer französischen Maschine

In der Nähe der Straße Toledo—Avila wurde von den nationalen Truppen diese Jagdmaschine französischer Herkunft abgeschossen, die im Dienste der Bolschewisten stand. (Presse-Bild-Zentrale, K.)



Präsident Roosevelt in Südamerika

Unser durch Flugpost übermitteltes Bild zeigt den amerikanischen Präsidenten bei der Begrüßung im Hafen von Rio de Janeiro während des Abspielens der brasilianischen Nationalhymne. (Weltbild, K.)

Wie sie den Fauken Sylvest vom Wildern kurierten

Von Fritz Müller-Partenkirchen

Ein Wilderer war er ja schon, der Fauken Sylvest, aber doch Respekt vor ihm. Genau besehen, hat ein jeder Mensch etwas, worin er einzig ist. Und einzig war der Fauken Sylvest im Nichtswissenhaftsein.

Da war im Dorf nicht einer, der nicht wußte, der Sylvest ist ein Wilderer. Und wenn sie's mit der Vorsichtigkeit gehabt hätten, jedem Fremden hätte man den Sylvest vorgestellt: „Sie gestatten, Sylvest, unser Wilderer."

Dem Förster gegenüber war das Vorstellen freilich noch vonnöten. Der stellte sich in mancher Unruhnacht von selber vor: „Jetzt erwischt er wieder einen Rehbock . . . jetzt schießt er mit den besten Hirschen ab . . . jetzt holt er sich von meinen Gemsen die allerschönste herunter . . . jetzt — jetzt — wenn ihn doch der Teufel holte, den Fauken Sylvest!"

Der Teufel deshalb, weil der Förster selber ihn halt nicht erwischte. Wenn sie in der Försterei daran dachten, wie oft sie den Sylvest schon beinahe erwischt hätten, und er ihnen dann mit einer unerklärlichen Reiben dennoch schlank durchs Garn gegangen war, dann ächzten und krachten alle Dielen, so suchsteufelswild liefen sie herum im Forsthause, der Förster und die Jagdgehilfen. Was der Sylvest alles anstellte, konnte sich der Förster freilich ganz genau zusammenrechnen, er brauchte nur vom Wildbestand am ersten Jänner den Wildbestand am nächsten Silvester — natürlich hieß der Lump nur deshalb Sylvest — subtrahieren, dann hatte er's haarscharf. Und daß es der Sylvest war, kein anderer, darauf hätte er drei Eide nehmen können. Also her mit dem Staatsanwalt — hem ja, wenn das Lateinische nicht gewesen wäre. „In dubio bona fides" hieß es, „Im Zweifel zugunsten des Angeklagten," womit es den Sylvest immer wieder schlank und unbeschädigt durch jegliche Gerichtsverhandlung riß. Denn es war der vertrackte lateinische Zweifel, mit dem einfachen deutschen Zweifel wäre der Förster schon fertig geworden. Und wie sich der Förster in der Beweisverhandlung auch für sein Wild ins Zeug legte: „Der Sylvest ist es, kein anderer, Herr Landrichter," der wiegte nur den angegrauten Kopf: „In dubio, Herr Förster —"

„Den Teufel auch, Herr Landrichter, dann ist der dubio ja noch schwerer zu erwischen als der Sylvest — ich geb es auf." Und der Förster, der von da ab den dubio halt noch ärger haßte als den Fauken Sylvest, schickte keinen genügend derbdichtigen Strafantrag mehr in die Stadt: „Schad' ums Papier."

„Denn schaug's, Herr Förster," sagte Wittling, der älteste Jagdgehilfe, „das hätt' ich Ihnen mit und ohne dubio sagen können; den Fauken Sylvest kann man nicht derwischen."

„Warum, du Depp?"

„Weil er die fünf Warzen hat im Gnaad."

„Widdsitzn, was könnten denn die Warzen —?"

„Gewöhnliche Warzen freilich net, Herr Förster, aber dem Sylvest seine fünf Gnaadwurzeln stehn im Kreuz —"

„Also nicht im Gnaad?"

„Jojo, im Gnaad."

„Also nicht im Kreuz?"

„Jojo, im Kreuz."

„Ist jetzt narrisch, Wittling, oder bin's ich? Im Kreuz, im Gnaad — im Gnaack, im Kreuz? — was ich jetzt richtig, 's Kreuz oder 's Gnaack?"

„'s Kreuz und 's Gnaad, Herr Förster, den Sylvest sein fünf Gnaadwurzen stehen in Kreuzform."

„Ja, aber —"

„Lassen's Eahner nur Zeit, Herr Förster — also passen S' auf, Herr Förster — also die G'schicht is nämlich so, Herr Förster — also g'setzt den Fall, Herr Förster, es hat hundert Schritt von Eahner Hradt, Herr Förster, — sag'n mir, hinten im Silbenwald, Herr Förster — und sag'n mir weiter, ich und alle anderen Jagdgehilfen sind im Darzenholz, Herr Förster — also daß man meinen soll, Herr Förster, hundert Schritt von Eahner steht der Fauken Sylvest mit sein'm G'wehr, wo raucht — und daß man also schwören könnt', Herr Förster, Sie brauchet'n nur fünf Hupfer machen, Herr Förster, und Sie hätten den Sylvest schon beim Gnaad, Herr Förster, will's S', da, wo seine fünf Warzen im Kreuz — —"

„Ausgeschlossen, Wittling — währenddem du mir das erzählst, hätt' der Sylvest breimal zwischen Eibenwald und Darzenholz hin und her bequem spaziern können."

„Aber, Herr Förster, es handelt sich doch nicht um das Verzählt'n, um d' Warzen handelt sich's."

„Schön, was ist es also mit den Warzen?"

fragte der Förster und begann, dazwischen einen Forstbericht zu schreiben.

„Was's mit die Warzen is'? hrm, wo bin ich also stehn blieb'n?"

„Bei den Warzen, Wittling," sagte der Förster schreibend.

„Net wahr is's, Herr Förster — mit Verlaub, Herr Förster: bei Eahner bin ich stehn blieb'n, wie Sie den Sylvest grad' im Gnaad hab'n paa'n woll'n — da auf einmal tupft der Sylvest mit sei'm Zeigefinger auf sei' Kreuz — dös heißt, Herr Förster, daß mir uns recht verstehn und daß Sie net wieder ganz was falsches meinen: auf dös Kreuz, dös wo seine Warzen in sein,m Gnaad machen — und was meinen S', Herr Förster, daß mit dem Sylvest nach dene fünf Tupfer is', Herr Förster,"

„, und wohin trotz der natürlichen Zunahme des Wildbestandes," schrieb der Förster murmelnd in den Bericht, „wiederum insolge dubio ein empfindliches Verschwinden —"

„Derrat'n ham Sie's, Herr Förster — verschwinden is' er, der Sylvest, weil ihn die fünf Tupfer auf die fünf Warzen einfach unsichtbar g'macht hab'n, Herr Förster — verstehn Sie's jetzt, Herr Förster, warum wir den Sylvest überhaupt gar nie viet derwischen können."

Der Förster hatte seinen Bericht fertig und gähnte nachsichtig: „Und wie wäre es, Wittling, wenn Sie dem Sylvest seine fünf Warzen heimlich wegrasier'n?" Der alte Jagdgehilfe schlug sich auf die Stirn:

„Ha, das jetzt dös mir net eing'fall'n is'! — Aber freili: Sie hab'n halt die Forstwirtschaft studiert, Herr Förster, herentegen i' —"

„Soll ich Ihnen mein Rasiermesser leihen, Wittling?"

„Na, na, dös muß der Bader selber mach'n — heut' noch geh' i' zu ihm hin — hrrm, aber sag'n S', Herr Förster, was darf ihm ihm versprechen?"

„Wenn wir dem Sylvest damit seine Wilderei leg'n, für jede abrasierte Warze einen unrasierten Hasen."

Aber der Bader hatte wenig Glück. Eine einzige Warze hat er ihm nur abrasieren können. Vor der zweiten ist er selber ein Haar geworden, weil ihn der Sylvest, fluchend um sich hauend, durch das offene Fenster gejagt hat. Was freilich nicht bewies, daß der studierte Rasichlag mit den abrasierten Warzen nicht das einzige Ueberführungsmittel gewesen wäre, sondern im Gegenteil: eine Woche später hat es im Eibenwald, höchstens 30 Meter weg vom Witting, mörderisch getknallt — springt der Witting hin, was sieht er: einen toten Rehbock, ein blaues Flintenräuchert, welches in der Luft hängt, und vom Wilddieb — hm, von dem immerhin noch die genagelten Stiefelabsätze im Gebüsch verschwinden. Daß er nicht mehr von ihm gesehen hat, was er hätte beschwören können vorm Gericht, war's ein Wunder: mehr als ein Paar Stiefelabsätze kann nur eine abgeschnittene Warze auch nicht sichtbar machen, die vier anderen Wilddiebfünfel mußten unsichtbar bleiben. Ja, wenn der dummische Bader wenigstens die oberste von den fünf Warzen weggelassen hätte, hatt der unteren, so daß das Kopfzinkel hätte sichtbar bleiben können . . .

So also stand die Sache, als ein Sommergast ins Dorf kam. Ein Doktor der Philosophie, Jaundürr, klapprig und mit einem großen Kopf. „Windig," sagte Witting sein Urteil über ihn zusammen. „Wie i' nur einen solchen zum Doktor machen können, kann sich selber ja kaum heisen, wenn ein starker Wind weht."

„Aber, Wittling, er ist ja gar kein Doktor von der Medizin, sondern von der Philosophie."

„Hab'n die alle solche große Köpf, daß i' obacht geb'n müssen, daß i' Gleichgewicht net verliern und daß sie mit dem Kopf spazier'n gehn müssen?"

„Jetzt hast du's troffen, das sind Dreif, die so gscheit sind, daß i' mit dem Kopf spazier'n gehn können, anstatt, wie unsereiner, nur mit die Füß'."

„So," sagte Wittling giftig, „wenn der dann so gscheit is' dann' er uns vielleicht einen guten Rat geb'n, Herr Förster, wie ma' dem Sylvest seine Wilderei legt."

„Ich hab's ihm schon erzählt, Witting — alles — auch das mit seinen Warzen — er hat nicht schlecht g'lacht, Wittling."

„G'lacht? Wenn er gar so siebengscheit is' der Dickkopf, soll er uns halt ein besseres Mittel —"

„Sal er, Witting, hat er," lachte der Förster, „aber sein Mittel ist fast noch komischer als das mit den Warzen."

„Hab' ich mir gleich denkt, so komisch können Warzen gar net sein, wie dem sei' Dickkopf."

„Aber probier'n will ich das Mittel doch, Witting."

„'s's teuer?"

„Mein's hilft, fünf Hasen, wie bei dir — und eine Jagdkarte."

„Was, a Jagdkart'n will er auch, der Großkopfete? Was will denn der mit a Jagdkart'n, wo net amal ein'n Schießprügel halt'n kann, ohne daß sei' Kopf 's Uebergewicht kriegt?"

„Er will sie nicht für sich."

„Net für sich? Hat er's leicht der Muttergott's versprochen, daß er's ihr umhängt in der Kirch', wann's hilft."

„Aber, Wittling, der ist doch mit einer Jagdkarte noch viel weniger gedient — nein, sie ist schon unterwegs — es ist nämlich heut' dem Sylvest sein Geburtstag —"

Dem Witting ging sein Mund auf und eine Weile nimmer zu: „Was, dem Sylvest, dem Erzwilderer, dem Spitzbub'n, dem miserabligen, hab'n Sie a Jagdkart'n —?"

„Na, Opfer, schon zurück?" sagte der Förster zu dem eben eintretenden jüngsten Jagdgehilfen, der vor Mitteilungseifer fast zu ersticken drohte und dampfte, „nun, was hat er g'sagt, der Sylvest?"

„Was er g'sagt hat? O mei', net viel," der Förster. Angschaugt hat er die g'schenkte Jagdkart'n, ausbuchstabiert hat er drauf sein' Namen, käswetzt is' er worn'n, mit die Händ' in d'Luft g'sach'n is' er. „Die Schand!" hat er g'schrien, „i a Jagdkart'n, jessmarndjosef, Schand, die Schand!"

„Und dann?"

„Dann is' er in d' Ech'n hintergelaufen, wo sei' Stutzen g'standen hat' paat bei ee'n, überm Ante abbrach'n hat eren, wieder in d'Ecken hinterg'feuert hat er'n. „Die Schand, die Schand, Stutzen net!" hat er g'schrien."

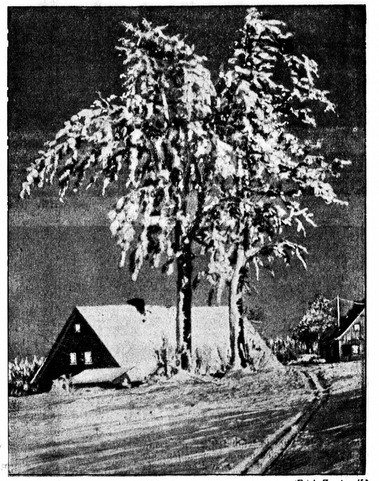
„Gottseidank," sagte der Förster hochvergnügt, „mein nächster Wildbericht wird anders ausschauen, kömt euch heut verlassen — und was sagst d' jetzt zum Doktor seinen Rutschlag, Witting?"

„Natürlich, wenn man halt studiert hat —"

„Nein, Witting, auf der Universität hat er das nicht gelernt."

„Ja, woher sollt' er denn sonst auf dös himmelsakrische Taubermittel —?"

Die Jagdkarte ist kein Taubermittel. Ein natürliches altes Hausmittel ist es, Witting, daß man einem Menschen, der heimlich jagt — nicht nur im Eibenwald, sondern irgendwo im Leben, wo irgendwas verboten ist — daß man einem solchen Menschen eine schöne, saubere, viereckige, gestempelte und um und um berechtigende Jagdkarte gibt — so, und jetzt gehst d' zum Doktor, Witting, und bringst ihm seine Hasen . . ."



Winterzauber (Erich Zander, K.)

Die Eisenbahn aus Holz / *Von Günter Schab*

Doktor Reimer ist ein vielbeschäftigter Anwalt, aber wenn der Tag seiner Geburtstag hat — morgen wird Gerhard zehn, nein, wie die Jahre dahinfliegen! —, dann nimmt sich der Vater einen ganzen Nachmittag Zeit, um Geschenke einzukaufen.

Er hat schon allerlei hübsche Dinge beisammen, Bilderbücher, Silzigkeiten, einen Stoffhund, einen Tuschkasten, ein Würfelspiel: Autorennen mit verwegenen Kurven, einen Metallbaukasten — da steht er im strahlend erleuchteten Fenster des großen Kaufhauses, inmitten von Ritterburgen, elektrisch betriebenen Karussells, Hühnerhöfen und Puppenwagen eine Eisenbahn. Lokomotive, Kohlenwagen, Personenwagen und zwei Personenwagen. Alles aus Holz, aus ganz schlichtem hellen Tannenholz. Denkbar einfach und dauerhaft. Ohne Schienen. Das Ganze zum Zusammensetzen und Auseinandernehmen eingerichtet. Höchst sinnreich.

Fertig verpackt ist die ganze Herrlichkeit in einem netten Holzkistchen unterzubringen. Ja, das ist es! Links. Aufgeschaut aber wird aus den Brettchen, die seine Bemerkung nicht recht verstehn, schreibt einen Zettel aus, und an der Auslieferung nimmt Reimer das neue für heute letzte Paket in Empfang.

Als er nach Hause fährt, bepackt wie ein Knecht Ruprecht, denkt er immer an dieses Fehlen. Nach dem Abendessen, als die Kinder zu Bett gebracht sind — erst die kleine sechsjährige Friedel, dann der große Gerhard, der vor lauter Aufregung und Erwartungsfreude schwer einschlafen kann —, deckt Frau Ute den Geburtstagstisch und Reimer kramt seine Schätze aus. Sie werden gebührend bewundert. Die Eltern sind sehr glücklich dabei. Alles hat seinen Platz.

„Nur hier muß eine ganze Ecke freibleiben," verlangt Reimer, „denn jetzt kommt noch was Besonderes!"

Frau Ute rückt den Stoffhund und das Zuckerzeug beiseite, auch der Tuschkasten wird verschoben:

„Reicht's jetzt, Fritz?"

„Danke, ja, es wird gehen."

Und dann beginnt der Mann, die Eisenbahn zusammenzusetzen, langsam, mit Liebe und Sachkenntnis.

„Das kannst du aber noch gut."

„Noch?"

Der Mann schaut auf: „Du denkst sicher, ich hab' früher auch diese Brettchen und Röhchen ineinandergeschoben, und nun fahre ich einfach da fort, wo ich vor — 27 Jahren etwa aufgehört habe."

„Es sieht so aus, Fritz."

„Nein, Ulekind, das muß ich dir erzählen. Es ist ganz wie: Darum war ich heute nachmittag richtig ein bißchen gerührt, als ich daran denken mußte."

Und Reimer berichtet, während er weiter — bedächtig, gewissenhaft und doch nicht ohne wenig sentimental, alles in allem — Wagen für Wagen zusammenbaut:

„Diese Eisenbahn hier, genau die gleiche, für drei Mark, ich weiß es ganz genau, war der Traum von mir meiner Jungenjahre. Ich sah sie einst bei Ritter in Halle, einem Geschäft, vor diesen Schaufenstern wir als Kinder stundenlang herumlagen. Ich schrieb sie ganz oben auf den Wunschzettel, zum Geburtstag, zu Weihnachten, zum Geburtstag, zu Weihnachten und noch viermal.

Jedesmal, beim ersten Blick auf meinen Gabentisch, merkte ich, diesmal war sie nicht dabei. Es war jedesmal eine Enttäuschung, gewiß — kannte nicht klagen. Mein Vater lachte, genau wie ich heute, mit viel Sorgfalt ein. Doch einmal waren die Turnringe mit der Schaukel, beim zweiten Mal das Kegelspiel das Hauptgeschenk. Beim nächsten Fest hatten die Großeltern „die Eisenbahn" übernehmen sollen und sich nachher doch für einen, gewiß sehr schönen Rodelschlitten entschieden. Kurz: es klappte nie.

Da ging ich zum Generalangriff vor und unterstrich auf dem nächsten Wunschzettel ganz dick rot das Ziel meiner Sehnsucht und schrieb daneben: Hauptwunsch". Das war fünf Wochen vor Heiligabend. In den Adventswochen hatte ich keine Ruhe mehr. Es wäre zu viel behauptet, wollte ich sagen, daß sich die Sehnsucht von drei Jahren in diese paar Wochen zusammengedrängt hätte, aber irgend etwas stimmt daran doch. Weil ich immer und immer hatte warten müssen auf die Erfüllung gerade dieser Bitte mußte nun die Ueberraschung ganz besonders herrlich werden. Mein Herz klopfte, wenn ich daran dachte, wie ich die ganzen Feiertage über nur mit den Holzwägelchen spielen würde. Ich weiß heute selbst nicht, warum ich so versessen war darauf . . .

Der 24. Dezember kam, ich stürzte atemlos ins Zimmer. Die Eisenbahn war da: ein Prachtexemplar, gewiß, mit D-Zug-Wagen, Schienen, Weichen, Drehscheibe, Bahnhof, Tunnel, Wärterhäuschen, Schranken, Signalmast. Alles aus Stahl. Großartig, genau der Natur nachgebildet und sicher sehr teuer . . .

Ich hab' mir das alles angesehen, pflichtschuldigst damit gespielt, hab' mich sogar, als ich die Erwartung meiner Eltern sah, pflichtschuldigst gefreut — und war doch einen Abend lang und noch ein paar Tage so sehr unglücklich, daß ich mich vor mir selbst und auch vor Vater und Mutter schämte, weil sie doch wohl etwas gemerkt hatten, und weil ich selbst fand, ich sei ein schrecklich undankbares Kind. Ein Jahr später habe ich's dann nochmal versucht. Ich war ja eigentlich schon zu groß für so etwas. Aber als mich ein Bruder meines Vaters, der den Weihnachtsabend bei uns verlebte, fragte, was ich von ihm haben wolle, beschrieb ich ihm genau, mit Preis, drei Mark, worauf er lachte, meine Eisenbahn. Er kam kurz vor der Bescherung und trug in der Hand die praktische, meine Holzfibel mit meiner Eisenbahn. Ich sah es dem verschnürten Paket schon von weitem an.

Nachher war eine Windmühle drin.

„Es tut mir leid", sagte Onkel Gustav, „die Bahnen waren ausverkauft, aber die Windmühle ist auch sehr schön, übrigens von derselben Firma . . ."

Ich bedankte mich und freute mich, so gut es ging. Der Schmerz war übrigens nicht mehr so groß wie im Jahre zuvor. Ich hab den größten Kummer zwölf Monate vorher überwunden. So richtig gehofft hatte ich ohnehin nicht mehr.

Ja, und nun habe ich zum erstenmal in der Hand, was ich immer nur aus dem Schaufenster kannte. Wischen soll, Ute, nicht?"

Reimer stellte seine Kleinbahn sorgfältig auf und sagte zu seiner Frau, die an ihn herangetreten war und die Arme um ihn geschlungen hatte:

„Du sich Gerhard auch freut?"

„Gewiß, Lieber."

Sie küßte ihn: „Gute Nacht, schlaf wohl, mein großer Junge Fritz!"

*

Der kleine Junge Gerhard aber, der am nächsten Morgen mit seinem fast ebenso neugierigen Schwesterchen ins Geburtstagszimmer tobte, bewunderte in lauter Freude den Stoffhund, stopfte sich den Mund voll Süßigkeiten, machte gleich Schokoladenfinger auf die Bilderbücher, balancierte an seinem Metallbaukasten herum, beklebte seine alten Schulhefte mit sämtlichen Farbspulen, die der Tuschkasten hergab und spielte mit Mutti, Papa und Friedel — es war Sonntag und daher besonders seiner Geburtstag — Autorennen mit drei Würfeln und vielen roten und gelben „Kompressors", wie er sich fachmännisch ausdrückte.

Auf die Frage Reimers, wie er denn die (bisher merklich vernachlässigte) Eisenbahn finde, sagte er mit den Resten von Selbstbeherrschung, die einem guten Kinde geziemt:

„Och, schön, Vater, aber sie ist ja aus Holz und hat keine Schienen."

Darauf wandte er sich ohne Gewissensbisse wieder dem Metallbaukasten und dem Autorennen zu.

Vater und Mutter sahen sich lächelnd an.

Dann gab's Flammeri und Himbeersoße, schon zum zweiten Frühstück . . .

Joseph Rienerz:

Das verlorene Ich

Der Roman eines seltsamen Frauenschicksals

1. Fortsetzung

Inhalt des bisher erschienenen Teiles:

Dr. Philipp Spielvogel, ein junger Arzt, traf bei Kriegsende auf dem Wiener Bahnhof mit einer Krankenschwester zusammen, deren Erinnerungsvermögen vollkommen erloschen war. Obgleich er sie nur wenige Stunden bis zu ihrer Ueberführung in die Psychiatrische Klinik in Wien gesehen hatte, kam ihm der Anblick der bemitleidenswerten Frau in den nächsten Jahren nicht mehr aus dem Sinn.

Später entdeckt er in einem Hotel ein Bildnis aus der Familie Voltelini, das eine auffallende Aehnlichkeit mit der Krankenschwester aufweist. Auf nähere Erkundigungen hin erfährt Spielvogel, daß der letzte Sproß des Geschlechtes, Maria Voltelini, eine Krankenschwester, einige Wochen vor Kriegsschluß gestorben ist. Er bekommt sogar den Totenschein zu sehen, den der Erbe, Direktor Neudörfer von der Salzburger Holzverkehrs-AG., dem Pfarramt überzeben hatte. Spielvogel mißtraut dem Totenschein; die Krankenschwester, die er nach Kriegsschluß lebend angetroffen hat, ähnelt dem Voltelini-Bild zu sehr.

Gemeinsam mit Dr. Zeiser, dem Liebhaber-Detektiv einer bekannten Auskunftei, stellt er Nachforschungen an. Die Krankenschwester, so berichtet Zeiser, ist als Hilde Hild kurz nach ihrer Einlieferung in die Klinik von ihrem Bruder Josef Hild abgeholt worden. Die Verwandten Hilds behaupten indes, daß Josef erstens schon 1917 gestorben ist und zweitens nie eine Schwester Hilde Hild besessen hat. Da ihm außerdem seine Papiere im Kriege abhanden gekommen sind, so vermuten Spielvogel und Zeiser, daß ein Fremder die Gesuchte mit Hilds Papieren aus der Klinik entführte.

„Aber was für ein Zweck kann denn das sein?"

„Nun, zum Beispiel um einer Erbschaft willen, oder es handelt sich um eine Unterschiebung. Oder — sie ist doch eine sehr hübsche Frau — zu verbrecherischen Zwecken. Mädchenhandel oder so, es war ja Nachkriegszeit . . ."

„Hören Sie auf!" rief Philipp entsetzt. „Das ist ja scheußlich. Daran will ich gar nicht denken, sonst werde ich wahnsinnig."

„Ich lehe nur einen Weg vor uns," sagte Herr Zeiser bedächtig. „Wir müssen die Klosterneuburger — wie hießen sie — Wimmer, nicht wahr? unter die Lupe nehmen. Nachprüfen, ob Josef Hild tot ist und wirklich seine Schwester, Tochter, vielleicht unehelich Tochter gehabt hat. Nachprüfen, ob die Papiere gestohlen wurden und ob ihm seine Dienststelle Ersatzpapiere ausgestellt hat. Das läßt sich ja leicht feststellen. Dann die Familie Wimmer ausforschen lassen, die Nachbarn befragen und so weiter und so weiter."

Es können ja schließlich zur Entführung der Maria die Ersatzpapiere benutzt worden sein. Sind die noch vorhanden? Wenn ja, vielleicht hat sie ein Mitglied der Familie Wimmer benutzt. Sie sehen, es ist noch kein Grund, die Hoffnung aufzugeben."

Sie konzentrierten ihre Aufmerksamkeit auf diese Wimmerleute," sagte Philipp. „Aber ich glaube, daß die nichts zu verbergen haben, sonst hätten sie mir nicht so willig Auskunft gegeben."

„Ich bin von Berufs wegen mißtrauisch. Und die Willfährigkeit kann wohl überlegt und vorbereitet sein. Es ist alles möglich. Uebrigens — wissen Sie einen anderen, besseren Weg?"

„Man könnte," sagte Philipp zögernd, „auch die Spur verfolgen, die uns der Brief zeigt. Der Brief aus Feldkirch."

„Na, wissen Sie, Herr Doktor, daß dabei etwas herauskommt, halte ich für sehr unwahrscheinlich. Das wird irgend ein Bekannter des Hild sein, der von seinem Tod noch nichts gehört hatte."

„Möglich, der Brief kam aber aus einem Spital, sagte das Mädel. Also mit ausgedrucktem Briefkopf des Spitals. Es muß daher eine offizielle Mitteilung des Spitals sein. Vielleicht ist die Kranke in diesem Spital."

„Ebensogut kann ein Spitalangestellter oder ein Kranker einen Umschlag des Spitals benutzt haben. Uebrigens setzt Ihre Annahme voraus, daß der Uebernehmer der Kranken sie in dem Feldkircher Spital untergebracht und seine Wiener Adresse angegeben hat. Wozu nimmt er sie dann aus der Wiener Nervenheilanstalt gab, bewies, daß er auf Wissenschaftlichen Klinik, wo sie sicherlich der richtigen Spur war, er hatte bloß morbesten aufgehoben ist, und bringt sie in gen diesem Dr. Xiel auf die Bude zu rücken ein kleines Provinzspital?"

„Vielleicht, nachdem er sie zu dem Zweck benutzt hat, den Sie vorhin andeuteten?"

„Und gibt dann seine Wiener Anschrift an, damit man ihm nachforscht."

„Aber die Anschrift stimmt ja nicht, Herr Zeiser. Der richtige Hild war ja tot."

„Richtig! Das ist eine Idee! Der Brief kommt zurück mit dem Vermerk „Adressat gestorben", in Feldkirch muß man also glauben, daß Herr Hild, der die Kranke übergeben hat, gestorben ist und sie nun allein in der Welt steht. Damit sind alle Nachforschungen beendet. Kein Mensch wird daran denken, in Klosterneuburg anzufragen, wenn der Hild gestorben ist. Wenn katholisch ein Verbrechen geschehen ist, gab es keine bessere Art, alle Spuren zu verwischen."

„Und ich fahre nach Feldkirch," rief Philipp auffringend. „Das läßt mir keine Ruhe. Ich werde das Spital finden, vielleicht riechen, vielleicht sogar die Kranke selbst!"

„Aber einen alten Bahnbeamten finden, der seinem Kollegen Hild aus dem Spital geschrieben hat, weil er sich langweilte. Warten Sie lieber, bis ich die Klosterneuburger Aussagen gründlich durchgeackert habe."

„Was soll ich inzwischen tun? Hier sitzen und warten? Ich habe mir einen Urlaub gegeben und werde ihn zum Teil in Feldkirch verbringen. Unterdessen können Sie sich immerhin auf die Klosterneuburger stürzen."

„Wenn Sie auf Urlaub fahren wollen, ist das was anderes. Fahren Sie ruhig los. In drei, vier Tagen habe ich alles beisammen. Sind Sie dann schon zurück?"

„Wahrscheinlich. Aber für alle Fälle werde ich dem Trumpf meine Ankunft telegraphieren, der sie Ihnen ins Kaffee „Rebhuhn" weiterzieht. Verständigen Sie mich, sobald Sie etwas erfahren haben."

„Wird gemacht, Herr Doktor," sagte Herr Zeiser und stand auf. Philipp begleitete ihn wieder zur Tür.

„Und sagen Sie den armen Wimmerleuten mit Ihren Nachforschungen nicht allzu viel Schrecken ein," sagte Philipp beim Abschied. „Die brave Frau wird mich verfluchen, wenn sie merkt, daß ich ihr eine Bande Meuchelmörder ins Haus gehetzt habe."

„Das mach ich selber: daher wird sie nichts von Meuchelmörder merken. Aber Sie — Herr Doktor — grüßen Sie den alten Eisenbahner von mir."

„Welchen Eisenbahner?"

„Na, den runzligen, alten Eisenbahner. den Sie statt Ihrer schönen Unbekannten in Feldkirch finden werden. Gute Nacht." — —

Eine halbe Stunde nach seiner Ankunft in Feldkirch, nachdem er im „Löwen" ein Zimmer genommen und sich umgezogen hatte, machte Philipp einen kleinen Spaziergang durch das Städtchen, um sich ein wenig umzusehen. Es war sechs Uhr abends, heute konnte er ohnehin nicht mehr mit seinen Nachforschungen beginnen, bloß den Spitaler gedachte er dann ein wenig auszuhrägen.

Ein wunderhübsches Städtchen, eingezwängt zwischen der raschen, grasgrünen Ill und zwei steilen Felskanzeln, mit behäbigen, alten Häusern, einem Marktplatz mit Laubengängen und netten kleinen Hotels im Schweizerstil. Jenseits der Ill ragte das riesige, vielfenstrige, weltberühmte Zehntenkolleg „Stella Matutina" und am Südende der Stadt eine andere, echt österreichische Sehenswürdigkeit, die moderne, für die Stadt und das ganze Ländle geradezu unheimlich große Finanzlandesdirektion, weshalb auch jeder vierte oder fünfte Mensch, dem man begegnete, ein „Finanzer" war, in Khaki mit grünen Aufschlägen, mit Gewehr und Aktentasche.

Der stille Frieden dieses klaren Abends tat Philipp so wohl, daß er auf der Liechtensteinischen Straße ins Land wanderte. Der frische Talwind, der Anblick der dunklen Bergwälder, der ins Ferne verdämmernden Wiesen und der freundlichen Gehöfte, die das bescheidene Glück der Feierabende ausatmeten, erquickten und beständigten seine überreizte Phantasie, die ihm die lange Fahrt zur Qual gemacht und das eine Bedrücktheit mit wüsten Einbildungen erfüllt hatte. Meistens allein, ein wenig abgelenkt, hatten ihn nicht nur die Zweifel am Zweck und Erfolg dieser Fahrt genährt, sondern die Sorge um das Schicksal der geliebten Frau hatte ihn halbtoll gemacht und ihm all die hunderte unheimlicher Möglichkeiten gezeigt, die in der Tatsache begründet waren, daß sie als ein willenloses Werkzeug in die Hände eines Unbekannten geraten war, der in verdächtiger Weise seine Spur verwischt hatte.

Aber einen alten Bahnbeamten finden, der seinem Kollegen Hild aus dem Spital geschrieben hat, weil er sich langweilte. Warten Sie lieber, bis ich die Klosterneuburger Aussagen gründlich durchgeackert habe."

„Was soll ich inzwischen tun? Hier sitzen und warten? Ich habe mir einen Urlaub gegeben und werde ihn zum Teil in Feldkirch verbringen. Unterdessen können Sie sich immerhin auf die Klosterneuburger stürzen."

„Wenn Sie auf Urlaub fahren wollen, ist das was anderes. Fahren Sie ruhig los. In drei, vier Tagen habe ich alles beisammen. Sind Sie dann schon zurück?"

„Wahrscheinlich. Aber für alle Fälle werde ich dem Trumpf meine Ankunft telegraphieren, der sie Ihnen ins Kaffee „Rebhuhn" weiterzieht. Verständigen Sie mich, sobald Sie etwas erfahren haben."

„Wird gemacht, Herr Doktor," sagte Herr Zeiser und stand auf. Philipp begleitete ihn wieder zur Tür.

„Und sagen Sie den armen Wimmerleuten mit Ihren Nachforschungen nicht allzu viel Schrecken ein," sagte Philipp beim Abschied. „Die brave Frau wird mich verfluchen, wenn sie merkt, daß ich ihr eine Bande Meuchelmörder ins Haus gehetzt habe."

„Das mach ich selber: daher wird sie nichts von Meuchelmörder merken. Aber Sie — Herr Doktor — grüßen Sie den alten Eisenbahner von mir."

„Welchen Eisenbahner?"

„Na, den runzligen, alten Eisenbahner. den Sie statt Ihrer schönen Unbekannten in Feldkirch finden werden. Gute Nacht." — —

Eine halbe Stunde nach seiner Ankunft in Feldkirch, nachdem er im „Löwen" ein Zimmer genommen und sich umgezogen hatte, machte Philipp einen kleinen Spaziergang durch das Städtchen, um sich ein wenig umzusehen. Es war sechs Uhr abends, heute konnte er ohnehin nicht mehr mit seinen Nachforschungen beginnen, bloß den Spitaler gedachte er dann ein wenig auszuhrägen.

Ein wunderhübsches Städtchen, eingezwängt zwischen der raschen, grasgrünen Ill und zwei steilen Felskanzeln, mit behäbigen, alten Häusern, einem Marktplatz mit Laubengängen und netten kleinen Hotels im Schweizerstil. Jenseits der Ill ragte das riesige, vielfenstrige, weltberühmte Zehntenkolleg „Stella Matutina" und am Südende der Stadt eine andere, echt österreichische Sehenswürdigkeit, die moderne, für die Stadt und das ganze Ländle geradezu unheimlich große Finanzlandesdirektion, weshalb auch jeder vierte oder fünfte Mensch, dem man begegnete, ein „Finanzer" war, in Khaki mit grünen Aufschlägen, mit Gewehr und Aktentasche.

Der stille Frieden dieses klaren Abends tat Philipp so wohl, daß er auf der Liechtensteinischen Straße ins Land wanderte. Der frische Talwind, der Anblick der dunklen Bergwälder, der ins Ferne verdämmernden Wiesen und der freundlichen Gehöfte, die das bescheidene Glück der Feierabende ausatmeten, erquickten und beständigten seine überreizte Phantasie, die ihm die lange Fahrt zur Qual gemacht und das eine Bedrücktheit mit wüsten Einbildungen erfüllt hatte. Meistens allein, ein wenig abgelenkt, hatten ihn nicht nur die Zweifel am Zweck und Erfolg dieser Fahrt genährt, sondern die Sorge um das Schicksal der geliebten Frau hatte ihn halbtoll gemacht und ihm all die hunderte unheimlicher Möglichkeiten gezeigt, die in der Tatsache begründet waren, daß sie als ein willenloses Werkzeug in die Hände eines Unbekannten geraten war, der in verdächtiger Weise seine Spur verwischt hatte.

Am nächsten Morgen stieg Philipp den steilen Weg hinan, der über die Vorberge des Frastanzer Sands nach Amerlügen führt. Der Hotelbesitzer hatte ihm geraten, diesen kürzeren Weg zu benützen und nicht die Autostraße, die über Frastanz geht und daher für den Fußgänger einen bedeutenden Umweg darstellt. Es war ein schöner, etwas windiger Tag, richtiges Wandetwetter, und es schlug gerade zehn Uhr von der winzigen Amerlügener Kirche, als er die Höhe erreicht hatte, auf der das Dorf und die Anstalt lagen.

Das Einfahrtstor befand sich an der Schmalseite des langgestreckten Baues, dessen Front nach Westen in eine strahlende Weite blickte. Auch von dem gepflasterten Platz vor dem Tor genoß man eine wundervolle Fernsicht; tief unten die Häuser von Feldkirch zwischen den dichtendunklen Feldkanseln, die hellgrüne Ill, das mit Dörfern, Wäldern und Burgen hart bekäte Vorland dahinter die sonnenleuchtende Rheinebene und das gewaltige Meer der Schweizer Berge bis an der blauen silbergefrönten Mauer des Rätikons im Süden.

Philipp läutete und verlangte Dr. Xiel zu sprechen, als ihm ein Wärter im Anstaltskittel öffnete. Durch einen hellen, breiten Gang mit vielen weißen Türen wurde er in ein Wartezimmer geführt, von dessen Fenster er das östliche des Hauses sogenene Gelände betrachten konnte. Da dehnte sich ein erstaunlicher Promenagarten, hunderte von Rosenstöcken, breite, furchtvolle Beete, ein Gartenverkerre, das wirklich eines fürstlichen Lustschlosses würdig war. Dahinter erstreckte sich ein weiter Park, der dann in den Berawald überging. In diesem Hause konnte man sich wirklich eher auf einem prachtvollen Landsitz fühlen als in einer Heilanstalt.

Nach zwei Minuten öffnete ein alter Herr im weißen Mantel die Nebentür und lud Philipp zum Nähertreten ein. Er kam in ein Arbeitszimmer mit vielen Büchern, Büchern und nahm neben dem Schreibtisch Platz.

„Womit kann ich Ihnen dienen, Herr Kollege?"

Philipp prüfte mit einem raschen Blick sein Gegenüber. Ein schmaler, ausdrucksvoller Rassekopf, tiefe, graue Augen, volles, weißes Haar, ein Mann, der viel gesehen, viel erlebt und viel mitempfunden hat. Dem konnte man seine irgendwie konstruierte Geschichte vortragen, man würde wohl die Wahrheit bekennen müssen.

„Ich bitte Sie vor allem zu entschuldigen, daß ich Ihre Zeit in Anspruch nehme, Herr Medizinalrat. Ich werde Sie aber nicht lange aufhalten, ich will nur eine einzige Frage an Sie richten."

„Bitte!"

„Ihr Namen bekannt, Herr Medizinalrat, wer vor zwei bis drei Jahren aus Ihrer Anstalt einen Brief an einen gewissen Josef Hild, Klosterneuburg, gerichtet hat?"

Dr

Er reichte dem Arzt ein Lichtbild des Gemäldes und den Zeitungsausschnitt aus dem „Abend".

„Na, das ist sie", sagte Dr. Ifel. „Das Gesicht ist jetzt etwas voller als hier auf dem Zeitungsausschnitt. Und hier das andere Bild — aber das ist ja das Foto eines Gemäldes? Biedermeiertracht? Was soll das bedeuten? Wer ist die Frau, die das Gemälde darstellt? Eine Verwandte? Nun müssen Sie mir wohl die Vorgeschichte erzählen, Rauchen Sie?"

Er schob Philipp eine Schachtel mit Zigaretten hinüber.

„Ich habe", berichtete Philipp, „diese Frau, die angebliche Hilde Hild, im November 1918 zum erstenmal in Wien gesehen, als sie vom Balkankriegsschauplatz ankam. Ich habe sie als Kommandant der Wache am Wiener Nordbahnhof von einem nach Galizien durchgehenden Heimkehrertransport übernommen und der Psychiatrischen Klinik übergeben. Dann hörte ich jahrelang nichts von ihr, bis ich vor vier Tagen in einem Hotel in den Nachtstädter Tauern, wo ich zur Erholung weilte, ein altes Porträt entdeckte, das infolge der Aehnlichkeit der dargestellten Frau mit der Krankenschwester vom Nordbahnhof meine Erinnerung weckte. Ich forschte im Hotel und auch im Pfarramt nach und konnte ermitteln, daß das Bild eine gewisse Christine von Voltelini darstellt, deren Familie jahrhundertelang das Schloß besessen hat, das vor kurzem in ein Hotel umgewandelt worden war. Der letzte Sproß dieser Familie war eine Maria von Voltelini, die dieser Christine sehr ähnlich gewesen haben soll und im Oktober 1918 als Krankenschwester am Balkankriegsschauplatz gestorben ist."

„Was sagen Sie da?" rief Dr. Ifel sichtlich erstaunt und wieder nach dem Lichtbild greifend. „Krankenschwester? Am Balkan? Und solche Aehnlichkeit?"

„Ich war ebenso verblüfft wie Sie, Herr Medizinalrat. Und ich forschte in Wien weiter. Ich stellte fest, daß Maria von Voltelini laut amtlichen Papieren in Serbien gestorben ist. In der Psychiatrischen Klinik konnte ich ermitteln, daß meine Krankenschwester vom Nordbahnhof von ihrem Bruder, dem Bahninspektor Josef Hild, abgeholt und in häusliche Pflege übernommen wurde. Damit hatte sich die Sache eigentlich aufgeklärt, die Aehnlichkeit und die Gleichartigkeit des Berufes und des Berufsortes war als wunderbarer Zufall enthüllt. Aber — ich suchte diesen Hild in Klosterneuburg auf, fand richtig seine Verwandten, jedoch der Bahninspektor Hild war im Jahre 1917 gestorben."

„Unmöglich!" rief Dr. Ifel. „Er war doch Ende 1918 hier! Einen Augenblick, Herr Doktor."

Er drückte auf einen Klingelknopf, und der Wärter trat ein.

„Den Akt Hilde Hild," sagte er, dann zu Philipp gewandt, „fahren Sie bitte fort, Herr Doktor."

„Ich bin fast zu Ende, Herr Medizinalrat. Ich stellte fest, daß dem richtigen Josef Hild einmal die Personalpapiere gestohlen waren. Ich konnte weiter feststellen, daß der falsche Josef Hild von der Kranken tatsächlich durch diesen Artikel des „Abend" erfahren haben konnte, wie er in der Klinik angab, weil der Artikel wirklich erschienen ist. Ihr Brief an Hild, dessen Aufdruckes sich die Verwandten Hilds noch erinnerten, gab mir Ihre Adresse bekannt, und ich reiste hierher."

„Das ist ja außerordentlich beunruhigend. Da kann ganz gut ein Verbrechen begangen worden sein."

„Das hoffe ich mir auch, obwohl ich nicht begreifen kann, was geplant war, da die Kranke doch wohlbehalten in Ihrer Anstalt weilt."

Der Wärter trat ein und legte eine Klemmmappe auf den Schreibtisch.

„Herr Doktor," sagte der Chefarzt, „bevor wir über unsere Vermutungen sprechen, möchte ich Ihnen an Hand der Krankengeschichte den Fall schildern, wie er sich mir darstellt. Das bedeutet aber Ihren Einblick in Dinge, über die ich zum Teil durch die Schweigepflicht gebunden bin. Ich muß Sie also erstens bitten, sich als Arzt auszuweisen, denn Ihre Karte genügt wohl nicht."

„Das ist klar", sagte Philipp, seine Papiere auf den Tisch legend. „Ihre Vorsicht ist berechtigt."

„Und zweitens", sagte Dr. Ifel, nachdem er die Papiere geprüft hatte, „muß ich Sie fragen, warum Sie an dem Schicksal der Patientin solchen Anteil nehmen, daß Sie sogar von Wien nach Feldkirch gefahren sind."

„Ich gestehe offen," sagte Philipp, „daß ich diese Frau fürchte habe, obwohl ich ihre Berechtigung anerkennen muß. Ich bin mit der Kranken nicht verwandt, bin auch nicht ihr Pflegerat. Ich habe nicht das mindeste offizielle Mandat. Sie um Auskünfte zu bitten."

„Und doch müssen Sie Ihre Gründe haben", erforschte Dr. Ifel. „Ich kann auf eine Antwort nicht verzichten. Sie betonen das Wort „offiziell". Ich würde vielleicht auch ein inoffizielles Mandat anerkennen, bin nicht engherzig."

„Nehmen Sie also an," sagte Philipp, „daß ich mich in die Kranke verliebt habe."

„Das habe ich mir ohnehin gedacht", sagte Dr. Ifel. „Aber es kam mir seltsam vor, daß der Anblick eines Bildes genügt, ein Gefühl wiederzuerwecken, das sechs Jahre geschlummert hat. Anderseits haben Sie in Wien, in Klosterneuburg und sogar in Feldkirch nachgeforscht und allerhand Mühen und Kosten auf sich genommen, unaufweisbare Beweise der Stärke dieses Gefühls. Ich werde Sie also über den Fall unterrichten."

Er öffnete die Mappe.

„Die Kranke ist hier am 23. Dezember 1918 von ihrem Bruder Josef Hild übergeben worden. Papiere: Heimatschein der Kranken, Heimatschein und Amtslegitimation des Bruders. Hier ist der Abgangsschein der Psychiatrischen Klinik. Diagnose: Traumatische Neurose. (Eine durch eine Verletzung hervorgerufene Nervenerrüttung.)

Der Bruder zahlt die Pflegekosten für ein volles Jahr voraus, wie ich schon erwähnt habe. Er erklärte, daß er der einzige Verwandte der Kranken sei und gab seine Adresse an. Am 10. Dezember überwies er von Wien aus auf unser Postsparkassenkonto noch einmal den gleichen Betrag.

Er war nie mehr in Feldkirch gewesen, hatte nie geschrieben, niemand hatte die Kranke besucht. Am 3. März 1921 kreuzen wir wegen der Pflegekosten für das dritte Jahr an, und der Brief kam, wie Sie wissen, mit dem Vermerk „Adressat gestorben" zurück.

Nun muß ich Ihnen erklären, warum ich die Kranke hierbehielt, obwohl für sie nicht mehr bezahlt wurde. Und das hängt mit ihrer Krankheit zusammen. Die Diagnose „Traumatische Neurose" war sicher falsch. Diese kleine Körperverletzung kann unmöglich eine derart lange nachwirkende Gedächtnisstörung verursacht haben.

Da habe ich die Kranke hunderte Male untersucht, sie fast allen Fachleuten, die meine Anstalt besuchten, vorgestellt, sie auch jahrelang beobachtet. Sie ist vollkommen gesund. Jedoch von einem bestimmten Tage an, der kurz vor dem 30. Oktober 1918 liegen muß, ist ihr Gedächtnis zurückgeschreitend erloschen. Sie erinnert sich an nichts mehr, was vor diesem Tage liegt, hingegen an alles, was seit dem 30. Oktober geschehen ist. Sie hat erst lesen und schreiben lernen müssen, das ging aber so rasch, daß die Wirkung des Mißerinnerns deutlich sichtbar war. Das Gleiche gilt von ihrem Pflegerinnenberuf. Ich begann — um sie zu beschäftigen — sie als Pflegerin auszubilden, und nach einigen Tagen war sie so weit wie eine andere Pflegerin nach ebenso vielen Jahren. Das heißt: alle Gedankenverknüpfungen, die in ihrem Gehirn jetzt wieder aufgefrischt werden, behält sie und vergißt sie dann nimmer. Das gilt von Büchern, die sie schon einmal gelesen hat und jetzt wieder liest, von Bildern, die sie früher gesehen hat, von Handlungen, die sie einmal getan hat und nun wieder tut und so weiter.

Ich habe schon erwähnt, daß ich sie als Pflegerin ausbildete. Später merkte ich, daß sie weit über dem Durchschnitt gebildet und klug gewesen sein mußte. Ich verwendete sie für meinen Briefwechsel, sie bewährte sich sehr gut, und heute ist sie meine Sekretärin. Sie wünschte und brauchte Beschäftigung, und da sie mir schon nach wenigen Monaten, zuerst als Pflegerin, dann als Sekretärin eine wertvolle Hilfe war, begnügte ich mich im ersten und zweiten Jahr mit dem Pflegegeld des Bruders, obwohl die Verpflegesätze durch die Kronenentwertung immer höher wurden, der Bruder aber den im Dezember 1918 genannten Betrag bezahlte. Als dann die Todesnachricht kam, stellte ich ihr frei, die Anstalt zu verlassen und einen Beruf zu suchen, oder als meine Sekretärin gegen Entgelt hier zu bleiben. Sie wählte das letztere und ist — wie gesagt — noch heute hier.

Nun wieder zum Medizinischen. Daß ein echter Gedächtnisschwund vorliegt, ist klar, nicht feststellbar ist, wodurch er hervorgerufen wurde. Dazu müßte man Zeugen haben, jemand, der in jenen kritischen Tagen vor dem 30. Oktober an ihrer Seite war. Der Bruder, den ich darüber befragte, hatte keine Ahnung. Sie selbst erinnert sich an nichts. Ich forschte daher aus Rote Kreuz, dem ja die freiwilligen Krankenschwestern unterstanden, um Standort, Truppenkörper, Feldspital und so weiter, zu ermitteln. Hier ist die Antwort: Eine Hilde Hild war nie freiwillige Krankenschwester."

„Sehen Sie," rief Philipp, „der Name ist falsch."

„Das muß nicht sein. Sie kann schließlich unter falschem Namen Dienst gemacht haben, nicht wahr?

„Das ist wohl etwas abenteuerlich", meinte Philipp.

„An diesem Fall ist nichts abenteuerlich, mein Lieber. Der zahlende Bruder mußte für mich eine stärkere Beweiskraft haben als die Auskunft des Roten Kreuzes. Da ich ja nichts Böses wähnte. Erst heute, durch Ihre Mitteilung vom Tode des Bruders im Jahre 1917 gewinnt diese Auskunft wieder Wert."

„Richtig, Herr Medizinalrat, aber da möchte ich erwähnen, Sie sagten doch, daß sie sich an früher gebildete Gedankenverknüpfungen wieder erinnert, wenn sie diese neu erlebt. Wie ists da mit dem Namen Hilde Hild? Als sie ihn wieder hörte, mußte sie sich doch seiner erinnern, wenn sie wirklich Hilde Hild ist."

„Sie denken scharf und richtig", sagte Dr. Ifel beifällig. „Ich habe auch daran gedacht, aber Sie vergessen, daß sie diesen Namen schon in Wien bei der Uebernahme hörte. Dabei waren wir nicht anwesend, konnten also nicht feststellen, ob eine Erinnerung geweckt wurde. Als sie hier ankam, gehörte dieser Name schon zu ihrem neuerworbenen Gedankengut. Sie nahm als selbstverständlich an, daß sie so heißt. Das Gleiche gilt auch für die Frage, ob sie ihren Bruder erkannt hat oder nicht. Wir wissen nicht, ob sich eine Erinnerung regte, als sie ihn wiedersah und er erklärte, daß er ihr Bruder sei."

„Und als sie hier ankam, betrachtete sie ihn als rechtmäßigen Bruder?"

„Ja, so wie sie ihren Namen als rechtmäßig empfand. Aber, wie gesagt, das ist kein Beweis."

„Bleibt nur ihr Heimatschein als Identitätsbeweis, der natürlich gefälscht sein kann. Wie Sie wissen werden, wurden in der Umsturzzeit eine Unmenge falscher Heimatscheine hergestellt."

„Gut. Jedenfalls wir einmal den Fall. Wir haben hier eine unbekannte Person, die von einer bestimmten Seite aus fälschlich als Hilde Hild bezeichnet wird. Wir haben Anlaß, an den ehrlichen Absichten dieser bestimmten Seite zu zweifeln, da sie sich mit den Papieren eines Toten ausgewiesen hat. Welchen Zweck könnte nun diese Schaffung einer falschen Hilde Hild dienen?"

„Es gibt da verschiedene Möglichkeiten", sagte Philipp. „Vor allem kann dieser sogenannte Herr Hild aus bestimmten Gründen seinen richtigen Namen verschwiegen und die gefundenen Papiere benutzt haben. Er wollte zwar der Kranken, die vielleicht wirklich mit ihm verwandt ist, helfen, nicht aber seinen Namen preisgeben erwarb daher aus Verbrecherkreisen die Papiere, ließ einen passenden Heimatschein gelten, sorgte für sie und verschwand."

„Dann hätte er, immer als Hild, sie ruhig besuchen oder wenigstens nachfragen können. Man sorgt nicht in diesem Maße um sich, dann verlangen um nichts zu kümmern."

„Vielleicht ist er verhaftet oder ausgewandert oder gestorben?"

„Richtig, das wäre also Annahme Nummer eins. Sie erwähnten noch weitere Möglichkeiten?"

„Ja. Die gehen nicht von der aktiven, sondern von der passiven Person dieses Falles aus, von der Kranken. Sie kann entweder selbst das Opfer einer Intrige sein oder nur an der Stelle eines Opfers stehen, um dessen Existenz voraussetzen. Jede dieser beiden Annahmen umfaßt wieder zwei Möglichkeiten: Daß sie nämlich wirklich Hilde Hild ist oder nicht."

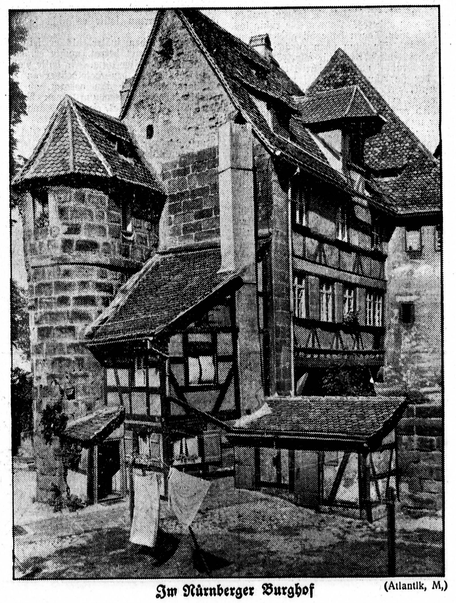
„Ich sehe, daß Sie den Fall gründlich durchdacht haben", sagte Dr. Ifel.

„Ich hatte auf der Herfahrt genug Zeit dazu. Es ist auch möglich, daß sie zwar das Opfer des Verbrechens, nicht aber Hilde Hild ist. Das heißt, daß der Täter ihre wahre Herkunft zu verbergen suchte, indem er ihr den Namen Hild beilegte. Weil er die Papiere Hilds eben besaß oder erwarb, und sich damit als Bruder der Hilde Hild ausgeben konnte."

„Das setzt voraus, daß er fürchten mußte, die Identität der Kranken werde über kurz oder lang festgestellt werden. Alle Nachforschungen von ihren Verwandten, die aber inzwischen trotzdem erfolgt sein werden. Aber das Wichtigste: Er konnte sie nicht auf einerseits Hilde Hild nennen und anderseits zu einer Handlung zwingen, zu der sie nur unter ihrem richtigen Namen berechtigt ist. Verzicht, Unterschrift oder dergleichen? Auch Bruder sei."

„Und als sie hier ankam, betrachtete sie ihn als rechtmäßigen Bruder?"

„Ja, so wie sie ihren Namen als rechtmäßig empfand. Aber, wie gesagt, das ist kein Beweis."



Im Nürnberger Burghof (Atlantik, M.)

(Forts. folgt.)

Der letzte Kaiser der „alten Schule"

Eine Schicksalstragödie auf dem Kaiserthron: Franz Joseph I. von Oesterreich-Ungarn

Copyright by Verlag Presse-Tagesdienst, Berlin W 35.

Von Horst W. Karsten

1. Fortsetzung

Es fällt in sie der Krieg gegen Frankreich und Sardinien-Piemont, der für Oesterreich mit dem Verlust der Lombardei endet. Es fällt in sie der unglückliche Bruderkrieg gegen Preußen, der Oesterreich einen schweren Prestigeverlust zufügt. Es fällt in sie die Annektion von Bosnien und der Herzegowina, die Kaiser Franz Joseph als Mehrer des Reiches erscheinen ließ, und dennoch leitete nur eine gefährliche Etappe auf dem Weg zum Weltkrieg und zum katastrophalen Ende hin gewesen ist. Es fällt in sie der Weltkrieg selbst und das Wanken des großen Reiches, dessen Sturz und Ende zu erleben das Schicksal dem Kaiser Franz Joseph gnädig erspart hat. — —

Glücklich ist diese 70jährige Regierungszeit nicht gewesen . . .

Anfangs aber trübte noch kein Schatten den

Elisabeth von Bayern

Herrscher und sein Wirken, zumal er unfähig war, aus seiner ganzen Veranlagung heraus solche Schatten zu ersahnen, worin zum großen Teil seine Lebenstragik bestanden hat. Noch kein halbes Jahrzehnt Kaiser, erlebt der junge, 23jährige Herrscher

das große Wunder: Elisabeth von Bayern.

Er verlor sein Herz an seine 16jährige Base Elisabeth, die Tochter des Herzogs Max in Bayern und der Herzogin Ludovika, der Schwester der Erzherzogin Sophie, seiner Mutter. Im August 1853 lernte er sie in Ischl kennen. Der Plan seiner Mutter war längst darauf gerichtet, ihn mit Elisabeths älterer Schwester Helene zu vermählen. Der junge Kaiser aber, der beide Schwestern zum ersten Male sah, erblickte nur das jüngere Mädchen . . . Und so stark war der Eindruck, den das „halbe Kind" auf ihn machte daß sein Entschluß sofort feststand. Als seine Mutter zu widerstreben schien, erwiderte Franz Joseph, daß er dann überhaupt nicht heiraten würde. Und hier entstand ein Konflikt, der folgende Zeiten zeitlang sollte —: vor allem wandte sie die Liebe der Mutter vom Kaiser ab und ganz auf den jüngeren Sohn Maximilian, für den sie sofern ihren ganzen Ehrgeiz einsetzte — so stark, daß sie ihm alsbald hinreichte in das mexikanische Abenteuer, das mit der Erschießung Maximilians endete . . .:

die erste Tragödie im Privatleben des Kaisers Franz Joseph.

der innig an seinem Bruder Max gehangen . . .

Immerhin hat der Kampf um Elisabeth nur kurz gedauert. Der junge Souverän reiste und empfing das Jawort des erst 16jährigen Mädchens, und so konnte am 18. August, an des Kaisers Geburtstag, die Wiener Zeitung die Nachricht von dem großen Ereignis dem ganzen Reich bekanntgeben.

Der junge Monarch ließ mit der unverdorbenen Frische seines Wesens alsbald seine ganze Umgebung erkennen, wie tief er das große Glück, das ihm zuteil geworden, empfand. Wie damals sein Wesen wirkte, beweist ein interessanter Brief des Lungen Königs Leopold von Belgien an seine Nichte, die junge Königin Victoria von England:

„Den jungen Kaiser habe ich gern, wie ich gestehen muß, es liegt viel Gemüt und Wahrheit in seinen warmen blauen Augen, und er hat eine gewisse liebenswürdige Fröhlichkeit, wenn er dazu Gelegenheit hat. Er ist schlank und graziös, und selbst im Gewirr von Tänzern und Erzherzogen, alle in Uniform, kann er stets als ihr Haupt anerkannt werden. . . . Seine Formen sind vorzüglich und frei von Groß spurigkeit der Unbeholfenheit. Sie sind einfach und, wenn er freundlich aufgelegt ist, wie er zu mir war, sehr herzlich und natürlich. Er hält jedermann im Zug, ohne daß er sich dabei den Anschein stark hervorgehobener Autorität verleiht, und was oft diejenigen, welche die Autorität haben, sich nicht anmaßen oder ausüben können . . ."

Das Rosenschiff auf der Donau

Kein Wunder, daß das „Kind" Elisabeth von Bayern stolz auf ihren kommenden Gatten blickte. Auch Franz Joseph und seiner Gemahlin ist die den meisten Menschen in der Ehe auferlegte wechselseitige Erkenntnis nicht erspart geblieben, was sie als Menschenkinder im Tiefsten voneinander schied. Zunächst aber war Elisabeth in den Augen aller eine wahre Märchenbraut, und Franz Josephs im Grunde gewiß tragisches und nüchternes Wesen gab das Feuer der jungen Liebe zweifellos Schwung und die zeitweilige Befreiung von den

Elisabeth als Braut

steifen Formalitäten des Hofzeremoniells. Wenn ich die Augen schließe, sehe ich die wunderschöne Verlobungsfahrt auf dem Rosenschiff auf der Donau, die Fahrt nach Ischl, wo Franz Joseph seine Braut zum erstenmal gesehen hatte, die Hochzeitsfeierlichkeiten in Wien, die Reise nach Bayern

Linda zu Linnea Linda zur Kunst

Irgendwo in dem ruhmvollen, eigenwilligen und großen Kulturgebiet Deutschland wohnt die Tierplastikerin und -Zeichnerin Lilly König. Wer ist sie? Was schafft sie? Was sind die Bedingtheiten ihrer ausdrucksreichen Kunst?

Lilly König ist ein Kind des Badner Landes, jener walddurchrauschten Landschaft voller gemütstiefer und beschaulicher Menschen, deren Geschichte immer aber auch von einem revolutionären Zug bestimmt gewesen ist. Von dort kam sie nach Westfalen, in das sätteschwere, bedachtsame Land, das sich nicht, wie südlichere Breiten, der Auflösung der Gefühle leicht ergibt, sondern in einer gesunden Beharrung steht und von einem stärkeren Eindruck oder Einfluß angestoßen, die treuesten Mitgänger für Idee und Taten stellt, die man sich denken kann.

Wenn man behauptet, daß der Zug jedes Menschen schicksalhaft sei, dann mußte Lilly König diese Spanne Deutschland überschreiten, um den Boden ihrer Väter mit der neuen Wahlheimat zu vertauschen. Sie kam nach Paderborn, einer Stadt tausendjähriger Kultur, die dem Schönheitsideal eines Gemeinwesens auch heute noch entspricht, in stolzer Sicherheit und dem Bewußtsein geschichtlichen Ruhmes aber unmerklich einer Verlangsamung des Tempos verfallen war. Wahrhaft schön bleibt nur, was lebt! Leben braucht nicht Bewegung zu sein, aber es muß, vom Geiste durchhaucht, aus der Verschlossenheit seiner Geschichte nachrücken ins Licht der Gegenwart.

So kam Lilly König auf den Boden Westfalens, dort, wo er sich im Urbild aller seiner Eigenschaften zeigt. Lichtfühlig trat sie in die Gesellschaft der dort schaffenden Künstler, die wohl mit reifer Leistung ihren jungen Willen umstellten, aber nicht alle die heitere Initiative belahen, die die junge Plastikerin als Geschenk ihres schönen Himmelsstriches in die neue Gesellschaft einbrachte. Sie sah auf der Straße, auf den Weiden am Stadtrande auf (protzisch genug) der Viehversteigerung, im Jagdgrunde ein Tier. Sie sah es mit anderen Augen. Als Kind, dem noch Hund und Pferd und Weidevieh, ja selbst das Raubwild, Geläufen sind, Jagdwonne, vielleicht aus Brehm's Tierleben, vielleicht aus den Arbeiten einer Renée Sintenis, vielleicht aus eigener, steter Beobachtung, kannte sie die Psychologie des Tieres. Und nun begann ihre Hand zu formen. In Zeichnung oder Plastik. Niemals aber schuf sie Umriß oder Körperlichkeit allein. Das Wesenhafte war ihr bedeutsamer, als die Form. Darum konnte sie auch trotz aller Freiheit des Schaffens nicht ins Abweidige, oder gar Groteske, verfallen. Selbst da, wo der kühne Schwung einmal auf die anatomische Genauigkeit verzichtet, formt sich das Bild zum unverfälscht rassischen Ausdruck, zum wunderbaren Tiererlebnis. Das Zuviel ist Lilly Königs besondere Liebe. Da schmeicheln ihre Hände; sehen hie und da noch ein lustiges Lichtlein auf, machen aus drohenden Tatzen ein paar Sammetpfötchen und kommen zu einem Ende, das kein der Kunstausübung Fremder begreift: kantig, provisorisch erscheinend, und doch wie eben aus dem Neste oder Busch gegriffen.

So wie Lilly König dem Modell das letzte Charakteristikum ablauscht, so sicher ist sie auch in der Beherrschung ihres Werkstoffes. Ihr bei der Arbeit zusehen, ist ein ästhetischer Genuß. Ihr Können gefällt sich nicht in genieartiger Regellosigkeit. Vielmehr paaren sich mit dem hohen Talent der Künstlerin die Feinheit und Sorgfalt der Frau. Darum auch arbeiten ihre Hände mit Bedacht, und dem „Stoff" gegenüber mit der instinktsicheren, weiblichen Sicherheit.

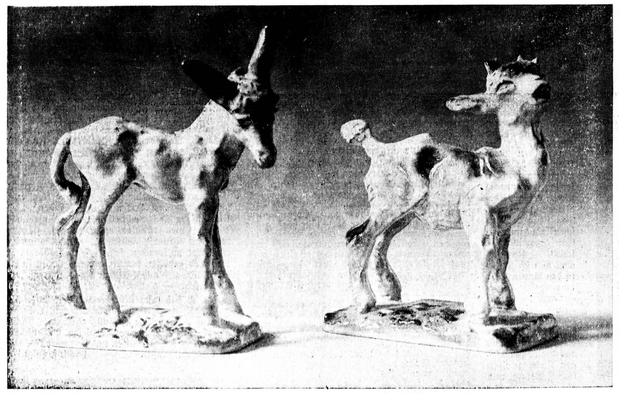
Es wird Zeit, sich mit der Arbeit dieser jungen Künstlerin auseinanderzusetzen. Die neue Ausrichtung des deutschen Kulturstrebens verlangt gebieterisch, daß die wahren künstlerischen Werte aufgezeigt und der Beachtung durch das Volk zugänglich gemacht werden. In den Ateliers der Lilly König häufen sich die köstlichen Schöpfungen, die unter Modellierholz und Zeichenstift hervorgegangen sind. Es darf nicht die Gefahr entstehen, daß sie verdienter Bewunderung und darnach hochgetürmtem Besitz entzogen bleiben.

Wir können auf dieser Seite einige Beispiele ihrer Tierplastiken im Bilde wiedergeben. Wer den verhaltenen Mutwillen des Fohlens, die Unbeholfenheit und „likenhaft" schnüffelnde Neugier des Lammes sieht, ist geschlagen von der erstaunlichen Treffsicherheit der Beobachtung, von der Lustigkeit der Auffassung, mit der die Künstlerin dem Tier nicht als Gegenstand, sondern als Wesen gegenübersteht.

Das Land Westfalen hat auch heute als „Neuwiesenland" für die Kunst noch nicht die Bedeutung, die manchem anderen deutschen Gebiet zufällt. Mit Unrecht. So wie Land und Volk dort ihre Eigenart mit bewundernswürdiger Zähigkeit behaupten, so empfängt auch alle Kunst dort eine satte, charaktervolle Befruchtung. Sie lebt in Westfalen unter dem Schutze einer wohltuenden Gediegenheit und wird mit Güte und freudiger Neugier zugleich betrachtet, wenn sie zu achtbarer Leistung sich entfaltet. Besonders für den umwandernden Künstler ist dies ein ästhetischer Nährboden, wenn er in dehnsamer Einfühlung sich ihm genähert und sein Recht an ihm gewonnen hat.

Lilly König hat diesen Weg gefunden. Sie hat ihre Eigenart behalten und trotzdem den letzten Ausdruck ihrer Kunst auf die sie umgebende Landschaft abgestimmt. Und es ist durchaus möglich, daß sie im westfälischen Kunstleben noch einmal eine führende Rolle einnimmt, wenn sich ihr Temperament nicht vor der Staffelei oder am Modellierstich erschöpft, sondern auch alle anderen Wege der Beaabung sucht, um ihrer Kunst zum „Durchbruch" vor dem großen Publikum zu verhelfen. Das Recht dazu ist ihr aus einem reifen Können gegeben.

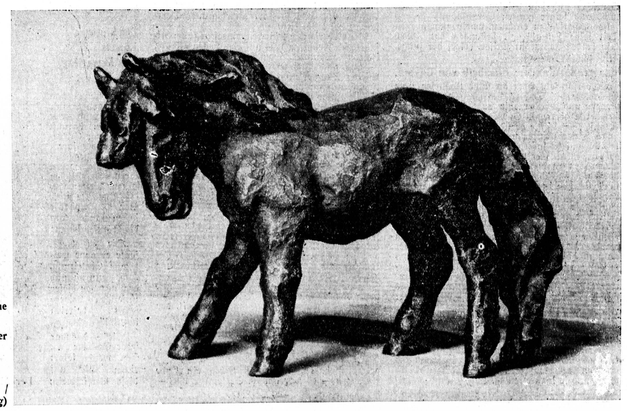
Rolf Speiz.



Erster Tag auf grüner Weide, Lämmlein lebt in Furcht und Freude!

Kleines Grautier, kaum geboren, spitzt erwartungsvoll die Ohren.

Ziegenlamm, in zott'ger Kluft, steckt die Nase in die Luft.



Stemm' ich meine Beine weg, kriegt mich keiner hier vom Fleck.

Foto: Lindemann / (Eig. Anfertigung)

Fahrt ins Spielzeugland

Erzgebirgische Weihnachtskunst

Von Mara Krüger

Es war an einem strahlend klaren Morgen. Wir rollten in einem kleinen, pfeilschnellen Auto auf das Erzgebirge zu. Der Wald am Weg war wie ein Bild aus einem Märchen. Der Laubteppich zu Füßen der Buchen am Wegrand schien aus Gold; aus Rauschgold. Der Himmel aber im Ausschnitt des zierlichen Geäweigs war tiefblau.

Plötzlich jedoch erhob sich ein scharfer Nordost und blies Wolken über Wolken über den Himmel. Eine Kurve — und wir standen vor einer milchweißen Nebelwand.

Der kleine Klaus schmiegte sich an den Vater. Er sagte, er höre den Knecht Ruprecht hinter der Nebelwand lachen, man solle doch lieber umkehren. Der Vater nickte schmunzelnd. Nein, man konnte nicht so mir nichts dir nichts, ins Spielzeugland, man muß seinen Tribut entrichten ....

Bald aber weitete sich die Straße, der Umriß eines Häuschens dunkelte in den Nebelschwaden, dem einen folgten andere, und plötzlich riß der Nebel, und wir fanden uns auf einem Dorfplatz, an dem zu unserer Linken ein kleines achteckiges Kirchlein, — sie sagen, es wäre das Einzige seiner Art in der Welt — wie ein frommes Spielzeug vor uns stand, — während zur Rechten ein gemütliches Gasthaus einen recht eckigen Platz zwischen seinen einladenden Mauern freilassend, zurücktrat — wie ein freundlicher Diener, der eine Tür zu Wärme und Behaglichkeit mit höflicher Verbeugung öffnet.

Ueber die ganze Fassade dieses Hauses zog sich, wie ein breiter Knabenbilderbogen, ein schön gemalter, hellfarbiger Fries, auf dem in der närrischen Tracht längst vergangener Zeiten Soldaten in Reih und Glied standen, das Gewehr präsentierten und sonst derartiges aufführten, was ihres Amtes ist. Unter diesem Fries standen folgende Worte:

„Die Vorzeit grüßt Euch, daß Ihr wißt,
wie schön es einst gewesen ist, . . .
Gott gebe, daß die Nachwelt spat
an uns dieselbe Freude hat . . ."

Wir waren angekommen. Waren am Ziel. Das Gebirgsnest, das im bürgerlichen Leben und auf den geographischen Karten den Namen „Seiffen" führt, in Wahrheit aber das Spielzeugland Ruprechts ist, lag vor uns.

Die schiefergedeckten Häuser trugen an den Fronten und an den Seiten Muster, wie sie Frauen wohl auf Kanevas-Streifen sticken, und wenn man durch die schmalen Fensterchen lugt, sieht man überall dasselbe: Hobel- und Hobelbänke und Fuchtöpfe und Schnitzmesser, und auf den Gesimsen ganze Batterien fertiger, schöner bunter Dinge für das Weihnachtsfest.

Und klopft man und bittet um Einlaß, wird einem freundlich aufgetan, und man kann sehen, wie Großvater, Vater und Sohn emsig dabei sind, den Engelchen rote Bäckchen anzumalen, damit man doch auch sieht, daß sie aus einem gesunden Land kommen, oder ihnen schöne grüne oder lichtblaue Flügel anzukleben, damit mit wiederum nicht verwischt, daß sie aus himmlischen Gefilden stammen.

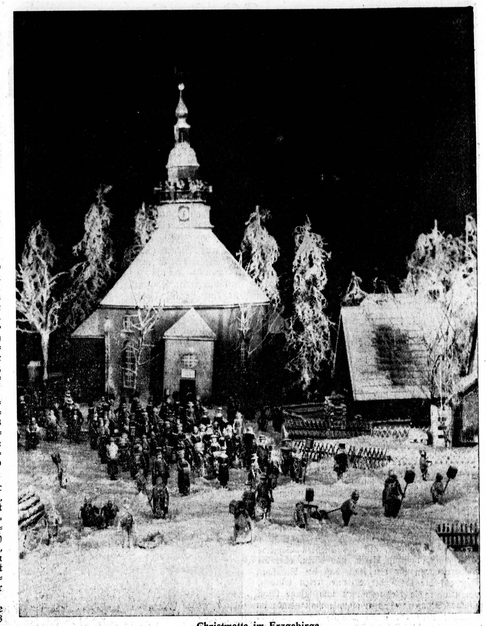
Aber auch Schneewittchens Zwerge müssen schönfarbige Kittelchen anhaben, und die Hirten der Krippen prächtige leuchtende Mäntel. Jedes Haus hat seine Besonderheiten und Vorlieben. Hier liebt man eine gemütliche dralle Engelart, die apfelbäckig, mit glattgesträhltem Haar, das Abbild der kleinen Dirnchen auf der Gasse draußen ist — dort stehen ernsthafte Cherubine in langen, glockenartigen Röcken wie Gebilde aus Porzellan und nicht aus Holz auf den Tischen, tragen Kerzen in den Händen und falten die grünen Flügel in frommer Andacht.

Manche Häuser bevorzugen wieder die Wollschäfchen, die sowohl in die Krippen, wie in die Spielzeugställe gehören, und andere machen nichts als Sterne, hunderte von Sternen, eine ganze Milchstraße von Sternen. Wieder andere arbeiten große, spaßige Steinbeißer, Nußknacker, die wie Bergleute der hiesigen Gegend aussehen, oder wie Soldaten, und noch andere machen süße kleine Bäselchen mit güldenen Pünktchen auf den Flügelchen oder grüne Frösche, so zierlich und kunstreich, daß sie jedem Gesims und Kamin zur Ehre gereichen würden.

Am schönsten aber sind doch wohl die Adventskränze und Pyramiden, die mit fröhlichen, bunten Farben bemalt, dastehen. Jedes Haus erteilet sie so, wie sie ihm am schönsten dünken. Mit roten springenden Hirschen auf hölzernen Leuchtern, oder mit den bekannten Krippenfiguren zwischen Leuchtern und Sternen.

Und mitten im Ort steht eine Schule für solche, die sich nichts Lieberes denken können, als ihr Leben hier oben in der Bergeinsamkeit zu verbringen und Spielzeug für die Kinderschar der ganzen Welt zu schnitzen und anzumalen. In der Schule gibt es alsdann auch ein Museum, das von jedem einzigen Stück, das hier einmal gearbeitet worden ist, ein Nachbild aufbewahrt. Sachen, an denen oft eine ganze Familie gearbeitet hat, an der sowohl die braungebeizte kleine Finc, wie der alte Großvater Spuren hinterlassen haben.

Das Prunkstück und zugleich das Lieblichste dieser Museumsstücke ist die Nachbildung eines Christabends im Dorfe. Da steht, sauber und schön gearbeitet, das achteckige Kirchlein unten auf dem Dorfplatz, und die Häuser und die



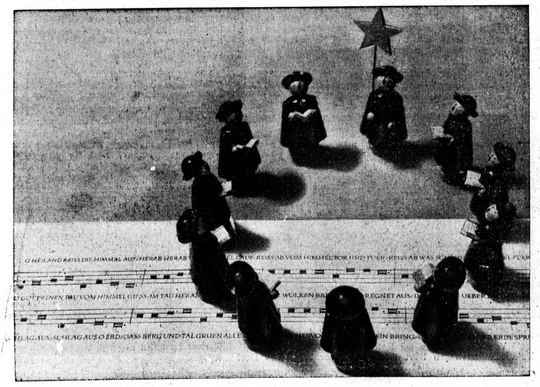
Christmette im Erzgebirge
Eine naturgetreue Nachbildung der Seiffener Pfarrkirche am Christabend
(Photos [2]: Max Löhrich, Leipzig)

Bäume und Wege rundum sind alle in schönen funkelnden Weihnachtsschnee gebettet. Auf den Druck auf einem Knopf erstrahlen die Fenster des Kirchleins und der Häuser in hellem Licht — und man muß ganz still und andächtig davorstehen, so stark strömt das kleine Kunstwerk die liebe Frömmigkeit des Heiligen Abends aus . . .

Man erzählt uns von der hübschen Sitte der Christfeier des Dorfes. Alle Kinder gehen mit prächtig geschnitzten Holzlaternchen in ihr zierliches Kirchlein. Hinter die kunstvoll ausgeprägten Wände der Laternchen sind bunte, lichte Papiere gekleht worden. So geht die Kinderschar durch die dunkle, verschneite Christnacht zur Mette. Vom eckichten Turm läuten die Glocken, über den Schnee und des Kirchleins Wände huschen farbige Lichter und seltsame Schatten, und oben auf der Brüstung des Glockenturmes stehen auch welche und schwenken ihre frohen Laternen zum Gruß.

Um das ganze Dorf aber steht schützend der schweigende Hochwald, ziehen sich tiefe Schluchten, verschneite Wege . . .

Wie die Herzkammer deutscher Weihnachtsfreude liegt das Dorf in seiner Abgeschiedenheit . . . wird nimmer müde, seine Grüße in die großen Städte hinauszusenden, und in stiller Eindringlichkeit von einer Besinnlichkeit zu zeugen, in der mehr Kräfte stecken, als im stolzen Getriebe der „großen Welt".



Das Erzgebirgshaus als Weihnachtskrippe

→ **Weihnachtsengel bunt und schön**

Dieses Seiffener Mädel hilft seinen Eltern bei dem Bemalen von Weihnachtsengeln. (Weltbild, K.)

← **Das Weihnachtslied**

Erzgebirgische Sängerknaben, Schnitzarbeit aus der Staatl. Fachschule für Spielwarenindustrie in Seiffen auf einem Weihnachtsnotenblatt aus dem Mittelalter. („Das deutsche Bild", M.)

Das war vor 20 Jahren

Der rumänische Feldzug 1916

Am 27 August 1916 hatte Rumänien an Oesterreich-Ungarn den Krieg erklärt. Bukarest glaubte nun in der Wahl der richtigen Partei nicht mehr fehlgehen zu können. Die Widerstandskraft der Mittelmächte schien zu Ende zu gehen, der Sieg der Entente so nahe, daß es galt, den bei ihr möglichen Gewinn nun schleunigst zu sichern. In der Tat mußte die Lage der Mittelmächte verzweifelt erscheinen. Die österreichische Front in Galizien schwankte in den Grundfesten. Zuverlässige Reserven hatte die Donaumonarchie kaum mehr. Deutschlands gefürchteten Heere verbluteten an Verdun, in der Sommerschlacht und bei der Rettung der Verbündeten aus der Brussilow-Katastrophe. Auch Deutschland schien zur Abwehr des neuen Feindes keine Kraft mehr zu haben. So mußte ja der geplante Einbruch in Siebenbürgen für ein frisches, wohlausgerüstetes Heer von 500 000 Mann in das kaum geschützte Siebenbürgen ein leichtes sein. Zudem hatte Rußland versprochen, an der galizischen Front nicht locker zu lassen und nun auch südlich der Donau vorzustoßen, um zusammen mit einer Offensive der Orientarmee Sarrails von Saloniki aus den auf der Balkanfront stehenden Heeren der Mittelmächte den Garaus zu machen.

Und dennoch hatte Rumänien, wenigstens für 1916, sich verrechnet. Deutscher Wille, deutsche Führung und die hingebende Tapferkeit und Ausdauer des deutschen Soldaten vermochten auch die wohl gefährlichste Situation des großen Krieges zu zwingen: Nach einer Gegenoffensive von knapp vier Monaten lag das siegessichere Rumänien am Boden. Seine gewaltigen Schätze an Erdöl und Getreide waren in unserer Hand.

Daß nach dem Tode König Carols die Entscheidung Rumäniens, das uns eigentlich zur Waffenhilfe verpflichtet war, auf des Messers Schneide stand, wußte man in Berlin und Wien, aber die Vorbereitungen für den Fall, daß die Rumänen offen auf die Seite der Entente treten würden, waren über die Besprechungen und Pläne kaum hinausgekommen. Jedem glaubte man gerade im Sommer 1916 vor ihnen ziemlich sicher zu sein. Man wollte die Kriegserklärung erst gar nicht glauben, hatte doch König Ferdinand noch wenige Tage vorher zum Geburtstag Kaiser Franz Josephs ganz besonders herzlich gratuliert. Freilich hatte es auch an Warnungen nicht gefehlt, und es muß zugestanden werden, daß uns Rumänien in vollendeter Weise getäuscht und überrumpelt hat. Es ist aber kaum richtig, von militärischen Versäumnissen zu reden. Wir waren im furchtbaren Sommer 1916 einfach nicht fähig, Reserven für Eventualitäten bereitzustellen.

Man wußte aber das unmöglich Erscheinende möglich gemacht.

Hauptsache war, den großen Flankenstoß der Rumänien im Rücken aus. Feldmarschall von Mackensen beobachtet den Donau-Uebergang bei Svistov

Generalfeldmarschall von Mackensen beobachtet den Donau-Uebergang bei Svistov

Gefechtsstand einer deutschen Reserve-Division am Törzburger Paß Nach der Einnahme von Bukarest

Generalfeldmarschall von Mackensen nimmt die Parade der österreich-ungarischen Truppen in der eingenommenen Stadt ab. (Scherl Bilderd., 5, K.)

Kronstadt nach der Wiedereroberung
Die Honvedtruppen sind eingezogen

Von den Kämpfen am Roten-Turm-Paß
Deutscher Infanterie-Sanitätswagen fährt durch ein Siebenbürgisches Dorf

Jahrgang 9

Strategie der Leinwand

„Erster Drehtag: Mittwoch der Zwölfte"

Leiden und Freuden eines Produktionsleiters

Weit und mühevoll ist der Weg eines Films vom Atelier zur Uraufführung. Aber fast noch weiter und mühevoller ist er von der Idee zum ersten Drehtag. Jeder Produktionsleiter weiß davon ein Lied zu singen. Und so merkwürdig es klingen mag: Wenn das Publikum von dem Entstehen eines neuen Films durch die Presse erfährt, dann ist die Hauptarbeit dieses Mannes bereits beendet.

Wer spielt was?

Am Anfang ist das Drehbuch! Diese elementare Wahrheit gilt für jeden neuen Film und auch für jenen, den wir in der Zeit seiner Entstehung bis zu dem Tag begleiteten, da in Neubabelsberg die erste Szene von der Kamera eingefangen wurde. „Wie der Hase läuft" ist der Titel dieser urwüchsigen Bauernkomödie von Edgar Kahn, aber der Hase kann nicht laufen, wie er will, sondern muß sich unter die Fittiche des Produktionsleiters nehmen lassen, der für die reibungslose Durchführung der Verfilmung verantwortlich ist. Da sind also die Verhandlungen mit dem Autor zu Ende geführt und die Drehbucharbeiten abgeschlossen. Telefone klingeln, Briefe fliegen davon, andere kommen zurück, das Rad der Filmproduktion, immer rastlos und voller Energien, beginnt zu laufen! Ein Regisseur wird gesucht. Wer wird den Film leiten? Die Art der Produktion, in unserem Fall ein fröhliches, derbes Bauernstück, bestimmt letzten Endes die Wahl. Carl Boese, einer unserer meistbeschäftigten Regisseure, wird ausgesucht. 14 Tage vor Drehbeginn. Produktionsleiter und Regisseur sind sich über die wichtigsten Probleme des Films einig. Jetzt fehlen die Schauspieler. Die Suche nach der richtigen Besetzung ist für den Produktionsleiter eines der schwierigsten Kapitel seiner Tätigkeit und — ein Nagel zu seinem Sarg. Es gilt für ihn, Wollen und Können unter einen Hut zu bringen. In seiner Vorstellung formen sich die Gestalten des Drehbuches zu Menschen von Fleisch und Blut. Name auf Name erscheint auf dem Papier, wird von dem Regisseur und der Gesellschaft genehmigt und — aber was nun?

Am Mittwoch, dem Zwölften, sollen die ersten Szenen im Atelier gedreht werden. Schon ist der Generalaufbauplan der Aufnahmen bis ins einzelne festgelegt. Hunderte von Telefongesprächen . . . Herr X., der die eine Rolle spielen sollte, ist noch bei einem anderen Film beschäftigt und erst ab Zwanzigsten frei. Soll man die Produktion verlegen? Man versucht, einen anderen Darsteller zu verpflichten. Doch dieser ist bei der Y-Gesellschaft in festem Vertrag. Die Haare des Produktionsleiters beginnen sich zu sträuben. Man wird am Ende doch — aber nein, da ist ja noch ein Darsteller, der für die Rolle vorzüglich geeignet erscheint! Wieder spielt das Telefon, endlich hat man den Gesuchten erreicht. Ja, er kann spielen, am Zwölften beginnen — — jawohl, aber — — erst muß der Intendant des Theaters, bei dem er augenblicklich fest verpflichtet ist, seine Genehmigung zum Filmen erteilen. Wieder vergehen Stunden um Stunden, Tage um Tage, nur noch achtmal vierundzwanzig Stunden hat man Zeit, da fällt die Entscheidung: Der Intendant hat plötzlich neue Proben angesetzt und weigert sich, den Schauspieler für die Filmaufnahmen freizugeben. Neue Verhandlungen werden notwendig, und das Ergebnis? Der Produktionsleiter muß, um den Schauspieler zu bekommen, den Beginn der Aufnahmen auf den Sechzehnten verlegen. Schließlich steht aber doch die Besetzung mit Heli Finkenzeller, Otto Wernicke, Rudolf Platte, Kurt Seifert, Fritz Genschow, Carla Rust und Hans Leibelt fest. Nur zwei Frauenrollen sind noch unbesetzt . . .

Das Büro der tausend Hoffnungen

Ein Morgen im Büro der Produktionsgesellschaft. 20, 40, 50 Schauspielerinnen lassen sich im Laufe des Vormittags beim Produktionsleiter melden. Sie alle sind voller Hoffnungen. Vielleicht winkt diesmal die große Chance. Da entsinnt sich plötzlich der Produktionsleiter einer jungen Darstellerin, die einmal vor einiger Zeit bei ihm vorsprach. Richtig, Lotte Rausch wäre die passende Erscheinung für diese Rolle. Ausgerechnet heute läßt sie sich nicht sehen. Ein Griff ins Telefonverzeichnis, die Verbindung wird hergestellt, und ein freudiges „Ja" ist die Antwort und eine angenehme Ueberraschung für den vielgeplagten Mann. Man ist noch eine Rolle frei. Geschickt kommen und verschwinden im Büro. Unheimlich sachlich ist der Vergleich, den der Produktionsleiter zwischen den vorsprechenden Schauspielerinnen und jener in der Phantasie geformten Frauengestalt zieht. Marnan Lex endlich erweist sich geeignet. In ihr ist die beste Verkörperung gefunden. Noch einmal eine Besprechung mit dem Regisseur, auch er ist von ben Fähigkeiten dieser jungen Darstellerin überzeugt, die ihr Weg über Wien nach Berlin führte. Nach einigen Formalitäten hat sie ihren Vertrag in der Tasche— eine Karriere ist unter den besten Vorzeichen gestartet.

Jetzt die Ateliersrage! Es stellt sich schon bald heraus, daß man am Sechzehnten nicht beginnen kann. Die gewünschten Aufnahmehallen sind zu diesem Zeitpunkt nicht frei. Es muß mit rund vier Wochen Drehzeit gerechnet werden. Und schon Anfang des nächsten Monats liegen für diese Hallen neue Termine vor. Man müßte also etwas warten, um andere Räume zu bekommen oder — schon um den Zwölften herum beginnen. Noch einmal wird die Frage mit dem Intendanten brennend. Wieder werden Verhandlungen eingeleitet. Nach langem Hin und Her wird der Schauspieler doch noch freigegeben. Erneut wird der Plan geändert und nunmehr der Drehbeginn endgültig auf den Zwölften, wie zuerst vorgesehen, festgelegt. Die Architekten der Filmbauten werden verpflichtet, der Kompanist — hier Eduard Künneke — gewonnen. — Schlag auf Schlag fallen jetzt die Entscheidungen einschließlich die Lösung der Frage, ob man das notwendige Federvieh, etwa 30 Hühner, zahlreiche Enten und Gänse, die unvermeidbaren Hähne nicht zu vergessen, besser mietet oder kauft.

Drei Tage vorher wird mit der Errichtung der Bauten begonnen, und endlich, am Zwölften, morgens punkt 8 Uhr, zischen die riesigen Scheinwerfer auf, mahnt die Stimme des Regisseurs zur Ruhe: Die Aufnahmen können beginnen. Der Produktionsleiter hat wieder eine „Filmbraut" beschlagen, der „Hase kann jetzt endlich laufen".

Die bekannte schwedische Schauspielerin Zarah Leander, die von der Ufa verpflichtet wurde.

Weltreise in 56000 Bildern

Die „Modellbörse" der Filmbauten

Wie sehen die Briefkästen in London aus? Gefängnisse, Hotels und Parlamentsgebäude in Mappen

Der Filmarchitekt, im Vorspann der Filme nur klein vermerkt und mit seiner Arbeit für einen Teil des Publikums ein Buch mit sieben Siegeln, muß überall zu Hause sein, muß Menschen und Länder im Wandel der Zeit kennen und, einem Zauberer gleich, augenblicklich auf den Wink des Regisseurs hin innerhalb kürzester Frist die Räumen, echt in Milieu und Stil, unter den Sonnen der Zupfterlampen erstehen lassen können. Briefkästen in London, Hallestellen in Schanghai, Straßenlaternen in Buenos Aires, Hotelhallen im Orient — das sind einige der Dinge, deren Kenntnis der Film vom Architekten verlangt und die normalerweise eine ausgedehnte Studienreise erfordern.

Franz Schroedter, der neben anderen auch die Bauten zu sämtlichen Filmen des Staatspreisträgers Veit Harlan errichtete, hat sich die ganze Welt im Arbeitszimmer zusammengestellt. Ueber 350 Mappen mit mehr als 56000 Bildern aus aller Herren Ländern und allen Zeiten sind ihm wertvolle und schlagfertige Unterlagen, stellen gleichermaßen eine „Modellbörse" dar, die für seine verantwortungsvolle Arbeit unentbehrlich ist. Vor rund 15 Jahren begann er mit dem Ausbau dieser Bibliothek, deren Material zum größten Teil auf eigenen Reisen gesammelt wurde und die innerhalb weniger Stunden eine Weltreise ermöglicht, bei der ihm nicht nur die allgemein zugänglichen Merkmale irgendeines Erdteil vermittelt werden, sondern die darüber hinaus auch einen Blick in die verborgensten Dinge gestattet.

Das Gefängnis im Land ohne Diebe

Kriminalstoffe waren im Film zu allen Zeiten beliebt und üben auch heute noch eine große Anziehungskraft aus. Die Mappen „Gerichtswesen" enthalten beispielsweise alles, was der Filmarchitekt zur Ausstattung solcher Filme benötigt. Neben Abbildungen von der Ausrüstung der gesamten Polizei der Welt einschließlich Kamelreiterpatrouillen in der Libyschen Wüste und einer Gasmaskenabteilung der Polizei in Manila auf den Philippinen, finden wir Fotos von den bedeutenden Gerichtsfällen und deren Abwicklungsmethoden. Ein paar Seiten weiter erscheint ein Bambus-Blockhaus auf den Philippinen, das dortige Gefängnis, aus dem „wegen seiner idyllischen Lage und dem angenehmen Aufenthalt Fluchtversuche noch niemals vorgekommen sind, wie die latonische Unterschrift besagt. Auch das Staatsgefängnis von Sark (Nordperlen) erscheint in dieser einzigartigen Sammlung. Es ist nicht viel größer als ein altmodischer ländlicher Bretzhof und steht seit über fünf Jahren leer, denn Sark gehört, so entnehmen wir der Unterschrift, zum Land ohne Diebe! Das Staatsgefängnis in Missouri, einer mit Maschinengewehren bestückten Festung gleich, das berüchtigte Newyorker „Sing-Sing" und ein Originalsofa des Richtblock mit Henkersmaske und Richtbeil aus dem Tower in London bilden weitere Anziehungspunkte der Miniaturreise beim Filmarchitekten und warten darauf, für eine Nachbildung aus Gips und Pappe in einem Film Modell zu stehen.

Ein großer Teil des menschlichen Lebens spielt sich in Hotels ab. So ist es zu verstehen, daß es wohl kaum einen Film ohne Hotelhallen gibt. Und die internationale Gastronomie spiegelt sich ebenfalls in der Bibliothek des Filmarchitekten wieder. Eines der großen Fremdenhäuser in Arabien, das Shepheardshotel, mit seiner der internationalen Eingeweihten des Landes entsprechenden außergewöhnlichen Bauart ist mit mehreren Abbildungen vertreten. Weiter blättern wir zum bekannten „Bismard-Hotel" in Chikago und schließlich zu einem Millionärshotel in Palm Beach in Florida, wo der Luxus besonders in einem kilometerlangen Marmor-Schwimmbecken für die Gäste seinen Ausdruck gefunden hat. Den Höhepunkt aber bilden Abbildungen eines Gebirgshotels in Japan, das im Winter und Frühjahr von den vornehmen Japanern aufgesucht wird. Hier gibt es als Gesellschaftsraum nur das gemeinsame Bedecken, wo sinndenlange Unterhaltungen im Wasser gepflegt werden und die Zeit des „Fünf-Uhr-Tees" verbracht wird.

Wie wohnt die Welt?

Auch die Regierungsgebäude aus aller Welt mit ihren bedeutendsten Innenräumen können auf der Weltreise beim Filmarchitekten besucht werden: das Foreign Office (Auswärtige Amt) in London, der Pariser Quai d'Orsay, die frühere deutsche Botschaft in Petersburg, die Borzimmer des Kaisers, der Zarskoje Sselo (Prinzregentenzimmer des Zaren) oder das Arbeitszimmer Franz Josefs mit dem historischen Porträt der Kaiserin Elisabeth.

Wohnräume bei Arm und Reich, aus allen Ländern, bilden einen nicht weniger wichtigen Bestandteil dieser einzigartigen Bibliothek. Von der Vergangenheit über die historischen Schlösser und Burgen bis zur Jetztzeit, zeigt sich hier alles, was mit dem kulturhistorischen Begriff „Wohnen" verbunden ist. Wie lebt der Japaner? — Eine zu allgemeine Frage, die der Filmarchitekt nicht anerkennt. Er will mehr wissen. So finden wir eine Zusammenstellung japanischer Wohnungseinrichtungen und Lebensgepflogenheiten, je nach der Höhe des Einkommens. Wir sehen die Einzimmerwohnung des kleinen Angestellten mit einem Gehalt von etwa 150 Mark, die nach europäischem Muster in die Wand einklappbare Betten enthält, wir sehen den vornehmen jungen Japaner seinen Mittagsschlaf auf dem Teppich halten, eingehüllt in eine Decke, und erfahren, daß im Winter ein geschlossener Kokosen unter der Decke das Liegen auf dem Fußboden angenehmer macht. Chinesische Dschunken, Limehouse in London (Elendsviertel), deutsche Siedlungen mit ihrer Klarheit und Konsequenz bis zur feinsamen Wohnkultur Amerikas, die in einem Damensalondjal aus Schlangenhaut und einer Causse im Ludwig-XIV-Stil in der Toilette in oft absheulichem Stilsinnobismus sich offenbart — alles ist hier zu finden.

Diese 56 000 Bilder des Filmarchitekten sind nicht nur als reine Vorlagen gedacht, sondern vielmehr als Hilfsmittel, um wirklichkeitsechte Filmbauten zu gestalten, die nicht zum erstenmal Schrittmacher für die Wohnkultur einer Zeit geworden sind, wie beispielsweise die Stahlmöbel, die der Film erst popularisierte. zb

Johannes Heesters spielt als Partner von Marta Eggerth die männliche Hauptrolle in dem neuen Ufa-Tonfilm „Das Hotkonzert", Spielleitung: Detlef Sierck. Phot. (2) Ufa.

Autofahrten im Winter

Kampf gegen den „weißen Feind"

In den Herbst- und Wintermonaten muß der Kraftfahrer unterwegs stets auf Ueberfälle des „weißen Feindes", des Nebels, gefaßt sein. Besonders nachts kommt er infolge der intensiven Wärmeabstrahlung leicht zur Bildung ausgedehnter Nebelbänke, deren Durchquerung nur mithilfe der normalen Autoscheinwerfer eine Geduld- und Nervenprobe schlimmster Art ist; denn die Myriaden glitzernder Wassertröpfchen, aus denen die Nebelschwaden bestehen, wirken in der grellen Beleuchtung wie ebensoviele winzige Reflektoren und nehmen dem Mann am Steuer durch Blendung auch den letzten Rest von Sichtmöglichkeit.

Nun gibt es aber heute glücklicherweise spezielle „Nebelscheinwerfer", die dem Fahrer eine ziemlich weitgehende Immunität gegen die Angriffe des „weißen Feindes" verleihen. Sorgfältige Beobachtungen haben gezeigt, daß selbst bei dichtem Nebel unmittelbar über dem Boden eine Schicht klarer oder nur wenig getrübter Luft zu lagern pflegt, die bis in etwa 35 cm Höhe hinaufreicht. Ein tief unten am Wagenvorderteil angebrachter, starkkreuziger Zusatzscheinwerfer, dessen Lichtkegel schräg abwärts geneigt und frei von jeder Streuung nach oben ist, vermag die Sichtverhältnisse bei nächtlichen Nebelfahrten ganz bedeutend zu verbessern und die Eindallung eines Tempos von immerhin 25 bis 30 Stundenkilometern zu ermöglichen. Von Vorteil ist eine gelbliche Färbung des Lichtkegels, da gelbes Licht den Nebel erfahrungsgemäß leichter durchdringt und von ihm weniger stark reflektiert wird, als rein weißes Licht.

Während für die Glühbirnen der Hauptscheinwerfer bekanntlich eine maximale Stromaufnahme von 35 Watt vorgeschrieben ist, dürfen in zusätzlichen Nebelscheinwerfern Birnen bis 50 Watt verwendet werden; Bedingung ist jedoch eine andere Fassung, damit die Lampen nicht in die Hauptscheinwerfer eingesetzt werden können. Der Nebelscheinwerfer muß so geschaltet sein, daß er niemals allein, sondern stets nur zusammen mit den Parklichtern der Hauptscheinwerfer brennt; sein Lichtkegel hat in einer Entfernung von höchstens 10 m vor dem Wagen auf die Fahrbahn zu treffen.

Bei sehr dichtem Nebel genügen manchmal bereits die Parklichter, um die weiße Wand in Augenhöhe des Fahrer zum reflektieren zu bringen und sie dadurch durchsichtig zu machen. Ein ebenso einfaches wie wirkungsvolles Gegenmittel besteht darin, die Scheiben der Hauptscheinwerfer mit nassem Zeitungspapier zu bekleben; noch besser sind dunkelrote Zellophanfolien, die man heute überall für billiges Geld zu kaufen bekommt. Ein völliges Abdunkeln der Hauptscheinwerfer, etwa durch Ueberziehen einer Klappe aus schwarzem Stoff, ist bei Vorhandensein nur eines Nebelscheinwerfers nicht zulässig, da die Breite des Wagens für entgegenkommende Fahrer stets erkennbar bleiben muß. Etwas anderes ist es natürlich, wenn zwei Nebelscheinwerfer vorhanden sind, deren Abstand vom äußeren Kotflügelrand aber nicht mehr als 40 cm betragen darf.

Auch die besten Nebelscheinwerfer entbinden den Wagenführer nicht von der Verpflichtung zu größter Vorsicht und Aufmerksamkeit; er darf stets nur so schnell fahren, daß der Wagen innerhalb der Sichtweite mit Sicherheit zum Stehen gebracht werden kann. Beim geringsten Anzeichen eines Hindernisses auf der Fahrbahn ist sofort scharf zu bremsen, denn im Nebel erscheint jedes Entfernungsschätzungsvermögen und man muß in dieser Hinsicht jeden Augenblick auf die tollsten Ueberraschungen gefaßt sein.

Zum Schluß noch ein paar Worte über die leider immer wieder zu beobachtende Unsitte, im Stadtinnern mit eingeschalteten Nebelscheinwerfer zu fahren. Das ist eine grobe Rücksichtslosigkeit gegen alle übrigen Verkehrsteilnehmer, ganz besonders bei nassem Asphalt, der das breite, tiefliegende Lichtband des Nebelscheinwerfers mit augenschmerzender Grelle widerspiegelt. Die deutschen Verkehrspolizeibeamten haben Anweisung erhalten, gegen derartige Rowdies künftig mit den schärfsten Mitteln vorzugehen.

Dr. W.

Wie immer, das alte Leiden

Ehe wir einige Kunstkniffe zur Inbetriebsetzung des Automotors in der kalten Jahreszeit besprechen, sollen die Ursachen des Nichtanspringens festgestellt werden.

Zunächst einmal ist es das in der Kälte steif werdende Oel, das die Kolben in den Zylinderwänden festklebt. Der sich dabei ergebende Gleitwiderstand ist ganz enorm, so daß der Motor eine erhebliche Arbeit zu leisten hat, obschon er nichts weiter bewegen soll als sich allein. Da er meist nur mit der Leerlaufdüse angeworfen wird, und da weiter Verbrennungsmotoren bei niedriger Umdrehungszahl an sich wenig Kraft entwickeln, so schaffen es die Explosionen ganz einfach nicht, die Kolben und das übrige Laufwerk zu bewegen. Jeder Kraftfahrer füllt daher bei Eintritt kälterer Witterung dünnflüssiges Winteröl ein.

Aber auch das wird dick, wenn der Wagen über Nacht draußen bleibt, und so geht bei den kaltschwierigsten der Kraftfahrer zunächst daran, das Oel durch Erwärmung dünner zu machen. Das Auffüllen von heißem Wasser in den Kühler — was allerdings nur bei Nichtverwendung von Frostschutzmitteln geschehen kann — das Auflegen von Tüchern, die man in heißes Wasser tauchte, auf den Motorblock und das Durchdrehen mit der Handkurbel sind einige Mittel, die Kolben erst einmal lässig zu machen.

Eine zweite Ursache für das erschwerte Anspringen ist darin zu suchen, daß das Anlaßgemisch nicht völlig ausrühlte. Das angesaugte Benzin-Luftgemisch gelangt dann garnicht in die Zylinder, sondern schlägt sich in feinen Tröpfchen an der Wandung des Ansaugrohres nieder; wovon soll der Motor also anspringen? Man sorge also für Anwärmung des Ansaugrohres durch aufgelegte Lappen oder durch Anblasen mit einem „Fön". Dieses Hausgerät hilft uns auch noch weiter beim Starten. Wir halten es vor den Luftfilter, so daß der Motor warme statt kalte Winterluft ansaugen kann.

Vielleicht schraubt man auch eine größere Leerlaufdüse für die Wintermonate ein, um dem Motor benzinreiches Gemisch zuzuführen. Das Gleiche erreicht man auch durch schließen der Starterklappe während des Anlassens.

Schon viele sich aus der Konstruktion und der Arbeitsweise eines Automotors ergebenden Behelfsmittel werden in vielen Fällen die Maschine in Gang bringen. Dann aber gibt es noch notorische Schweranspringer, die auf jeden Grad Winterkalt reagieren. Denen kommt man mit einem „Schnaps" bei, indem durch die Zündkerzenlöcher Benzin eingespritzt wird. Wer sicher zum Ziel kommen will, nehme Leichtbenzin oder noch besser Schwefeläther. Gute Dienste leistet auch mit Aether versetztes Benzin. Ein anderer Trick besteht darin, den Motor das leichtentzündliche Azetylen zu schlucken zu geben. Man legt zu diesem Zweck ein walnußgroßes Stück Karbid auf einen Blechlöffel, träufelt Wasser darauf und hält den Löffel vor den Lufttrichter am Vergaser. Dann wird schleunigst gestartet.

mit die Zylinder mit frischer Luft durchspült werden. Dann erst versuche man das Starten aufs Neue.

Wer trotz aller dieser Kniffe den Motor nicht zum Anspringen kriegt, der prüfe die Zündkerzen auf Arbeitsfähigkeit, sorge dafür, daß die Elektroden den richtigen Abstand haben (gewöhnlich 0,5 Millimeter) und sehe auch alle elektrischen Kontakte nach. Beim zaghaften Niederdrücken des Starterknopfes findet der Strom gar zu leicht nur schlechten Durchgang an den Kontaktstellen; er rächt sich, indem er sie verschmort. Der Kontakthebel am Unterbrecher ist gleichfalls auf Kontaktfähigkeit zu prüfen, und schließlich bedarf auch die Batterie einer gelegentlichen Auffrischung, besonders dann, wenn in der kälteren Jahreszeit viel geklartet und wenig gefahren wird. Die Lichtmaschine schafft dann nicht genügend Strom zur Aufladung der Batterie heran — der Starter wird nur schwach bewegt, die Zündkerzen erhalten nicht genügend starken Strom, der Zündfunke ist nicht heiß genug.

Stets ist natürlich eine geheizte Garage das sicherste Mittel, den Motor vor zu starker Auskühlung zu schützen. Verbrennungsmotoren sind nun einmal „Wärmekraftmaschinen", die bei Kälte nur schwer anspringen!

Z. T.

Die Autobeleuchtung wird geprüft

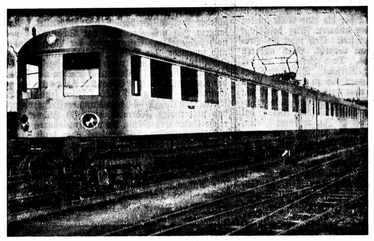
Beim Kraftverkehrsamt Berlin wurde eine Lichtprüfungshalle in Betrieb genommen, die es gestattet, die Beleuchtungsanlagen von Wagen auch am Tage nachzuprüfen. Das Licht der Scheinwerfers darf bei einer bestimmten Entfernung nur bis zu dem schwarzen Strich, der quer über die Tafel läuft, gehen. Das darüberfallende Licht wird durch eine neue Einstellung der Scheinwerfer wegkorrigiert.

(Pressephoto, K.)

Der lähmende Tod

Auf der rund 150 Kilometer langen Strecke zwischen Kairo und Alexandrien wurde vor etwa zwei Monaten die erste richtige Autostraße durch die Wüste eröffnet. Man war in Aegypten auf diesen Bau sehr stolz. Inzwischen sind jedoch die Erwartungen, die man an diesen neuen Verkehrsweg geknüpft hatte, nicht ganz in Erfüllung gegangen. Man hat sogar ziemlich schlechte Erfahrungen mit dieser Autostraße gemacht. Seit ihrem Bestehen sind über 40 schwere Verkehrsunfälle zu verzeichnen gewesen, was bei der kurzen Zeit als außerordentlich bezeichnet werden muß.

Die von der Regierung zu Rat gezogenen Ingenieure standen vor einem Rätsel. Sie prüften die Anlage von allen Seiten, konnten aber irgendwelche technischen Mängel nicht feststellen. Also mußte man die Ursache dieser zahlreichen Unfälle in anderer Richtung suchen. Schließlich kam man auf den Gedanken, die Benutzer der Straße nach ihren persönlichen Eindrücken und Erfahrungen zu befragen. Es ergab sich, daß in der Tat nicht technischen Mängeln die Schuld zuzuschieben war, sondern einfach der Tatsache, daß die Wüstenlandschaft mit ihrer ganzen traurigen Eintönigkeit auf die Menschen am Steuer derart ermüdend und lähmend wirkt, daß sie langsam, aber sicher die Herrschaft über ihren Wagen verlieren. „Erst ist es ein Gefühl, als drücke Einen ein unsichtbares Etwas auf den Sitz nieder," so schilderte ein Fa-



Der leistungsfähigste Personenzug der Reichsbahn

Der neue dreiteilige Wechselstrom-Triebwagen der Deutschen Reichsbahn-Gesellschaft, der demnächst auf der Strecke Breslau — Hirschberg in Betrieb genommen wird und eine Stundengeschwindigkeit von 120 km besitzt. Seine Inneneinrichtung reicht fast an die Ausstattung der bekannten Schnellschlafwagen heran.

Ein neuer „blendfreier" Zusatzscheinwerfer

Nachtfahrten auf verkehrsreichen Landstraßen sind bekanntlich alles andere als ein Vergnügen. Fortwährend muß man abblenden und dabei mit dem Tempo jedesmal stark heruntergehen, denn die Reichweite des Abblendlichts beträgt in nur 25 m. Die Folge ist eine Verringerung des Meisjedurchschnitts auf zwei Drittel oder noch weniger des Tagesschnitts.

Um so größeres Interesse verdient ein neuer „blendfreier" Zusatzscheinwerfer, der nach den Erfahrungen des Verfassers tatsächlich eine sehr wertvolle Hilfe für Nachtfahrten darstellt. Das Lichtbündel dieses Scheinwerfers wird durch einen eigenartigen konvexen Spiegel der-

(Photo: Woltereck)

art abgeplattet, daß seine Oberkante parallel mit der Straßendecke verläuft, und zwar in einer Höhe, die unterhalb der Augenhöhe entgegenkommender Fahrer liegt; es ist infolgedessen völlig blendfrei, obwohl seine Reichweite rund fünfmal so groß ist wie die des vorneren Abblendlichts, nämlich 120—180 Meter. Der Zusatzscheinwerfer, der als Lichtquelle eine 35 Watt Glühbirne enthält, wird in der Mitte zwischen den beiden Hauptscheinwerfern eingebaut und mit deren Abblendfaden parallel geschaltet.

Dank des hellen weitreichenden Lichtbündels hat man bei Begegnungen mit anderen Fahrzeugen niemals das fatale Gefühl des Blinddrauflosrasens, sondern vermag die Straße stets auf mindestens 100 m einwandfrei zu übersehen. Man kann deshalb in solchen Fällen ruhig mit vollem oder nur wenig vermindertem Tempo weiterfahren und praktisch genau den gleichen Durchschnitt herausholen wie bei Tage. Wer auf Geschwindigkeiten über 70 Kilometerstunden grundsätzlich verzichtet, wie das viele ältere Fahrer tun, kann das Hauptscheinwerfer-Fernlicht dauernd ausgeschaltet lassen und braucht sich dann um die ganze lästige Abblenderei überhaupt nicht mehr zu kümmern. Auch bei Nebel leistet der neue Zusatzscheinwerfer ausgezeichnete Dienste, da sein Licht wegen des Fehlens aller aufwärtsgerichteten Strahlen länger nicht in dem Maß in die Augen des Fahrers zurückreflektiert wird, wie das beim Einschalten der Hauptscheinwerfer der Fall zu sein pflegt.

Dr H. W.

brikant aus Kairo, der selbst einen schweren Unfall erlitten hat, seine Eindrücke, „dann fängt man an zu gähnen, wird müde, nickt ein, fährt aus dem Schlaf wieder auf, sinkt wieder zurück, bis man schließlich jeder Energie dar ist und den Dingen ihren Lauf läßt. Abgesehen von dem lähmenden Einfluß der Wüste und ihres Anblicks ist es natürlich auch die brütende Hitze, die die Sandmassen schmort und zum Flirren bringt, die dazu beiträgt, allmählich alle Kraft aus dem Körper herauszusaugen. Ist es dann so weit, dann kann man von Glück sagen, wenn man noch so viel Ueberlegung besitzt, um seinen Wagen rechtzeitig zum Stehen zu bringen."

Eine gewaltige Gefahr bilden auch die Sandstürme, weniger bei Tag als bei Nacht. Längs der Autostraße von Kairo nach Alexandrien sind zwar in regelmäßigen Abständen kleine Leuchttürme mit Scheinwerfern aufgestellt, wenn jedoch der Sturm über dieses Sandmeer dahinrast und die Sandmassen aufwirbelt, dann ist selbst von diesen starkergien Scheinwerfern nichts mehr zu sehen. Sie verschwinden hinter dichten Schleiern, denen gegenüber selbst dichte Nebelschleier noch ein Kinderspiel sein sollen. Trotzdem sind die Gefahren eines solchen Sandsturmes nach den Erfahrungen der Automobilisten wesentlich geringer einzuschätzen, einfach deshalb, weil der Wagen dann rechtzeitig von selbst stehen bleibt. Die Staub- und Sandleichen sehen sich sofort in allen Ritzen und Oeffnungen fest und bringen den Motor selbsttätig zum Anhalten.

Die Regierung in Kairo hat inzwischen einen Ausschuß von Sachverständigen eingesetzt, der die Frage prüfen soll, wie man wenigstens der Verkehrsgefahr, wie sie die Eintönigkeit des Wüstenbildes mit sich zu bringen scheint, steuern kann. Zur Beplanzung der Strecke sollen sich allerdings keine Möglichkeiten auf dem dürren Boden der Wüste bieten.

Welt der Frau

„Ich möchte NS-Schwester werden ..."

Im Wohnzimmer der NS.-Gemeindeschwestern-Station eines kleinen Landstädtchens sitzt ein junges Mädel. Offen sieht es die Schwester in ihrer braunen Tracht an und spricht von seinen Nöten. Es will von Hause fort, will nicht mehr umhersitzen und nur hier und da aushelfen. „Ich will ein nützliches Glied in der Volksgemeinschaft sein. Und Sie, Schwester Else, haben es uns gesagt, daß jeder verlachen muß, das Höchste zu leisten, und dazu muß er doch an den richtigen Platz gestellt werden. Geht das noch, oder bin ich schon zu alt?"

Die NS.-Gemeindeschwester sieht lächelnd in das frische, entschlossene Gesicht, sieht die starken Arme. Sie kennt das Mädel und weiß, es ist gewohnt handzuhaben. „Wie alt bist Du jetzt eigentlich, Irma?" fragt sie. „21." „Das ist ein gutes Alter zum Eintritt in den Beruf einer NS.-Schwester. Viele Schwestern sind Mitte zwanzig, einige jünger, manche älter, ich kenne eine, die zählt sogar schon fast 60 Jahre. Das Eintrittsalter soll nicht unter 19 und nicht über 35 sein. Zu Dir den Arbeitsdienst abgeleistet hast und auch hauswirtschaftliche Kenntnisse vorweisen kannst, wird Dir vielleicht die hauswirtschaftliche Vorbildungsschule erspart werden. Aber wie steht es denn mit Deiner Schulbildung?" „Ich bin nur in die Volksschule gegangen", meint das junge Mädchen verzagt, „muß das nicht genügen?" „Ach doch, es ist ganz gleich, welche Schulbildung ein Mädel besitzt, die Hauptsache ist, daß sie abgeschlossen ist. Auch die anderen Voraussetzungen treffen bei Dir ja zu, ich meine die politische Zuverlässigkeit, die Eignung für den Beruf und die arische Abstammung."

Irma hat noch Sorge um die Ausbildungskosten. Schwester Else kann ihr diesen Bau beruhigen: Im ersten Jahr sind es 25 RM monatlich, im zweiten steigen sie ganz fort. Für diese 25 RM hat die Schwester Verpflegung, Wohnung und Kleidung. In besonderen Fällen kann das Lehrgeld sogar ganz erlassen werden. Nach den zwei Jahren als Schwesternschülerin wird das Staatsexamen als Krankenpflegerin abgelegt. „Als zukünftige NS.-Schwester wirst Du neben den Kranken, die zu unserem Beruf nötig sind, mit den weltanschaulichen Fragen vertraut gemacht, so daß Du später ganz sicher in all diesen Dingen Bescheid in der Lage, die Frauen Deiner Gemeinde aufzuklären."

Schwester Else packte während des Gespräches Bücher und Verbandszeug, auch ein paar Instrumente ein, die sie zu ihren Hausbesuchen gebraucht. Sie muß heute wieder 10 bis 12 Verbände erneuern, eine Spritze geben und einen Säugling baden. Eine alte kranke Frau muß umgebettet und nach einem blinden Mann gesehen werden. Dann will sie auch noch ein paar Bäuerinnen besuchen, die sie bisher noch nicht kennt, deren Vertrauen sie aber gern gewinnen will. „Du mußt in dem Beruf einer NS.-Gemeindeschwester immer für die anderen Menschen da sein. Das macht dein Herz weder nicht arm, sondern reich, denn Du hast es ja so eng mit dem alter Dorfbevölkerung zu verknüpfen, daß Du alles mit ihren teilst, Freud und Leid, dunkle Stunden und Feiertage. Wir NS.-Schwestern sind nicht ausgeschlossen von Kino und Theater, von den sogenannten weltlichen Freuden, denn wir sollen ja auch froh sein mit unseren Volksgenossen."

„Wenn ich mich nun aber nicht für den Beruf einer Gemeindeschwester eigne, kann ich dann in einem Krankenhaus Dienst tun?" „Gewiß, auch das kannst Du. Du wirst überhaupt einige Zeit nach dem Examen Krankenhausdienst tun müssen, ehe Du zu einem Schnellkurs für Gemeindeschwestern zugelassen wirst. Für die zukünftigen Gemeindeschwestern gibt es in den Mutterhäusern in Dresden und Dortmund eine zusätzliche Ausbildung. Du kannst Dich aber auch als Hebammen- oder Säuglingsschwester ausbilden lassen, auch als Operations- oder Diätschwester. Es gibt da eine ganze Reihe von Möglichkeiten. Das Mutterhaus stellt Dich an den Platz, an dem Du am meisten leisten kannst. Es weist Dir die Dir gemäße Arbeit zu, geht aber auch auf Deine Wünsche ein. Es trägt für Dich die sozialen Lasten. Solltest Du nicht heiraten, so bekommst Du wenn Du einmal alt und arbeitsunfähig geworden bist, eine Rente oder Heimunterkunft."

„Am allerliebsten möchte ich ja doch Gemeindeschwester werden, denn ich denke es mir wunderschön, irgendwo auf dem Lande zu arbeiten, sich das Vertrauen der Frauen zu erringen, ihnen in ihren Nöten zu helfen und sie auf den Weg zur Volksgemeinschaft zu führen." Irma steht auf und reckt sich. „Gleich morgen melde ich mich", und mit festem Händedruck nimmt sie von der Schwester Abschied.

Erika Schulemann.

„Eine such ich mir aus!"

(Scherl Bilderdienst, K.)

Vorweihnachtliche Blumenpflege / Richtige Einteilung von Licht und Wasser Weihnachtskaktus und Adventsstern

Wenn wir Weihnachten blühende Pflanzen in unsern Blumenkippen und auf unsern Ständern haben wollen, müssen wir uns jetzt etwas Mühe um unsere Schützlinge geben. Am besten stehen sie an einem Fenster, das viel Sonne hat. Wir dürfen aber nicht vergessen, sie reichlich zu gießen, damit die Knospen sich richtig entwickeln können und nicht eine vorzeitig abfallen, wie es zu unserem Leidwesen so häufig bei den Azaleen geschieht. Azaleen sind überhaupt alle Blumen sollten immer ihren bestimmten Stand haben, so daß also nicht immer verschiedene Seiten der Sonne zugedreht werden; das können sie durchaus nicht vertragen. Wohl aber soll man sie von Zeit zu Zeit mit lauwarmem Wasser abbrausen und sie vor allem reichlich gießen. Man kann sie ruhig in eine tiefere Schale stellen, die man ständig mit Wasser füllt. Dann der Wasserbedarf einer Azalee, die zur Blüte kommen soll, ist sehr groß.

Bei Alpenveilchen sollen wir es uns zur Regel machen, die Pflanzen stets von unten zu begießen, aber nicht so viel, da die Alpenveilchen Gebirgspflanzen sind, die trockenen, kargen Boden brauchen.

Der schön rosa blühende Weihnachtskaktus, der viele Freunde gewonnen hat, kehrt jetzt auch wieder vor der Blüte. Man soll ihn in dieser Zeit etwas reichlicher begießen als gewöhnlich, aber doch nicht allzu sehr. Niemals soll man Wasser auf die Schale gießen. Vor allem muß diese Pflanze vor Zugluft geschützt werden. Sie braucht viel Licht und so viel Sonne wie nur irgend möglich. Dann und wann soll man sie mit lauwarmem Wasser besprühen. Nach der Blüte pflegt der Weihnachtskaktus sehr erschöpft und ausgesaugt zu sein. Man stellt ihn dann an einen kühlen, aber nicht kalten Platz und begießt ihn sehr wenig. Nach einiger Zeit wird er umgepflanzt, falls man den Eindruck hat, daß die Wurzeln den Topf anfüllen. Er bekommt dann einen etwas größeren Topf. Diese Umpflanzen muß in der Regel alle drei Jahre vorgenommen werden. Der Kaktus gedeiht am besten in Lauberde, die mit Sand und etwas Kalkgras gemischt wird. Im Sommer soll man den Kaktus an einen geschützten Platz ins Freie stellen. Man gräbt ihn womöglich in die Erde ein und legt unter den Topf ein paar kleine Steine, damit das Wasser nicht unter dem Topf stehen bleibt. Kann man ihn nicht ins Freie stellen, so soll man ihm einen schattigen Platz geben. Man muß ihn auf jeden Fall häufig mit Wasser bespritzen, auch im Herbst, wenn man ihn wieder ins Zimmer nimmt. In diesem Augenblick entfernt man alle schlecht entwickelten Schüsse und gießt den Kaktus zunächst wenig, so lange bis die Knospen anstehen. Dann braucht er natürlich wieder mehr Wasser.

Der Adventsstern mit der schönen roten „Blätterblume" soll ziemlich warm, aber auch hell stehen. Er braucht viel Wasser. Bisweilen gelingt es, ihn wieder zur Blüte zu bringen.

Wenn man Topfblumen irgendwelcher Art geschenkt bekommt, so soll man zu allererst die Paraffinmanschetten entfernen. Die Pflanzen erstiken in diesen Hüllen, und man kann sie nicht richtig begießen. Sehr nützlich ist es meist, die Töpfe in einem kühlen Raum für einige Zeit in eine Schüssel mit Wasser zu stellen, damit sie sich richtig voll Feuchtigkeit saugen.

Besonderes Glück hat man, wenn man zu Weihnachten schon seine Hyazinthen und anderen Blumenzwiebeln in Blüte hat. Das sieht wunderhübsch aus. Wenn jemand etwa nicht wissen sollte, was er einem anderen zu Weihnachten schenken kann, so ist eine Schale voll solcher selbstgetriebener Tulpen, Krokus oder Narzetten eine wunderhübsche Aufmerksamkeit. Das Geschenk bekommt etwas wirklich Persönliches dadurch, daß man es nicht fertig in einem Laden kauft, sondern daß man Zeit und Sorgfalt aufwendet, um einem andern eine Freude zu machen, und das ist ja der eigentliche Sinn eines Weihnachtsgeschenks.

F. W.

Weihnachtsbäckereien

Springerle. Zutaten: 4 Eier, ½ kg Staubzucker, 1 kl. Messerspitze Hirschhornsalz, ½ kg feines Mehl, 1 Eßlöffel voll Anis. — Ganze Eier und Zucker mit dem Schneebesen dickschaumig schlagen, dann das warmgestellte, gut ausgetrocknete, mit Hirschhornsalz vermischte und gesiebte Mehl löffelweise dazugeben. Teig auf dem Brett glattkneten, 1 Stunde ruhen lassen, auswellen, in mit Mehl bestreute Holzformen drücken, abklopfen, ausräbeln und über Nacht austrocknen lassen. Am anderen Tag den Boden vorsichtig mit Wasser bestreichen und die Springerle auf demselben, mit Anis bestreutes Blech legen. Backzeit 20 Minuten bei mäßiger Hitze. Die Springerle müssen oben weiß sein, der Boden dagegen goldgelb.

Haselnußmakronen. Zutaten: 4 Eiweiß, 300 g Staubzucker, 300 g Haselnüsse, 1 Vanillezucker. — Die Eiweiß werden zu steifem Schnee geschlagen, Zucker und Vanillezucker damit dickschaumig gerührt und die geriebenen Haselnüsse dazu gegeben. Man formt runde Makronen, setzt sie auf ein bestrichenes Blech, gibt in die Mitte eine Haselnuß und bäckt die Makronen bei mäßiger Hitze.

Nachener Printen. Zutaten: 250 g Honig, 200 g Zucker, 60 g Butter, 400 g Mehl, 1 Messerspitze Nelken, 5 g Kadamon, 8 g Pottasche, 40 g Zitronat. Honig, Zucker und Butter löst man bei mäßiger Hitze (auf der Seite des Herdes) auf und gibt die Masse in das mit Gewürzen vermengte Mehl, knetet den Teig gut durch und rollt ihn auf einem Brett aus. Dann werden Rechtecke geschnitten, die mit Hagelzucker bestreut abgebacken werden.

Sächsischer Stollen. Zutaten: 1 kg Mehl, ½ l Milch, 60 g Hefe, 200 g Butter, 200 g Zucker, 1—2 Eier, 150 g Sultaninen, 150 g Zitronat, 10 g Salz, Zitronenschale. — Aus Mehl, Milch, Hefe, Butter, Zucker und Eiern bereitet man einen Hefeteig, knetet ihn gut durch und arbeitet dann erst die anderen Zutaten darunter. Nach dem Gehen werden Stollen geformt, d. h. der Kuchen wird oval ausgerollt und dann die eine Hälfte über die andere geklappt, wobei die untere etwas vorsteht. Nach nochmaligem Gehen in heißem Ofen ein bis eineinviertel Stunde backen, dann mit flüssiger Butter bestreichen und mit Staubzucker bestreuen.

Hutzelbrot. Zutaten: 1½ kg Mehl, 30 g Hefe, ¾ kg Birnenschnitzel, ¾ kg Zwetschgen, 300 g Zucker, 250 g Nüsse oder Haselnüsse, 2 Teelöffel voll Anis, 1 Prise Nelken, ¼ l Kirschwasser, 1 Eßlöffel voll Salz, 1 Eßlöffel voll Anis-Schnitzbrühe. — Die Birnen und Zwetschgen werden über Nacht eingeweicht. Die Birnen werden mit dem Einweichwasser nicht zu weich gekocht, die Zwetschgen entsteint, die kochenden Birnen darauf geschüttet, das Ganze zugedeckt, kalt werden lassen. Das Obst in große Stücke schneiden, Nüsse in kleine Würfel. Am Abend zuvor macht man mit der aufgelösten Hefe in das erwärmte Mehl einen Vorteig, gibt, wenn dieser gegangen, alle Zutaten zu und mischt den Teig recht vorsichtig, bis er sich von der Schüssel löst, läßt ihn gehen, formt runde Laibchen, legt sie auf ein bestrichenes Blech und backt sie am anderen Tage in guter Hitze. Einige Minuten, bevor sie aus dem Ofen kommen, bestreicht man sie mit Schnitzbrühe. Um gut durchzubacken, muß das Hutzelbrot 8 Tage vorher gebacken werden. Es hält sich wie Stollen längere Zeit frisch.

(Aus dem Dezemberheft „Deutsche Hauswirtschaft.)

Kunterbunte Weihnachtstische

Glanzlos wäre das Leben, wenn nicht die Phantasie lustige Ranken noch um jedes Fest, um jedes Ereignis, um jede scheinbare Nichtigkeit ringelte. Ein Geburtstagstisch wäre nichts als eine Tischplatte mit praktischen Gegenständen, stände nicht darauf ein Naschkuchen, bepanzerzuckert, mit Kerzen besteckt, winpte nicht eine Rose im silbernen Kelch und zeigte nicht eine Fruchttorte die Inschrift: „Für dich!"

Ich lernte einmal einen Menschen kennen, der mir — gerade um die Weihnachtszeit — sagte: „Meine Frau und ich, wir schenken uns nichts. Ist ja doch alles nur ein Tausch!" Trostlose Auffassung, trostloseres Leben überhaupt unter solchem Stern. Und nie und nimmer werden diejenigen fröhliche Weihnachten feiern, die am letzten Tage noch durch die Geschäfte laufen und eilig das zusammensuchen, was so langer und liebevoller Vorbereitung bedarf. Das Geheimnis ist die kleine Zeit vor jedem Geschenk.

Auf der langen Liste der zu Beschenkenden steht jetzt schon manches Häkchen. Das heißt: Das Geschenk ist fertig, oder das Geschenk ist gekauft. Aber so anspruchslos und bescheiden, wie es ist, bedarf es noch einer kleinen Verbrämung. Ich habe doch da neulich reizende kleine Spanschächtelchen gesehen, federleicht, weihnachtlich bemalt, Da bettet man das kleine Angebinde hinein, schließt es behutsam, stellt es vorsichtig fort. Am 24. wird der große Tisch geräumt, ausgezogen, das Tafeltuch für 24 Personen aufgelegt und darüber die schonenden Papier-Weihnachtsläufer gelegt. Und nun geht's an den Aufbau!

Der Baumputz braucht einen ganzen Tag Ruhe. Bei aller Pietät für eine Tradition des Bäumchenputzens ist auch der Standpunkt zu verfechten: sich jedes Jahr etwas Neues für seinen Baum auszudenken. (In Berlin sahen wir zum Beispiel im vorigen Jahr auf der Weihnachtsausstellung am Kaiserdamm einen ganzen Saal verschieden geputzter Bäume, ausgeführt von Berliner Schulklassen). Der ganz bunte Baum, mit allen Engeln, Possumen, Nußknörcheen und Sternen aus unserer Weihnachtskiste, ist ganz herrlich. Aber haben wir denn schon einmal versucht, wie uns der schlichte Baum gefällt, den nur kleine rote Aepfel und versilberte Nüsse zieren, und Lichte aus honiggelbem Wachs? Haben wir schon einmal die Feierlichkeit einer hohen Silbertanne auf uns wirken lassen, von der nichts als silberne Fäden herabrieseln, und vereinzelt hie und da eine große Silberkugel? Aber auch in den lockeren Weihnachtsbaum sind wir allzu verliebt mit den vielen Kringeln und Figuren vom Zuckerbäcker oder aus der eigenen

Hübsche Schachteln — bemalt

(Foto Selle — Deike M.)

Das süße Paar!

Zuckerbäckereien gehören auf den Gabentisch

(Foto Jutta Selle — Deike M.)

Hausbäckerei. Jedes Jahr könnte unser Tannenbäumchen eine feierliche Ueberraschung werden, die sich am Heiligen Abend enthüllt.

Wir lassen und lassen uns nicht von den allzu Prosaischen unterkriegen! Kampf der Nüchternheit! Zu Weihnachten muß es knistern und rascheln. Wenn wir ins Weihnachtszimmer treten, muß uns der Atem vergehen von all dem Duft, den kunterbunten Tischen und den vielen, vielen Kerzen.

Haus, Hof und Garten

Der Anbau von Süßlupinen der S.E.G.

Die Lupine ist in ihren verschiedenen Arten schon immer eine Pflanze gewesen, die besonders in den Fruchtfolgen der leichten und mittleren Böden eine nicht unbedeutende Rolle gespielt hat. Besonders gern wurde sie wegen ihrer tiefgehenden Wurzeln und der Eigentümlichkeit, Stickstoff aus der Luft zu sammeln und dem Boden zu hinterlassen, als Gründüngungspflanze benutzt. Zu Futterzwecken wurde die Lupinen ungeeignet, da sowohl die grünen Stengel und Blätter als auch nach vollendeter Reife die Körner einen nicht nur unangenehm schmeckenden sondern für die Tiere sogar giftigen Stoff enthielten. Deutschem Züchterfleiß ist es nach jahrelangem Bemühen gelungen, den giftigen Bitterstoff aus der Lupine zu entfernen. So entstand die Süßlupine (Gesetzlich geschütztes Warenzeichen). Sie unterscheidet sich von ihrer Schwester, der bitteren Lupine, nur dadurch, daß sie bitterstofffrei ist. Alle anderen Eigenschaften haben beide gemeinsam.

Bekanntlich unterscheiden wir zwei Arten der Lupine: 1. die gelbe Lupine und 2. die blaue oder schmalblätterige Lupine. Zuerst war es gelungen, die gelbe Lupine bitterstofffrei zu züchten. Heute haben wir von beiden Arten bitterstofffreie Saatgut im Handel, das zunächst natürlich im Preise noch höher steht als das Saatgut der bitteren Lupine. Die Preise sind aber schon von Jahr zu Jahr niedriger geworden, so daß es heute jedem möglich ist, bitterstofffreie Lupinen zu kaufen.

Die Süßlupine ermöglicht einer großen Zahl von Betrieben, die leichten oder mittleren Böden aufweisen und nur wenig oder schlechte Wiesen haben, eine wesentlich bessere Fütterung ihres Viehbestandes. Denn die Lupine wächst auf Boden, wo andere Futterpflanzen (Klee oder Luzerne) versagen. Sie gedeiht am besten dort, wo noch sichere Haferernten erzielt werden. Damit soll gesagt sein, daß sie nicht auf zu trockene Böden gebracht werden darf. Allerdings ist besonders die gelbe Lupine genügsam und anspruchslos gegen Dürre. Wenn wir jedoch die Süßlupine als Futterpflanze verwenden wollen, müssen wir verlangen, daß ihr Anbau mit einiger Sicherheit gelingt. Nichts ist für einen Betrieb gefährlicher, als wenn er unsichere Futterernten hat. Damit steht und fällt oft der ganze Betrieb. Es muß daher alles getan werden, um die Sicherheit der Lupinenernte zu gewährleisten. Dazu gehört, daß man die Lupinen auf nicht zu leichte Böden stellt. Hierin liegt ein gewisser Unterschied des Anbaues der Süßlupine von dem der bitteren Lupine, die viel eher auf ganz leichte Böden gestellt werden kann, da ein Auskalk bei ihr eher zu tragen ist, besonders weil sich die Folgen nicht so stark auf andere Betriebszweige auswirken können.

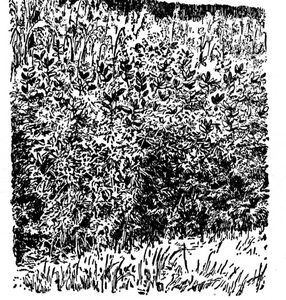
Ganz ähnlich verhält es sich mit den weiteren Ansprüchen der Süßlupine an die Bodenbearbeitung, die Düngung, die Pflege und nicht zuletzt auch an die Ernte. Während wir bei der bitteren Lupine eine Pflanze andauten, die nur wenig Arbeit brauchte und verlangte, müssen wir die Süßlupine bei allen unseren Maßnahmen wesentlich sorgfältiger behandeln. Nur so werden wir an ihrem Anbau Freude und Erfolg haben.

Die Bestellung der Süßlupine erfolgt am besten im Anschluß an die Sommergetreidebestellung. Die Lupinen sind — besonders die gelbe — etwas frostempfindlich. Bei der Düngung müssen wir besonderen Wert auf die Kalidüngung legen. 2 Doppelzentner 40prozentiges Kali je Hektar sind empfehlenswert. Stickstoff braucht man den Lupinen bekanntlich nicht zu geben, da sie zu den sogenannten Schmetterlingsblütlern gehören, die mit Hilfe von Kleinlebewesen im Boden die Fähigkeit haben, den Stickstoff der Luft zu verwerben. Nur für die Anfangsentwicklung ist manchmal schlechter Vorwuchs eine Gabe von 40 kg Kalksalpeter je Hektar angebracht. Außerdem muß eine ausreichende Düngung mit Phosphorsäure gegeben werden, die am besten in Form von Thomasmehl in einer Höhe von etwa 2 dz je Hektar verabreicht wird.

Die Saat muß etwa 3 bis 4 cm in den Boden kommen, um eine sichere Keimung zu gewährleisten. Die Süßlupine sollte auf jeden Fall gedrillt werden, damit die Unkrautbekämpfung gut durchgeführt werden kann. Die Lupine hat nämlich eine langsame Jugendentwicklung. Es besteht daher die Gefahr, daß sie von Unkraut leicht überwuchert wird. Durch rechtzeitiges Abschleppen vor der Saat ist deshalb dafür zu sorgen, daß möglichst viel Unkraut vorder auflauft, das mit den Bestellungsgeräten vernichtet wird. In den meisten Fällen wird es aber doch notwendig sein, nach dem Aufgehen eine gründliche Unkrautbekämpfung vorzunehmen. Da das Saatgut verhältnismäßig noch ziemlich teuer ist, man also unbedingt Wert darauf legen muß, daß jede Pflanze erhalten bleibt kann zu der billigen Bekämpfung des Unkrautes mit Hilfe der Egge nicht geraten werden. Es muß also gehackt werden. Das bedeutet für viele Betriebe sicher eine Mehrbelastung, die aber durch die bedeutend wertvollere und höhere Ernte wettgemacht wird.

Eine besondere Aufmerksamkeit erfordert außerdem die Ernte der Süßlupine. Bei der Ernte haben die Lupinen den Nachteil, daß sie während der Reife sehr leicht aufspringen und dabei die Körner aus den Hülsen herausschleudern. Dadurch können bei der Ernte bedeutende Verluste entstehen. Um diesen Verlusten vorzubeugen, empfiehlt es sich, mit dem Schnitt nicht bis zum Trockenwerden der Hülsen zu warten, sondern bereits zu beginnen, wenn die untersten Körner in den Hülsen anfangen sich zu verfärben. Außerdem wird empfohlen, etwa 10 kg je Hektar Hafer oder Sommerroggen mit den Lupinen auszusäen, da dann in den Garben die herausfallenden Körner leichter aufgefangen werden. Zur Ernte kann man jede Maschine benutzen, auch den Binder. Beim Einfahren muß darauf geachtet werden, daß die Leiterwagen gut mit Planen ausgelegt sind. Außerdem ist es erforderlich, daß jede Hocke bevor sie auf den Wagen geladen wird, auf eine Plane gestoßen wird, ähnlich wie dieg bei der Samenrübenernte gehandhabt wird.

Soweit die Körner nicht zur Saatgutzüchtung im nächsten Jahre verwendet werden können sie mit Vorteil an alle Tierarten als eiweißreiches Kraftfutter — am besten in geschrotenem Zustande — verfüttert werden. Außerdem liefert die Süßlupine im grünen Zustande ein ausgezeichnetes Futter für Milchkühe und gyanet sich auch gut für die Herstellung von Sauerfutter. Damit ist die Süßlupine eine unserer wertvollsten Futterpflanzen auf allen leichteren Böden.



Links oben:
Blüte und Blätter der gelben Süßlupine

Rechts:
Gut entwickelte gelbe Süßlupine

Die Süßlupinen wurden mit 10 kg je ha Hafer ausgesät, um bei der Ernte die herausfallenden Süßlupinenkörnern in den Garben leichter aufzufangen und so Körnerverluste vorzubeugen

Links:
Körner der gelben Süßlupine

Zeichnung (3): Zambony M

Praktischer Ratgeber

Der Geflügelhof im Dezember

Im Dezember gilt es, die Hühner mit allen Mitteln am Legen zu halten, denn nun ist die Eierknappheit am größten. Allerdings ist nur dann mit einem entsprechenden Eieranfall zu rechnen, wenn etwa die Hälfte des Bestandes aus Junghennen besteht, wenn diese rechtzeitig eingeübt sind, gut gefüttert und gepflegt werden und der Stall den neuzeitlichen Anforderungen entspricht. Unterstützend wirkt die Stallbeleuchtung, im Dezember von etwa 6 Uhr früh ab, die jedoch regelmäßig und mit großer Pünktlichkeit ausgeführt werden muß, da sonst mehr Schaden als Nutzen entsteht. Auch die Jungentenen sollen nun eine eifrige Legetätigkeit entfalten, bei der sie durch gleichmäßige Haltung und Fütterung den ganzen Winter über gehalten werden können. Das Futter — etwa 70—80 g Hühnermischfutter und 150 bis 250 g gekochte Kartoffeln — braucht bei Enten, die tagsüber aufs Wasser gehen, nur nachts zur Verfügung stehen. — Die Weihnachtsgänse erhalten von Anfang Dezember an nur Körner. Bevorzugt wird Hafer, der ein ausgelprochen feines Fleisch erzeugt. Eine andere Maßmethode ist die, die zur Mormast gegebenen Runkelrüben später bis auf einen kleinen Teil durch steigende Gaben von Getreideschroten zu ersetzen. Die in manchen Gegenden übliche Stopfmast ist durch Tierschutzgesetz verboten. Daß zu der guten Mast beim Verkauf auch ein sauberes Herrichten gehört, versteht sich von selbst. — Die Zuchtgänse dürfen frühestens Anfang Dezember zum Leihmast gesetzt werden, damit sie rechtzeitig mit der Eindslage beginnen und zwei Bruten durchführen können. Sie erhalten den Dezember über noch in der Hauptsache Runkelrüben, ab Januar aber größere Getreidegaben. — Wo der Hühnerstall noch die altbergebrachte Einrichtung aufweist oder gar an der Decke des Großviehstalles hängt, da sollte die Bäuerin während der Wintermonate darauf drängen, daß ihr ein anderer Raum eingerichtet wird. Mit etwas Geschicklichkeit und handwerklichem Können läßt sich der größte Teil der Arbeiten von den Männern selbst ausführen.

Dr. A. Brauer.

Auch während des Winters kann man Pflanzen im Blumenfenster haben. Nun ist es dem Blumenliebhaber möglich, seine Pflanzen auch während des strengsten Winters im Blumenfenster zu belassen, denn es gibt jetzt auch elektrische Heizkörper und Temperaturregler für Blumenfenster, die überall angebracht werden können. Die Abbildung zeigt die Ausführung. Nach der Größe der Fenster richtet sich auch die Größe der erforderlichen Heizröhren. Es werden etwa je Quadratmeter Fensterfläche 100 bis 150 Watt benötigt. Die Temperatur des Zimmers muß dazu auch etwa 15 Grad Celsius betragen, und diese Temperatur wird dann auch im Blumenfenster gehalten. Der Temperaturregler ist nicht unbedingt im Blumenfenster notwendig, aber er erleichtert wesentlich das Beheizen des Fensters, denn er schaltet aus oder ein, wenn die gewünschte Temperatur erreicht oder abgesunken ist.

Werkzeichnung M

Elektrisch beheiztes Blumenfenster
1 Heizkörper, 2 Temperaturregler, 3 Zuleitung, 4 Stecker, 5 Steckdose, 6 Holzband

Sch.

Die Ernährung der Rheumaleidenden

Ohne Zweifel ist Rheuma eine Stoffwechselkrankheit; es ist also ganz selbstverständlich, daß man durch geeignete Ernährung dagegen ankämpfen kann. Vor allem muß man die schwerverdaulichen Speisen aus seinem Speisezettel streichen. Im übrigen soll man wenig Zucker und wenig stärkehaltige Speisen zu sich nehmen, also die Kohlehydrate möglichst einschränken. Auf Süßigkeiten sollte man am besten ganz verzichten. Rotes Fleisch, also Rindfleisch, soll man möglichst selten essen. Andererseits sollen Rheumaleidende möglichst viel frisches Obst und Gemüse, vor allem Salate zu sich nehmen, auch Butter, Eier und Käse sind gesund. Auch sollen sie möglichst viel Flüssigkeiten trinken, nämlich Wasser oder irgendwelche Limonaden. Vor allem ein Glas Wasser auf nüchternen Magen pfleat sehr erspriesslich zu sein.

Sparsame Hausfrau muß alles verwerten!

Mit reichlichem Wirtschaftsgeld einen guten Haushalt zu führen, ist keine große Kunst. Das Verdienst der Hausfrau beginnt erst da, wo es ihr gelingt, auch mit bescheidenen Mitteln auszukommen. Wesentlich dafür ist, daß man in der Wirtschaft nichts umkommen läßt, also auch die kleinsten Reste verwendet. Wird zum Beispiel Schinken aufgetragen, so soll sie die Haut des Schinkens vorher abschneiden und in ein Gemüsegericht tun. Wenn das nächste Mal Gemüse gekocht wird, tut sie die Schinkenabfälle hinein und verbessert dadurch den Geschmack. Natürlich müssen diese Stückchen herausgenommen werden, ehe die Gerichte auf den Tisch kommen.

Kuchen und Brot aufzubewahren

Brot und Kuchen, die weich bleiben sollen, werden in einen Kasten gelegt, in den man einen halben frischen Apfel getan hat. Sobald der Apfel schlecht wird, muß man ihn erneuern. Hartes Gebäck muß in gut schließender Blechdose möglichst an warmem Ort aufbewahrt werden; es hält sich dann wochen-, ja monatelang.

Wie Rosinen und Sultaninen behandelt werden müssen

Wenn man Rosinen oder Sultaninen in einen Küchensieb gibt, soll man sie zunächst gründlich in warmem Wasser waschen. Dann tut man sie auf ein Sieb und läßt sie eine Zeitlang über einem Topf mit kochendem Wasser mit Wasserdampf durchziehen. Hierauf schüttet man sie in ein Tuch und läßt sie an einem warmen Orte trocknen, um sie alsdann in den Teig zu mischen. Bei der Verwendung von geriebener Kokosnuß soll man daran denken, daß diese viel besser und kräftiger schmeckt, wenn sie angefeuchtet wird. Man schüttet sie deshalb ebenfalls in ein Haarsieb und setzt sie eine Weile dem Wasserdampf aus, bis sie feucht geworden ist.

Wie man die Ofenhitze feststellen kann

Beim Kochen und Braten kommt es sehr darauf an, daß der Backofen die richtige Wärme hat. Man kann die Hitze leicht prüfen, wenn man auf ein Blatt weißes Papier ein klein wenig Mehl streut und dieses in den Ofen legt. Wenn das Mehl in wenigen als einer Minute gebräunt ist, ist die Hitze viel zu stark. Richtig ist die Wärme, wenn das Mehl im Laufe von drei Minuten braun wird.

Wissen Sie das?

So gut die Aecker bearbeitet werden, so sehr überläßt man vielfach noch die Wiesen sich selbst, so daß hier keine Ertragssteigerung zu verzeichnen ist. Wie wichtig hier die Aufklärung ist, geht daraus hervor, daß durch sachgemäße Düngung, Pflege, richtige Schnittzeit usw. der Ertrag von 43 dz auf 48 dz je Hektar gesteigert und damit etwa 2,5 Millionen Tonnen Heu mit einem Gehalt an verdaulichem Eiweiß von rund 100 000 Tonnen mehr von der gleichen Fläche gewonnen werden können, was für unsere Futterwirtschaft sehr wesentlich wäre.

★

Die Steigerung der Eierproduktion des Geflügels durch künstliche Beleuchtung ist in Europa schon seit mehr als einem Jahrhundert bekannt.

★

Die Fettbildung bei Jung- und Mastgeflügel wird am meisten gefördert durch Mais, dann folgen Weizen, Hafer und Gerste. Lk.

Der Kinderpfennig

Winterhilfe! Winterhilfe!

Der Rundfunk ruft es täglich in die weite Welt hinaus. Von den Litfaßsäulen mahnen eindrucksvolle Plakate. Industrien greifen es auf und fertigen kleine, köstliche Dinge. Sammelbüchsen klappern laut und fröhlich. Und alle rechten Menschen fühlen eine heilige Verpflichtung zum Helfen.

Oh, er kann grausam sein, der Winter! Schauer von Regen und Schnee fegt der Sturm über die Straßen; wütend fällt er den Armen an, der keinen warmen Mantel hat. Und daheim vielleicht kein geheiztes Zimmer, keine vollwertige Mahlzeit, um sich von innen zu erwärmen. Hunger tut weh, und Kälte auch; beide zusammen machen verbittert, feindlich und einsam.

Dazu darf es nicht kommen, daß einer denkt: Ich stehe mutterseelenallein. „Mutterseelenallein" — ein Wort, das nur die deutsche Sprache kennt; — trostloses Verlassensein. Keine Mutter kann es hören, ohne daß ihr Tränen in die Augen steigen und der Wunsch zum Helfen ganz von selbst in ihrem Herzen wächst.

Deshalb ist Winterhilfe Frauensache! Mütterliche! Helfen und persönliches Opfern gehört zum Wesen der deutschen christlichen Frau. Ihr Anteil an der Winterhilfe geht weit über den Augenblick hinaus. Die Minder mit teilnehmen lassen an der Gegenwartsnot, sie erziehen zu Nächstenliebe und Opferfreudigkeit, das ist noch größerer Wert, der die Zeit überdauert und die Zeit prägt. — —

Unsere Kinder sitzen so selbstverständlich um den von sorgender Mutterhand gedeckten Tisch im warmen Zimmer. Das Wort „Winterhilfe" ist ihnen wohl geläufig, aber sie betrachten es doch als eine Angelegenheit der Erwachsenen. Soll man ihnen die Unbekümmertheit und Sorglosigkeit so früh schon zerstören? Es ist kein „Zerstören", wenn die Mutter ihnen das Verständnis aufschließt für das Land der Gemeinschaft, in dem jeder „Hüter" seines Bruders ist.

Minder wollen sehen, deshalb fängt man ein bekes mit greifbaren Dingen an, um ihnen eine „Idee" nahezubringen. Die Abende sind lang, und ein Bastelstündchen ist allen lieb. Mutter nimmt ein würfelförmiges, hartes Pappschächtelchen, schneidet den Rand des Deckels ab. Nun ist die Wohnstube schon mit Spannung geladen! „Mutter, was wird das?" Aber Mutter verrät noch nichts. Sie zieht dicke Bleistiftstriche auf gelbes Papier. Schneide das Papier ganz genau nach den Strichen" sagt sie zu Hans; und Gisela darf den Würfel sauber mit dem feinen Glanzpapier bekleben. Werner und Eva schneiden inzwischen Punkte aus schwarzem Glanzpapier; die werden auf den gelben Grund gesetzt. Lustig sieht der Würfel nun aus. „Wird's ein Wurfstein? Kleben wir noch mehr?"

„Wir wollen ihn trocknen lassen, dann soll's euch" verträstet die Mutter.

„Erzählt inzwischen was", seufzt Evchen. „Dann geht's leichter". Mutter läßt sich nicht lange bitten. Von St. Martinus erzählt sie, dem heiligen, tapferen Soldaten, der auf seinem Pferd einmal durch die kalte Nacht ritt. Ein Bettler hielt ihn an und bat um eine Gabe. Er hatte nichts zum Verschenken als seinen warmen Mantel. Den zerteilte er mit dem Schwert und gab dem Bettler die Hälfte, damit er nicht zu frieren brauchte. Fröhlich ritt er weiter. In der Nacht, als Martinus schlief, erschien ihm der Bettler in strahlender Schönheit und dankte ihm für sein Erbarmen. Der Bettler war der liebe Gott selbst gewesen! Da freute sich Martinus von Herzen und nahm sich vor in seinem ganzen Leben immer den Armen zu helfen. Er ist ein großer Heiliger geworden . . .

Das gefällt den Kindern. „Ich hätte es auch so gemacht!" sagt Hans.

Mutter nimmt das kleine scharfe Küchenmesser und schneidet einen breiten Riß in die Oberseite des Würfelkästchens.

„Eine Sparbüchse!" erraten sofort die Kinder. „Ja, und sie gehört Euch!" sagt die Mutter; „sie heißt „Kinderpfennig". Ihr sollt tüchtig hineinsparen für arme Kinder, damit sie nicht hungern und frieren müssen."

Da ist der Eifer groß, und schon am ersten Abend klingeln lustig die Pfennige in dem gelben Kästchen . . .

Nun haben die Kinder ihre Winterhilfe! Ueber den „Kinderpfennig", um den der Wetteifer des Verzichtens und Sparens entbrannt, der mit Jubel gefeiert und dessen runde Endsumme mit frohem Staunen betrachtet und glücklich der Sammelstelle überbracht wird, acht der Mag zu tieferem Verstehen. Die Zeit, in der man Kinder ängstlich hütete, Not zu erkennen und Pflichten zu spüren, ist vorbei. Kindliche Fröhlichkeit braucht darum nicht zu verkümmern. Freude am Helfen ist ein so köstlich Ding, daß man Kinder nicht darum betrügen soll. Um so besser, wenn sie durch tapferen Einsatz gewonnen wird, durch freiwilliges, frohes Verzichten auf Erlaubtes, um dadurch anderen zu dienen. Das ist kindliches Heldentum, wofür die Kinder schon aus der christlichen Erziehung heraus empfänglich sind.

Dabei braucht die Winterhilfe der Kinder noch nicht einmal im Materiellen kleben zu bleiben; die Größeren verstehen schon sehr gut, was die Bereitschaft zum Helfen bedeutet. Alten, schwachen, kranken Menschen die zugeteilten Kartoffeln oder Kohlen von der Verteilungsstelle in die Wohnung befördern — das übernehmen unsere Jungens mit Begeisterung, wenn sie nur angeregt und wachgehalten werden dafür. Für die Mädels findet sich fast noch mehr Gelegenheit zur Hilfeleistung, — wir Mütter müssen sie nur aufspüren helfen und das Verantwortungsgefühl in Jungmädchen hegen. Die junge Generation soll — ritterlich und mütterlich — hineinreifen in Aufgaben der Zeit, die zugleich Aufgaben für die Ewigkeit bedeuten.

Gert. Voigt.

Die besten Eintopfgerichte der Welt

Aus der Zeitschrift des Deutschen Frauenwerks „Deutsche Hauswirtschaft" entnehmen wir die folgenden Rezepte, die auf dem internationalen Wettbewerb der Küche auf der Ausstellung „Küche der Welt" in Berlin vorgeführt und preisgekrönt wurden:

Eintopfgerichte mit Fleisch:

1. Preis — Sachsen-Thüringen

Hammel-Eintopf: 375 Gramm von Knochen befreites Hammelfleisch wird in Salzwasser weich gekocht, in dieser Brühe kocht man das gewaschenen und geputzten Wirsing weich. Kurz vor dem Fertigwerden setzt man die Würfelkartoffeln zu und schmeckt mit Muskatnuß, Pfeffer und Salz ab.

2. Preis — Schweiz-Italien

Zürcher Topf: Würfel vom Schweinefleisch aus Hals oder Keule geschnitten, in einem Ragout fertigbereitet unter Beigabe von Karotten, in grobe Streifen geschnittenem Wirsing, Zwiebeln und Knoblauch. Etwa 20 Minuten vor Schluß der Kochzeit grobe Würfel von Kartoffeln zugeben und fertig kochen.

Anerkennung — Hamburg-Holstein

Grünkohlsuppe mit Lungenwurst: Grünkohl wird mit Wurst zusammengekocht. Zwiebeln und Gewürz hinzugefügt. Hafergrütze und rohe Kartoffelscheiben gibt man zu und kocht alles zusammen gar.

Eintopfgerichte mit Fisch:

1. Preis — Rheinland-Westfalen

Rotbarschschnitten auf Hausfrauenart: In einem flachen Topf läßt man die feingeschnittenen Zwiebeln mit etwas Fett dünsten, fügt die in Scheiben geschnittenen frischen Champignons bei und läßt sie, nachdem man etwas Zitronensaft und Weißwein zugegeben hat, zugedeckt dämpfen. Nach ungefähr 5 Minuten den in Stücke geschnittenen Fisch dazu legen und wieder dämpfen, bis der Fisch gar ist, den Saft bindet man mit etwas Mehlbutter. Die Kartoffeln können, nachdem diese in kleine Würfel geschnitten sind, gleich mit den Pilzen beigegeben werden.

2. Preis — Frankreich

Bouillabaisse: Das Gebleichte von Porree in Oel dünsten, ohne daß er die Farbe verliert, eine sehr fein gerkleinerte Tomate, Knoblauch und Safran dazugeben und mit herbem Weißwein und guter Fleischbrühe auffüllen. Die Fleischstücke in einen Topf legen, Salz und Pfeffer dazugeben und mit der vorher bereiteten Brühe übergießen und auf lebhaftem Feuer kochen. Kleingehackte Petersilie aufgeben, abschmecken und mit gerösteten Brotschnitten, die man nach Belieben mit Knoblauch anreiben kann, auftragen.

Anerkennung — Oesterreich

Salzkammergutkopf: In heißem Fett feingehackte Zwiebeln goldgelb anrösten, Mehl dazu geben und mit Wasser und Rahm aufgießen und sehr gut aufkochen lassen. Indessen wird der Räucherfisch in größere Würfel geschnitten und mit den in gleich große Würfel geschnittenen Kartoffeln in die Eremetunke gegeben, gewürzt mit Salz, Pfeffer und etwas Zitronensaft und gargekocht.

Eintopfgerichte vegetarisch:

1. Preis — Ungarn

Kohlkrautkopf auf Margaretenart: Die Kohlköpfe werden auseinandergeteilt und abgebrüht. Die Hälfte von Suppengrün und Zwiebeln schneidet man in Würfel und röstet sie in Fett. Nehmen sie Farbe an, rührt man Wasser und mit Eiern vermengten Grieß hinzu und läßt garkochen. Die Kohlblätter werden ausgebreitet und in vier Kreisformen gut je ein Viertelteil des Preises in Knödelform belegt. Die Kugeln werden mit den Blättern umhüllt und mit einem Faden zusammengebunden. Inzwischen schneidet man den Rest des Grünzeuges und der Zwiebeln in Scheiben und bräunt damit den Boden des mit Butter ausgeschmierten Topfes, setzt die Kohlkugeln darauf, gibt etwas Wasser hinzu und schmort fertig.

2. Preis — Bayern

Gemüsetopf mit Semmelknödeln: Gelbe Rüben, Sellerie, weiße Bohnen (tags zuvor eingeweicht), grobgeschnittenen Wirsingkohl, Kartoffeln in Würfel geschnitten. Reichlich Zwiebel angedämpft in Schweinefett, das frischgewaschene, nicht abgetropfte Gemüse dazu tun, in dem sich bildenden eigenen Saft halb gar werden lassen. Kartoffeln hinzu, Gewürz, Majoran, Salz, Pfeffer und gerkleinen Pfeffer oder Pfefferschoten, edelsüß), Wasser auffüllen (für 4 Personen etwa 1½ Liter), beim Aufkochen 2 Semmelknödel als Einlage hinzu, gar werden lassen.

Der schön gedeckte Fest-Tisch (Atlantik, K.)

Neue Bücher

Agnes Miegel schenkt den deutschen Frauen und Mädchen ein neues Gedicht „Deutsche Volksweihnacht", das sie für das soeben erschienene Weihnachtsheft der Zeitschrift „Frauenkultur im Deutschen Frauenwerk" (Verlag Otto Beyer, Leipzig), geschrieben hat. Alle Menschen rührt die nahe Weihnachtszeit an mit dem „Ruf aus der Stille" zu dem uns Jinna Kramhals-Russell in feinsinniger Betrachtung hinführt. — Wie nahe wir uns unseren auslanddeutschen Schwestern gerade in dieser Zeit verbunden fühlen, schildert ein lebendiger Bericht aus der Auslandsarbeit der NS.-Frauenschaft. Die anderen Beiträge: „Mütter spielen mit Kindern" von Dr. Erika Hoffmann und „Sprachgeschenke der Frau" von Professor Dr. Ewald Geißler sind auch für sie geschrieben. Dieses weihnachtliche Heft ist eine schöne Gabe für alle deutschen Frauen. (Preis 50 Pfennig.)

Ein schönes Weihnachts-Heft hat die „Dame", die bekannte Zeitschrift für Mode und die schönen Dinge des Lebens, soeben herausgebracht. Es ist ein Heft in doppelter Stärke, mit besonders vielen bunten Seiten, mit wundervollen Fotos, Zeichnungen und Reproduktionen berühmter Kunstwerke. Aufsätzen und Erzählungen bekannter Schriftsteller wie Friedrich Bischoff, Ernst Krenker und Colin Roß. Außerdem beginnt ein neuer Roman „Stimme aus der Tiefe" von Walther von Hollander.

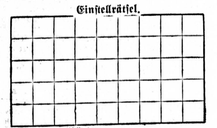
Die kleine Puppenmama kann nichts mehr erfreuen, als Kleidchen für ihr Puppenkind und alles was dazu gehört, zu erfinden. Alle diese schönen und erwünschten Sachen enthält das soeben erscheinende Bobachs Puppenheft mit seinem großen Schnittmusterbogen. Sämtlicher im Heft dargestellten Modellchen. Aus Musterstoff, Satin, Samt und gerschenen Pfeifer oder Wiesenpapierka. edelsüß), Wasser auffüllen (für 4 Personen etwa 1½ Liter), beim Aufkochen 2 Semmelknödel als Einlage hinzu, gar werden lassen.

Schachaufgabe

Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge matt.

Kontrollstellung (13 Fig.): Weiß (9): Kä6; Dd1; Sf3, 6; Le1: Ld5; Bb5, b6, f5. Schwarz (4): Ke3: Df4: Bg5, h3.

Einstellrätsel.



Die neun Wörter
Chile — Heinz — Lenau — Solon — Spiel — Stuhl — Taube — Werra — Wichs
sollen in die vorstehende Figur so eingestellt werden, daß die Buchstaben 1 der ersten Reihe, 2 der zweiten Reihe, bis 5 der fünften Reihe und dann wieder zurück nach oben eine besonders freudige Zeit im Jahre ergeben.

Silbenrätsel.

ag — an — ar — dam — dar — de — e — e — e — fi — gis — ho — ha — birsch — i — i — ib — ka — la — land — li — mus — na — na — naph — nau — nes — ni — que — qui — ras — re — reth — saf — see — sen — spla — tha — tu — vers — za.

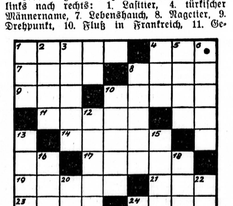
Aus vorstehenden 41 Silben sind 16 Wörter zu bilden, die folgende Bedeutung haben:

1. Ort in der Schweiz
2. schriftliche Zusicherung
3. dänische Insel
4. römisches Unterkleid
5. Lederart
6. nordischer Dichter
7. Humanist
8. weidmännisches Signal
9. Stadt in Chile
10. biblische Stadt
11. Edelwild
12. freier Platz
13. Stadt in Oldenburg
14. Erdölart
15. Stadt in Hessen
16. weibl. Personenname

Sind die Wörter richtig gebildet, ergeben die Anfangs- und Endbuchstaben, beidemal von oben nach unter gelesen, ein Sprichwort.

Kreuzworträtsel.

Bedeutung der einzelnen Wörter: a) Von links nach rechts: 1. Lastier, 4. türkischer Männername, 7. Lebenshauch, 8. Nagetier, 9. Drehpunkt, 10. Fluß in Frankreich, 11. Gesichtsausdruck, 14. Vorhang, 17. Mädchenname, 19 ungezogenes Kind, 21 Maßeinheit, 23. Opernlied, 24. Mädchenname, 25. Bodensenke, 26 lagenhaltiger König. — b) **Von oben nach unten:** 1. Vorgebirge, 2. kleines Teilchen, 3. Zuckerart, 4. Verwesendes, 5. Monatgöttin, 6. Nebenfluß der Rhone, 8. Pflanze, 10. Spannungsträger, 12. Stockwerk, 13. Edelsteingewicht, 15. Notlage, 16. Verpackungsgewicht, 18. Mädchenname, 20. Strom in Afrika, 22. Beleuchtungsmittel.



Das richtige Wechselgeld.

In einem Gasthause hat der Kellner dauernd Schwierigkeiten mit einem Gast, der ungebeten darüber ist, daß ihm der Kellner nie richtig herausgeben kann, weil er nicht genügend Kleingeld hat. Der Gast verspricht dem Kellner ein Extratrinkgeld, wenn er ihm am nächsten Tage für zehn Mark Kleingeld vorweist, mit dem es möglich ist, jede Summe innerhalb dieser Höhe herauszugeben, und zwar sollen es nur elf Münzen sein, die der Kellner haben darf. Wie muß er das anfangen?

Auflösungen aus voriger Nummer.

Schachaufgabe: 1. Sb5—b4, Ke5×b5 oder —f4; 2. Sb4—c6 oder —f3 matt. — a. 1. . . ., Sb4 oder Sd3 zieht; 2. Sd1—c6 oder f3 matt.

Worträtsel: Rechtmäßig — recht mäßig.

Scharade: Bruchstück.

Silbenrätsel: 1. Adresse, 2. Dürer, 3. Alarich, 4. Adler, 5. Hering, 6. Knochen, 7. Jdaho, 8. Meitau, 9. Skiba, 10. Martitt, 11. Kurier, 12. Tiber, 13. Thaddäus, 14. Marine, 15. Grande, 16. Kragen, 17. Andersen. — Duldendes Ausharren erreicht alle Dinge.

Kreuzworträtsel: Die Wörter bedeuten: Von links nach rechts: 1. Kontore, 6. Tau, 7. Ebbe, 9 Go, 10 Ehe. 11 Amor, 13. Heft. 15. Rahe, 18. Rebe, 20 Gau. 21 Lage, 22 St, 23. Dresden. — Von oben nach unten: 2. Atom, 3 Tier, 4. Tief, 5 Neuner, 8 Eis, 9. Garnele, 12. Ord, 14. Ehe, 16. Ala, 17. Eger, 18. Nuß, 19. Brie.

Scherzfragen: 1. Mit Sommersprossen. 2. Ein Orientale, denn er sehr sich ohne Stuhl.

Bilderrätsel:
Froher Mut ist allzeit gut.

Zeichnung: Zambony M

Einem Schwein Medikamente einzugeben, ist zumeist nicht ganz so einfach. Aber, wenn dem Tier ein Anbindebetrieb am Oberkiefer angebracht und ihm ein alter Holzpantoffel, dem die Spitze abgeschnitten wurde, ins Maul geschoben wird, dann ist der Vorgang bedeutend einfacher und erspart Tierquälerei. Sch.

Wie bei Muttern

„Also, Anna, ich verlasse mich darauf, daß Sie auf meinen Mann achten: Er darf keine Asche auf den guten Teppich streuen, keine schmutzigen Schuhe in die Wohnung mitbringen und nicht zu viel Wein aus dem Keller nehmen!" verkündet Frau Bunke vor ihrer Abreise.

„Jawohl, gnädige Frau", verspricht die alte treue Seele, „und wieviel Taschengeld soll ich ihm jeden Tag geben?" („Neue Ztg.")

Abgestufte Musik

„Aber Johann", rügt die Gnädige, „daß Sie immer so ordinäre Gassenhauer pfeifen!"

„Nur beim Stiefelputzen, gnädige Frau", verteidigte sich Johann. „Hernach beim Silber pfeife ich Mozart." („Fliegende Blätter.")

Auslegung

„Wat es eigentlich Diskretion?"

„Wenn ich keinem sage, dat du e blödsinnig Schoof bess!" („Neue Ztg.")

Kein Drama

Erika und Ilse gehen spazieren. „Siehst du die Bank dort? Da habe ich meine Verlobung aufgelöst!"

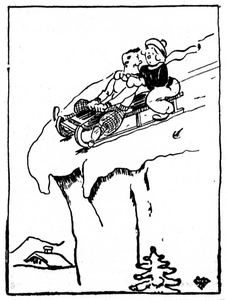
„Das war wohl eine sehr dramatische Szene?"

„Keineswegs! Er ist nicht gekommen, und da bin ich nach einer halben Stunde auch gegangen!" („Hausmorblabel.")

*

„Tom, Tom", schreit die Frau am Steuer plötzlich auf, als es bergabwärts geht, „ich kann den Wagen nicht mehr bremsen!"

„Um Himmels willen", ruft er entsetzt. „dann sieh zu, daß du gegen etwas Billiges fährst!" („Hamburger Illustrierte.")



„So möchte ich mit Ihnen durchs Leben rasen."
Sie: „Ja, ganz nett, aber jetzt möchte ich lieber absteigen!"

(Zeichnungen: Ertz.)

Vor-Weihnachten

„Wo hast du Bubi gelassen?"
Er: „Den halte ich doch an der Hand!"

„Nehmen Sie! Dafür können Sie sich etwas kaufen, aber keinen Schnaps!"
Bettler: „Wäre ja noch schöner. Mit meinem Geld kann ich doch machen, was ich will!"

„Guck mal, der Knecht Ruprecht sieht aus wie Onkel Hermann!"

Aufmerksam

Der Straßenbahnschaffner stellte die Fahrscheine aus.

„Er ist vier Jahre alt!" sagte die Mutter, weil der Schaffner ihren Sprößling betrachtete. Als der Schaffner wieder an der Tür war, fiel es dem Jungen ein, daß noch eine Angabe fehlte, und er rief mit lauter Stimme durch den ganzen Wagen:

„Und Mutter ist siebenunddreißig!"

*

Das Kindermädchen kam heulend nach Hause.

„Gnädige Frau, ich habe Lilli im Park verloren."

„Warum haben Sie denn nicht mit einem Schupo gesprochen?"

„Das habe ich getan und deswegen habe ich sie ja verloren!" („Jugend.")

Bissig

„Wenn ich jetzt eine Mark in diese Säure werfe, würde die das Geldstück zerfressen?"

„Bestimmt nicht!"

„Und warum nicht?"

„Wenn sie das täte, würden Sie sicher nie die Mark reinwerfen!" („Weite Welt.")

Sein Standpunkt

Der Kunstflieger macht die tollsten Stückchen in der Luft. Unten brummt ein Radfahrer wütend: „So is richtig! Unsereens haben sie immer gleich an Kanthaken, wenn man zeijen will, wat man kann!"

(„Neue J. Z.")

„Wie verdienst du nun dein Geld?"
„Na, eigentlich im Handumdrehen!"
???
„Ich spiele nämlich die Drehorgel!"

„Na, Schatz, wie schmeckt dir mein Heringssalat?"

„Ausgezeichnet! Hast du ihn selbst gekauft?" („Weite Welt.")

*

„Es gibt noch rücksichtsvolle Menschen. Die älteste Tochter meiner Wirtin fährt nach München, um ihre Stimme ausbilden zu lassen . . ." („Nachtausgabe.")

*

„Ist Ihre Frau musikalisch?"

„Hochmusikalisch. Sie spielt zwar kein Instrument, aber sie ist stets verstimmt." („Nachtausgabe.")

Er weiß Bescheid

Anton hat sich ein Auto gekauft.

„Meine Frau wollte unbedingt eine Limousine", erzählt Anton, „aber mir wäre ein Kabriolett lieber."

Der Freund sagte: „Und wie seid ihr jetzt mit der Limousine zufrieden?" („Fliegende Blätter.")

*

„Mama, kommt ein Missionar in den Himmel?"

„Selbstverständlich, Kind!"

„Und ein Menschenfresser?"

„Natürlich nicht."

„Wenn aber der Menschenfresser einen Missionar gefressen hat?"

OLBAS

Das altbewährte Hausmittel

Ein Versuch führt unbedingt zu dauerndem Nachstellungen!

Anzeigenpreise

Jeder 1 mm hohe, 22 mm breite Raum kostet bei Geschäftsanzeigen 12 Pf. für kleine einspalt. private Anzeigen 10 Pf. für einspalt. Heiratswünsche 10 Pf. kleinste 1-mm-Zeile, 68 mm breit, 48 Pf. Für die Erfüllung von Platzvorschriften wird keine Gewähr übernommen. Anzeigenschluß: Montag vor Erscheinen. Verlag: Westfälisches Volksblatt G. m. b. H., Paderborn. Telegramm-Adresse: Volksblatt. Paderborn Postscheckkonto: Westfäl. Volksbl. Paderborn Hannover 3504.

Sehr billig und doch Qualität! Moderne Taschen- u. Armbanduhren

m. Gar.-Schein. Bei Nichtgefall. Umtausch oder Geld zurück. Nr. 3. Herrentaschenuhr m. gepreßt., 30stünd. Aufwerk, vernick. M. 1.90
Nr. 4. Vernickerter Ovalhüget, vergoldeter Rand . . M. 2.30
Nr. 5. Bessere Werk, fl. Form . M. 3.40
Nr. 6. Sprungd.-Uhr, 3Deck, vergold. 4.90
Nr. 6b. Dto., mit besserem Werk . M. 7.40
Nr. 8. Armbanduhr m. Lederriemen 2.60
Nr. 85. Dto., kl. Form, besser. Werk 4.—
Nr. 92. Dto., Golddoublé, 3 Jahre Gar., f. Damen, m. Ripband . M. 8.90
Dto., f. Herren, m. Lederband 6.90
Nr. 1461. Geschnitzte Kuckucksuhr, ½ stündl. Kuckuck ruf., M. 2.50
Nr. 612. Monogramm-Siegelring für Damen oder Herr., 18kar. vergoldet, einschl. ihrem Monogramm M. 1.10, Nr. 614. dto. Siegelring, feckige Platte, M. 1.30. Nickelkette M. —.25. Doppelkette, vergoldet, M. —.70. Kastel M. —.25. Wecker, gutes Messingwerk, M. 1.80. Nr. 642. Tischuhr, mod. Form, 8-Tage-Werk, Eiche poliert, 30×20 cm M. 8.—. Versand gegen Nachn.

Katalog gratis Jahresumsatz über 30 000 Uhren.

Fritz Heinecke, Braunschweig L 85

Richtig — ein Stricker-Rad zu Weihnachten! Weihn.-Prospekt sofort anfordern. Kinderräder sehr billig.

E. & P. Stricker, Fahrradfabrik Brackwede-Bielefeld 565

Reelle Bezugsquelle Neue Gänsefedern mit Daunen, ungerissen, doppelt gereinigt ½ kg 2.–, allerbeste Qualität 2.50, weiße Halbdaunen 5.50, 5.– u. 6.50, gereinigte, gerissene Federn mit Daunen 3.25 u. 4.25, lockiger 6.25, allerfeinste 6.25. In Volldaunen 7.– u. 8.–. Für reelle, staubfreie Ware Garantie. Vers. geg. Nachn. ab 2½ kg portofrei. Pa. Inlette mit Garantie billigst. Nichtgefall. auf meine Kosten zurück.

Willy Mantouffel, Gänsemästerei, Neutrebbin 90c (Oderbr.).

Größtes Bettfedern-Versandgeschäft des Oderbruches. Stammhaus gegr. 1858.

Eine Delikatesse ist mein Pflaumenmus

hergestellt aus besten getrockn. und frischen Pflaumen lose. Weihnachtspikant gewürzt, daher unübertroffen im Geschmack, der 10-Pfd.-Posteimer 3.75 RM ab hier geg. Vorkasse od. Nachn. Postscheckk. Magdeburg 3002

FRITZ KLEINE, Magdeburg-Fr. 41

Ein Versuch führt unbedingt zu dauerndem Nachstellungen!

. . . denn nur in der Wiederholung der Anzeige liegt der Erfolg!

Kuckucksuhr 28 cm hoch 9½ Std. rufend, Hirsch klagend, schönes Schnitzwerk, mit Gewichte 3.40 Nachnahme, Katalog. frei. Carl Joos Schwarzwald-Uhren Schonach 87 (Schwarzw.)

Gesetzlich! Heilanstalt für Rheuma u. Ischias Kaul- u. Beinleiden (Trauma, Flechten, offene Beine, Krampfadern u. a.) Bad Driburg · Tel. 345

Raucher Ohne Nikotin! Ohne Nikotin! Prämiiert mit goldener Medaille Gesundheitspfeife Goldhütte Nürnberg S 8 Fach

Echte Seehundskuh-Felle Tür- u. Heim! Marke „Oldenburg", Kinnerwolf, silbergrau, dunkel 6, 10, 12 RM, Luxusfelle 14.– RM. Katalog frei. Gustav Gottmann, Lederpelzfabrik, gegr. 1920, Schneiderslohne 760 (Lüneburger Heide)

In Geschenk, das Freude macht! Eisbär-Felle sind nicht besser, aber teurer als meine Heidschnuckenfelle Marke „Lüdde". Preis ab RM 7.–. Bildkatalog u. ält. Teppich „Deck in Fuß" sende frei. W. Heine, Lämmlühne 24, Sattlerstr.

Dauerverdienst täglich bis 8 RM Re chelt, Breslau 5 Schließfach 36

Relavolia Kinderaufnahmen mit u. ohne Kunstlicht machen viel Spaß.

Verlangen Sie kostenlos den 220 seit. Porst Photokatalog G 64. Kamera-Tausch- u. Geizgenheitsliste, Fernbezug. Alle Markenkameras 5 Tage zur Ansicht. Günstige Zahlungsbedingungen. Für Photowünsche u. -Schmerzen nur Das größte Photo-Spezialhaus d. Welt Der Photo-Porst, Nürnberg-A R. O 64

Heiraten

Vertrauensache ist die Vermittlung der Heiratswünsche. Eingehende Zuschriften auf solche werden deshalb stets in Briefumschlägen ohne Firmen-Aufdruck versandt. Ebenso übernehmen wir auf Wunsch die vertrauliche Rücksendung von etwa eingesandten Photographien usw., falls uns diese unter Beifügung der Absenderangabe und der Chiffre postfrei zugehen.

Kaufmann, 34 J., 1.65 gr., fathol., solid, Grundst.-Besitzer, ob. Wirtsmädel m. Barne bis zu 28 J., 1.55 gr., zw. spät. Heirat in Briefwechs. zu treten. Ausl. und Verm. erwünscht. Werte Bildzuschr. erb. unt. Nr. 1173 „Der 7. Tag", Paderborn.

Jung. Gast- und Landw., mit 30 gute Vergangenh., wünscht, einfach, nicht, fath. Mädel, 26 bis 33 J. zwecks baldiger Heirat kennen zu lernen. Etwas Vermögen erwünscht. Zuschr. mit Bild, welches zurückgel. wird, unt. Nr. 1171 „Der 7. Tag", Paderb.

Weihnachtswunsch! Wer möchte mir i. hl. Weihnachtszeit die helfende Hand reichen, um mit das letzte Mögliche zum hl. Priesterstum zu erleichtern u. gleichzeitig aus Not zu helfen. Gütige Zuschrift. erb. unt. Nr. 1175 „Der 7. Tag", Paderborn.

Katholisch! Ehe dch. größte, heute erfolgreichste kath. Vereinigung für alle Kreise Kirch. Billigst. Kostl. mehrere 1000 Mitglieder. Streng verschwiegen. Neuland-Bund R Herne W 153

Anzeigen im „7. Tag" haben groß. Erfolg!

Ein passendes u. billiges Weihnachts-Geschenk!

Taschenatlas der ganzen Welt

24 Karten in Kupferstich und erläuterndem Text gebunden nur 0.60 RM

Taschenatlas vom Deutschen Reich

24 Karten in Kupferstich mit Namensverzeichnis u. geographisch-statistischen Nachweisen gebunden nur 0.60 RM

Der Atlas ist eine für das Westfälische Volksblatt hergestellte Sonderausgabe von Justus Perthes Taschenatlas.

Bei Versand nach auswärts wird 15 Pf. Porto pro Band berechnet. Bestellungen erbeten an

Westfälisches Volksblatt G.m.b.H., Paderborn
Rosenstraße 13a

Feine Weihnachts-Gebäcke backen Sie mit Dr. Oetker's Backpulver „Backin"

Verlangen Sie Dr. Oetker's Rezeptbuch „Backen macht Freude" – Leihgebühr 20 Pfennig. Wenn nicht zu erhalten, Bezug durch Dr. August Oetker, Bielefeld

Wir wollen es uns jetzt aber merken: Heirats-wünsche gehören ausnahmslos in diese Zeitung!

Raucher Schluß mit Nikotin! Gesundheitspfeife Gautina bei München

Briefmarken Ztg. m. Markenzeichenst. erotis. Schätzer, Bützow Mcklbg.

drutmaschine und Schreibmaschine-Kinder von 5.– und 17.– RM an, sowie Schreibmaschinen für Erwachsene von 30.– RM an, Kinder-Schreib- und Feuerzeuge, sowie alle Arten von Scherzartikel. Illustr. Preisliste gegen 20 Pf. Rückporto. Bestellungen bis 20. Dezember. Bremer Automatenbau Paschenriede 1, Gesamtadr./Donau, Tel. 42 u. 54

Hastreiter's Kräuterkur gegen Kropf u. Basedow Tee zum Trinken und Umschläge Unschädl. u. gutbezeugt. Bew. Gut befreiend. Broschüre Nr. 2 Friedr. Hastreiter Gautina bei München

Gr. 36 39 Fraktisch!

Aus schwarzem Spaltleder mit dicker Kautschuk- und Filzsohle.

661 Bisherige, 100 Seiten Stadtbuch für die ganze Familie in Deutschlands größtem Schuh-Einkaufshaus. Sie erhalten es kostenlos! Postkarte genügt.

Schneider Überlandversand Frankfurt (Main) 42

Recht deutliche Schrift erbitten wir bei Inseratenanzeigen-Manuskripten!

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Hans Grohmann; Roman, Unterhaltung und Frauenwelt: Johanna Tops; für den kulturellen und allgemeinen Teil: Josef Johannes Link; Bildverantwortlich: die Abteilungsleiter; für den Anzeigenteil: Laurenz Offergeld, sämtlich in Paderborn. Druck und Verlag: Westfälisches Volksblatt, G. m. b. H., Paderborn. „Der 7. Tag": III. Vj. 36: 32 181. Zur Zeit ist Preisliste Nr. 8 gültig. Anzeigen von lokalen Verkaufsgeschäften und Erziehungsanstalten, sowie Heirats- und sonstige Anzeigen privaten Charakters aus Ost- und Südwestfalen und dem oberen Eichsfeld (Provinz Sachsen) durch den Verlag Westfälisches Volksblatt, G. m. b. H., Paderborn. — Alleinige Anzeigenverwaltung für allgemeine Geschäftsanzeigen: Diplom-Kaufmann Erwin Müller, Berlin W 9, Potsdamer Straße 138.

5. Jahrgang – Nr. 51 Einzelnummer 15 Pf. Sonntag, 20. Dezember 1936
Verlagspostanstalt Paderborn
Postbezugspreis 66 Pf. (einschl. 14 Pf. Postgebühren)

Der 7. Tag

Sonntagszeitung für Stadt und Land

Für alle!

Vier große Tore baut der Advent über unseren Weg zur Weihnacht. Eine breite dämmrige Straße führt durch alle diese Tore, und hinter dem letzten hebt sich der selige Schimmer und das helle Leuchten des friedlichen Weihnachtsglücks. Wenn man im ersten Tore steht, sieht man die drei anderen hohen Bogen ragen und ganz fern noch deucht uns das Fest. Ach, das ist noch weit weg, denken wir wohl, bis dahin hat's noch seine Zeit. Aber ehe wir uns versehen haben, gehen wir durch das zweite und dritte Tor — immer wird eine kleine Rast gemacht und ein Lichtlein aufgesteckt — und heute stehen wir unter dem letzten großen Torbogen, und wenn wir vorwärts schauen, strahlt uns all die Pracht und der Festesglanz schon entgegen. Wir stehen auf der letzten Schwelle und, indem wir uns von der kleinen Bestürzung erholen, die uns überkommt, wenn wir bedenken, wie schnell das gegangen hat, nimmt die Freude und der Jubel ob des Kommenden ganz schon von uns Besitz. Nur noch drei, vier Tage, dann rufen die Glocken die ewige Botschaft wieder von den Türmen, läuten sie jedem Menschen zu, ob arm, ob reich: Friede den Menschen . . .

*

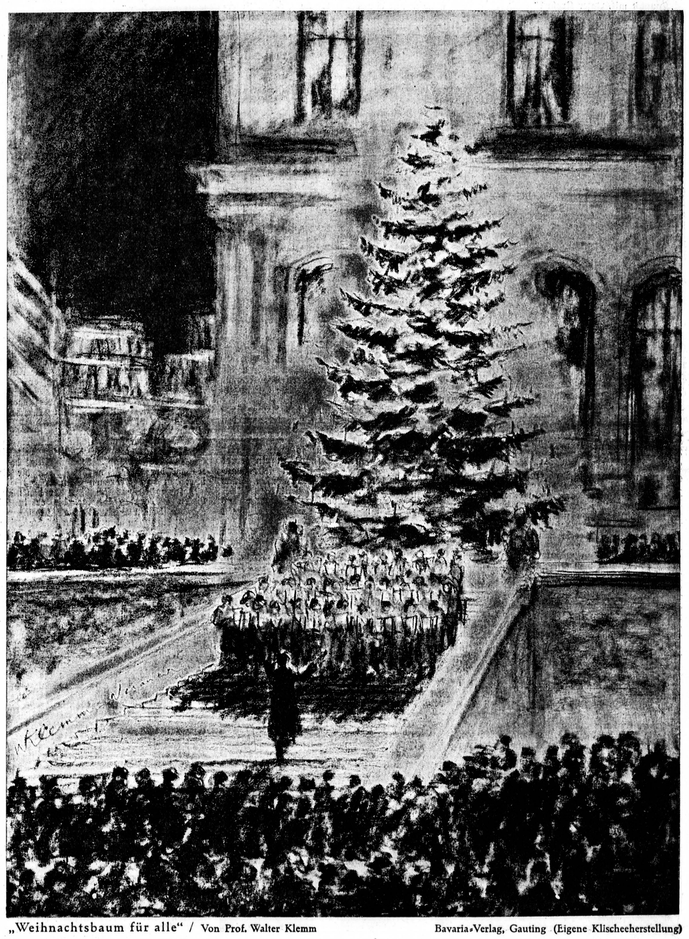
Wie im Fieber glühen unsere Wangen. Aufgeregt wandern unsere Gedanken und suchen alles zu umfassen, was für uns Deutsche in dem schönen Worte Weihnacht beschlossen liegt. Ganz erfüllt ist uns das Herz von der Bereitschaft der Liebe, alle wollen wir doch sicherlich zu denen gehören, die guten Willens sind. Es ist ein schöner alter Brauch, daß wir durch ein Geschenk unsere Liebe zu denen bekunden, mit denen wir durch die Bande des Blutes oder der Freundschaft verbunden sind. Alles, was uns das ganze Jahr hindurch vielleicht so selbstverständlich war, daß wir unsere Eltern noch bei uns haben, daß wir einen lieben Menschen fanden, der die Schwere des Alltags tapfer mit uns trägt, daß wir Freunde und Kameraden hatten, mit denen wir aufrechte Freundschaft hielten, daß leuchtende Kinderaugen uns die Sorgen verscheuchten, all das bekommt plötzlich einen neuen tieferen Sinn, erscheint uns als ein gütiges Geschick, als ein Geschenk von oben. Und eine große Dankbarkeit kommt in uns auf, wir eilen und denken in dieser letzten Minute darauf, allen und jedem, wenn es eben möglich ist, irgendwie gut zu sein. Wie schämen uns mit einemmal der Gedankens: das ist zuviel, das kann ich mir nicht „leisten", wir fühlen auch, daß ein Geschenk erst dann seinen Wert erhält, wenn es ein wenig schwer fällt, wenn wir uns vielleicht eine Bequemlichkeit, einen Genuß dafür verkneifen müssen, mit einem Wort, wenn es für uns ein Opfer bedeutet. —

*

Und wenn wir nun in diesen Abenden durch die helleerleuchteten Straßen eilen, in den Geschäften mit verlegenem Lächeln (ganz wie ein kleiner Junge) geheimnisvolle Päckchen erstehen, in deren Verschnürung das freundliche Fräulein einen winzigen Tannenzweig steckt, werden wir auch draußen auf dem Marktplatz, vor dem Rathaus oder auf dem Kirchplatz den großen Weihnachtsbaum nicht übersehen können, der mit vielen hellen Lichtern herrlich über dem eiligen Getriebe der Straße erstrahlt. Für wen? „Weihnachtsbaum für alle", so hast du's in der Zeitung gelesen und dir vielleicht herzlich wenig dabei gedacht. Aber in diesem Augenblick mußt du ein wenig anhalten, in die Lichterpracht schauen und denken: Wer sind diese: alle? Und da plötzlich fällt es dir ein: Eben noch hast du gesehen, wie vor einem großen Schaufenster eine ärmlich gekleidete Frau ihren kleinen Jungen fortzog, der sich immer noch nach dem Fenster umschaute und mit dem freien Händchen in die ausgestellte Herrlichkeit zeigte. Die Frau hatte ein abgehärmtes Gesicht und in ihren matten Augen stand ein feuchter Glanz. Sollte sie . . . ? Und nun fallen dir plötzlich viele, unzählige ein, vor denen du dich mit deinen vielen Päckchen (rechts und links unterm Arm und in der Aktentasche vier) bitter schämst. Ich weiß, jetzt denkst du verzweifelt, was wird es nützen, wenn ich umgehe, diese Frau suche und ihr helfe? Was wird das den vielen anderen nützen, denen du auch helfen möchtest! Gewiß, du allein kannst nicht allen helfen. Aber dieser Weihnachtsbaum mitten im Getriebe der Straßen sagt es dir: Wir alle können allen helfen. Und wir können es nicht nur, wir wollen es, dafür ist dieser Baum beredtester Ausdruck. Und du weißt nun auch, wie das geschieht. Das ganze deutsche Volk hat sich zusammengeschlossen, um in diesem Winter jedem Deutschen eine frohe Weihnacht zu bereiten. Und, nicht wahr, so ist es herrlich leicht, allen zu helfen. Das sagt der brennende Lichterbaum in den Straßen, und du vernimmst es mit Freude und neuem Glück. — Wenn du morgen abend wieder hier vorbeikommst, vielleicht wieder mit einigen Päckchen unterm Mantel, wirst du dich nicht mehr schämen vor den Vielen, weil du den Sinn dieses Brauches verstanden hast. —

Und sollte dir noch einmal in diesen letzten Tagen eine Frau oder ein Kind begegnen, das dich mit traurigen Augen ansieht, wirst du schon sehen, daß du auch diesem einen Menschenkind noch eine Freude machen kannst, nachdem du mit deinem Opfer geholfen hast, den Vielen eine frohe Weihnacht zu bereiten. Nicht wahr, die Päckchen tragen sich so leichter . . .

Lk.



„Weihnachtsbaum für alle" / Von Prof. Walter Klemm — Bavaria-Verlag, Gauting (Eigene Klischeeherstellung)

Weihnacht bei den Tieren

Von Hans Friedrich Blunck

So alt war Bauer Krohn, daß er sich auch auf sein Gedächtnis nicht mehr verlassen konnte, das ihm doch bislang gut gedient hatte. Immer glaubte er, es fämen Schritte, — er wartete ja, daß die Jungen von drüben ihn zur Weihnachtsfeier holten, — aber er wartete schon lange, sie hatten ihn wohl vergessen. Niemand besuchte ihn in seiner gichtlichen Einsamkeit.

Als der Altenteiler da nun trübselig saß, überlegte und halblaut seine Gedanken vor sich hin sprach, stand auf einmal der kleine Busemann vor ihm, das ist der Knirps aus dem Stall, den man nur zu hohen Festen sieht. Kindsgroß schien er und hatte eine neue rote Mütze auf dem Kopf.

„Kommst mit, Vater Krohn?"

„Wie soll ich mit dir gehen", knurrte der Alte, „meine Kinder werden mich gleich holen!" Da nickte der Kleine und war nicht mehr zu sehen.

Nach einer Weile kam Busemann wieder.

„Kommst jetzt mit, Vater Krohn, das Essen ist bald gar!"

„Schönen Dank, Busemann, aber sie zünden drüben wohl noch die Lichter an." —

Als wieder eine Stunde vergangen war, kam Busemann zum drittenmal. „Die drüben sind schon mitten im Feiern, kommst jetzt mit mit?"

Da nickte der alte Mann trübsinnig; Busemann kletterte blitzschnell auf den Stuhl und zog ihm seine alte Mütze über den Kopf. Was glaubt ihr? Im Augenblick, wo der Mützenrand die Brauen berührte, saß der Alte, hui, durch Wand und Tür hindurch bei den Tieren im Stall. Die Ohren lauteten ein wenig, sonst war nicht viel Besonderes dabei.

Im Weihnachtsabend war Vater Krohn nie lange im Stall gewesen, er sah jetzt ein, daß man zu allen Lebzeiten noch zulernen muß. Wie gemütlich hatte dieser Busemann es sich doch eingerichtet! Nahe der alten Laterne, die über die Kuhköpfe hinflimmerte und noch die Pferde beleuchten, hatte er ein Loken über eine alte Hafersiste gebaut. So fein und wunderlich war das Muster, es mußte jemand an die hundert Jahr daran gewebt haben. Und eine alte Milchkruke stand darauf und zwei Messer und zwei Teller. Krohn rieb sich die Augen, das hatte er nicht für möglich gehalten!

War aber noch längst nicht genug! Busemann kroch wie durch ein Mauseloch fort und kam nach einer Weile mit einer brutzelnden Pfanne Bratkartoffeln wieder. Und als der Duft davon durch den Stall zog, tuschelte der Igel aus dem Stroh, wünschte fröhliches Fest und hielt den Hut hin, um sich etwas Abendessen zu leihen. Und die Ringelnatter, die bei den Krühen wohnt, solange man denken kann, kam mit einem Kringlein wegen der Weihnachtsmilch. Als die beiden aber den Altenteilsbauer sahen, vergaßen sie, warum sie gekommen waren; der Igel machte einen höfischen Kratzfuß, holte eine Pfeife aus der Tasche und fragte, ob einer der Herren eine mit ihm rauche. Und die Schlange hob und drehte sich. Wäre der alte Krohn nicht so taub gewesen, hätte er sicher gemerkt, daß die kleinen Glocken in ihrer Halskette wie ein Weihnachtslied klangen.

Dann, als sie schon zusammenrücken wollten, schlug es draußen vom Kirchturm Mitternacht. Mit dem zwölften Schlag klirrte und polterte es, fielen allen Tieren die Ketten ab, ja, mehr noch, sie begannen sich wie die Menschen über allerhand Dinge zu unterhalten. Von Koben und Raufen kamen sie, stellten sich, so gut es ging, zum Tisch und fragten nach des lieben Gastes Gesundheit; die alte Stute sagte ihm ein gutes Hausmittel gegen die Gicht, und jeder fügte einen Wunsch für Weihnachten hinzu. Aber die Tiere waren auch höflich; keines von ihnen fragte, warum Peter Krohn das Fest gerade hier im Stall und nicht bei den Menschen feierte.

So wurde es wirklich eine schöne, gemütliche Stunde; der Igel logte etwas Tabak auf das Tischtuch, er hatte genug für jedermann, und der alte heisere Wachhund, der drüben bei den Menschen weggejagt war und humpelnd zum Stall hereinkam, wußte eine ellenlange traurige Liebesgeschichte, der alle kopfschüttelnd zuhörten. Sogar die fünf großen Ratten übern Stall bekamen in dieser Stunde die Sprache und redeten ernst und weise von der Zeit, wo Bauer Krohn jung gewesen war. Sie wußten noch jede Kuh beim Namen, die er einst gehabt hatte.

Sonderbar, dachte der Alte, da muß man von seinen Kindern vergessen werden, um zu erfahren, wer alles an einen denkt.

Ob er sich nicht auch eine Pfeife anstecken wolle, fragte der Igel wieder und reichte den Tabaksbeutel herauf.

Gewiß, sagte Krohn, er hätte wohl Lust dazu.

Während er sich noch verwunderte, wo er eigentlich hause und wie alles möglich wäre, begann eine sanfte Musik vom Stallende. Die Leute standen auf und riefen, der Umgang aus dem Garten sei da. Traten auch schon mit Lichtern aus einem Tor der Erde sieben Unterirdische ein, hinter ihnen das Brunnenfräulein, danach dicke Apfelfrauen und neun Hollerweibchen. Die Weibchen hatten Schnee an den Füßen, schüttelten sich, tanzten doch gleich wieder und trieben mit allen Tieren ihren Schabernack. Der alte Hund wurde ungeworfen, weil er zu sauertöpfig dreinschaute, und dem kleinen Busemann klopften sie auf die dürren Schenkel und wünschten ihm auf seine alten Tage, daß er noch etwas wüchse.

Wirklich kam der halbe Garten mit Singen und Klingen und Tanzen bei den Leuten im Stall zu Besuch. Immer mehr Leute fanden sich ein; die Kühe warfen die Köpfe, als könnte ihre Art noch tanzen lernen, und auch die Schweine grunzten und standen auf den Hinterbeinen.

Dann, auf einmal, geriet alles ins Laufen hin und her, husch, husch, husch, und auf und davon. Die Lichter, die die Kleinen trugen waren wie fortgeblasen, nur die Brunnendirn, die die größte im Umgang gewesen war, hatte Mühe, durchs Tor wieder hinauszufahren. Sogar die Tiere trappelten und trabten wieder an ihre Plätze, steckten die Köpfe ins Geschirr und taten, als wenn sie von nichts wüßten.

Da ging die Tür auf, und der junge Bauer leuchtete in den Stall.

„Mein Gott, wie bist du hierher gekommen, Vater?" fragte er. „Wir suchen dich überall!"

Der Altenteiler wollte erst böse antworten, aber er blickte nur traurig in die Ecke, wo der bunte Umgang verschwunden war. „Daß mich heute abend hier."

„Willst nicht zu uns kommen, Vater?" bat der Junge. Er sah das feine Tischtuch über der gedeckten Krippe, wunderte sich und hatte ein schlechtes Gewissen.

Der andere winkte ihm. „Geh nur, ich habe noch etwas zu bereden. Da ist ein alter Freund", sagte er, „der wird gleich wieder da sein!"

Wölfe! Wölfe! / Von Bert Brennecke

„Soda!" rief Sisslann Petrowitsch aus der Ecke des Schanktaumes, „ich brauche einen Menschen, der mit mir nach Jelea fährt!"

Sisslann Petrowitsch kann es sich leisten, so kurz und befehlerisch zu sprechen. Er ist der reichste Fellhändler im ganzen Distrikt. „Ein kleiner Fürst," sagen die Bauern. Vogelmäßig um die Neujahrszeit kommt er mit seinem Schlitten — der Schnee kann noch so hoch liegen — und immer braucht er einen Menschen, der mit ihm nach Jelea fährt.

Zwei Burschen hat er auf diese Weise schon dem heimatlichen Dorfe entführt. Im letzten Jahre war es der schmucke Loiko, ein Prachtkerl — seine Maischa weint sich noch heute die Augen um ihn rot.

Wenn man den Händler fragt, was aus dem Burschen geworden ist, zuckt er die Schultern und antwortet: „Was kümmern mich anderer Leute Kinder!" — — Na, fressen kann er sie wohl nicht — sie sind sicher in der Fremde verhungert oder haben eine reiche Heirat gemacht! — —

Paschka Sobar, der Sohn des Armenhäuslers, erhebt sich schwerfällig und tritt an den Tisch des Händlers. „Was zahlst du?"

„Zwanzig Rubel!"

„Herzlich wenig für eine so weite Fahrt!"

Der Händler gießt Schnaps in ein leeres Glas. „Da nimm — sauf lieber! Für zwanzig Rubel bekommst du jede Stunde einen solchen Nichtstuer, wie du es bist!"

Paschka Sobar, obwohl seine Finger das Schnapsglas längst gierig umschließen, zögert noch. „Wo liegt denn das Kaff?"

„Wenn wir jetzt losfahren, sind wir morgen früh an Ort und Stelle," entgegnete Sisslann Petrowitsch unwirsch. „Sieh nach den Pferden, damit sie sich nicht überfressen!"

Etwas eingeschüchtert gießt der Bursche den Schnaps hinunter und torkelt mit steifigen Schritten hinaus. — Zwanzig Rubel! Wird die kleine Nonnka lachen, wenn er ihr das seidene Kopftuch mitbringt! —

Vor dem Schuppen steht der Schlitten des Händlers. Er ist hoch mit Fellbündeln bepackt, hinten ist eine längliche Kiste befestigt, groß genug, daß ein erwachsener Mensch darin unterkriechen kann.

Paschka öffnet den Deckel. Stroh raschelt, sonst ist die Kiste leer. Nachdenklich schüttelt der Bursche den Kopf. Wozu braucht dieser verfl. . . . Händler eigentlich einen Menschen?

— Damit ihm die Felle nicht gestohlen werden? Oder hat er Angst um sein Leben? —

Schneeweiß, in einförmiger Oede, breitet sich die Landschaft nach allen Seiten. Kaum ist die Landstraße erkenntlich, die in schnurgerader Linie dem Walde zuläuft. Die schwarzen Punkte auf den Telegraphenstangen sind Dohlen, die hungrig nach Fraß äugen. Schneidend fegt der Wind über die Felder. — —

Zwanzig Rubel — bei solchem Wetter, wo man keinen Hund hinter dem Ofen vorlagt —? Er hätte doch dreißig verlangen sollen —!

Paschka zieht es vor, in den warmen Mief des Stalles zu treten. Schnuppernd wenden die Pferde sich nach ihm um. Während er ihnen die wolligen Mähnen krault, beschließt Paschka, diesmal seine Dummheit zu Hause zu lassen. Irgendetwas macht ihn nachdenklich und stutzig.

Nach einer Weile kommt Sisslann Petrowitsch. Er hat den Schafspelz bis über die Ohren geknöpft. „Los, Dickwanst," brüllt er den Burschen an, „spann die Gäule ein!" Er sieht auf die hinten am Schlitten befestigte Kiste. „Das ist dein Platz. Viel zu schade für einen solchen Nichtstuer!" Dabei lächelt er höhnisch.

Paschka Sobar sieht dieses kalte, gefühllose Lächeln — sein Argwohn erhält neue Nahrung.

„Merkwürdige Kiste —" sagt er gedehnt, „sieht aus wie ein Sarg."

„Quatsch nicht! Wirst nicht verlangen, daß ich mit solchem ungewaschenen Burschen den Kutschsitz teile!" —

Die Pferde zerren ungeduldig an den Seilen. Kaum hat sich Paschka notdürftig in der Kiste verstaut, als der Schlitten mit einem heftigen Ruck losjagt. Dumpf klingt das Getrappel der Hufe, singend gleiten die Kufen über den harten Schnee.

Paschka döst vor sich hin. Er denkt an die vielen knisternden Scheine, die er in seinen Händen halten wird. Und er braucht weiter nichts dafür zu tun, als in dieser Kiste zu hocken! — Wenn er nur wüßte, was aus dem Loiko — — —

Die Kufen gleiten, gleiten — — —

Bei einem scharfen Knall schreckt Paschka auf. Verwundert hebt er den Kistendeckel. Der kurze Blick genügt vollkommen, um sein Herz tiefer schlagen zu lassen — — Wölfe sind hinter dem Schlitten her, ein ganzes Rudel heulender, ausgehungerter Wölfe.

In Minuten, weil er sonst die Gewalt über die gescheuchten, wild dahinjagenden Pferde verliert, schießt der Händler in die heulende Meute. Ab und zu taumelt ein Tier getroffen auf, und der Schlitten gewinnt wieder einen Vorsprung. Und weiter rasen die Pferde, getrieben von Furcht und Schrecken.

Wieder nähert sich die Wolfsmeute. — Paschka Sobar merkt plötzlich, wie sich der Händler an den Stricken zu schaffen macht, mit denen die Kiste am Schlitten befestigt ist. Er hört den knickenden Atem des Mannes sich, — — Also das ist es! — Furchtbare Erkenntnis eines Augenblicks: wenn er mit der Kiste fällt — den Wölfen zum Fraß vorgeworfen — ist er ein verlorener Mann — —!

In der nächsten Sekunde hat Paschka Sobar mit ungestümer Gewalt den Kistendeckel hochgeschlagen. Ein Sprung — und nun hält er den Händler gepackt, entwindet ihm die Pistole, die Zügel — ein Faustschlag läßt den jählings Ueberraschten hinterrücks in die leere Kiste taumeln. Paschka wendet sich den Pferden zu, feuert sie mit lauten Rufen an, denn die Wölfe haben in der Zwischenzeit wieder aufgeholt. „Schneller, schneller —!"

Er zerrt ein Fellbündel heraus, verstreut links und rechts die teuren, kostbaren Felle. Tatsächlich, die List gelingt! Heißhungrig stürzen sich die Wölfe darüber, bleiben zurück.

Paschka wischt sich den Schweiß von der Stirne. „Ist doch gut," denkt er, „daß ich meine Dummheit zu Hause gelassen habe!"

Schon ziehen frische Schlittenhunde die Nähe menschlicher Ansiedlungen. — Gerettet! — Von den Wölfen ist nur noch ein fernes, im Winde verwehendes Heulen hörbar.

„Brave Pferdchen! — Brave Pferdchen!" Zärtlich, fast, als ob er seine Nonnka streichelt, wiederholt Paschka Sobar immer wieder dieselben Worte.

*

Einige Wochen später verurteilte das Kreisgericht in Jelea den Fellhändler Sisslann Petrowitsch wegen zweifachen Mordes und eines Mordversuchs zu zehn Jahren Zuchthaus. Er legte ein umfassendes Geständnis ab, daß er die jungen ahnungslosen Burschen nur deswegen in der Kiste mitgenommen habe, um sie bei entstehender Gefahr den Wölfen zum Fraße vorzuwerfen.

Dies nebenbei

Das einladende, von der „Reichsbahnzentrale für den Deutschen Reiseverkehr" schon in vielen Fremdsprachen für die Auslandswerbung herausgegebene Faltblatt „Willkommen in Deutschland" ist nun auch in japanischer Sprache erschienen. Es kam gerade in dem Augenblick heraus, da durch das neue deutsch-japanische Abkommen die gleiche weltpolitische Einstellung der beiden befreundeten Nationen eindrucksvoll bekundet wurde. So ist das Werbeblatt, dessen japanische Schriftzeichen zu den schönen, pastellzarten farbigen Zeichnungen Hermann Schneiders einen reizvollen Gegensatz bilden, auch berufen, ein Beitrag zur friedlichen Annäherung der beiden räumlich so entfernten Völker zu sein.

*

Als eine merkwürdige Folge des Brandes des Londoner Kristallpalastes ergab es sich, daß, wie englische Blätter berichten, die Goldfische, die in einem großen Teich in der Nähe der Brandstätte untergebracht waren, sämtlich ihr goldschimmerndes Kleid abgelegt und statt dessen eine blauschwarze Färbung angenommen haben. Trotz der großen Hitze, der die Tiere ausgesetzt waren, gingen die Fische nicht ein, sondern man fand sie alle lebend vor. Die ungeheuere Rauchentwickelung hat jedoch die oben beschriebene Färbung zur Folge. Die tropischen Vögel, die in den Käfigen gehalten wurden, hatte man bekanntlich bei Ausbruch des Brandes in Freiheit gesetzt. Sie dürften daher, soweit sie nicht in den Flammen umgekommen sind, wohl in der Umgebung umherstrolchen. Zur Zeit ist eine umfangreiche Suche nach ihnen im Gange, da man befürchtet, die Vögel könnten infolge der Kälte oder wegen Nahrungsmangels eingehen.

*

Bereits im Jahre 1725, also vor mehr als 200 Jahren, begann man mit der Pflasterung des riesigen St.-Peter-Platzes der heutigen Vatikan-Stadt. Aus den verschiedensten Gründen wurde die Arbeit im Laufe der Jahrhunderte wiederholt unterbrochen. Vor vier Monaten wurde nun die Pflasterung erneut in Angriff genommen. 300 Arbeiter waren ununterbrochen Tag und Nacht damit beschäftigt, eine Fläche von 10 000 qm instand zu setzen. Hinzu kamen noch andere Bauarbeiten; früher floß das Regenwasser des umfangreichen Daches des St.-Peter-Turmes in der Mitte des großen Platzes zusammen, so daß es nicht selten bei heftigen Regengüssen zur Bildung großer Wasserlachen kam. Nach Durchführung der neuen Pflasterung ist noch die Stelle um den im Mittelpunkt des Platzes stehenden Obelisken mit seinem ursprünglichen Bodenbelag erhalten.

*

Ein seltsames Kunstwerk vollendete dieser Tage ein 25jähriger Leipziger Graveur aus Wien. Der junge Meister, Franz Anton Ostricek, stellte in unermüdlichem Fleiß eine Minia turgeige her, die in ihrer Länge nur 5,8 cm mißt. Sie dürfte somit das kleinste Saiteninstrument sein. An Stelle der Darmsaiten ist die kleine Geige mit Pferdehaar bespannt.

*

Erdgeschichte im Bergwerk! Die Bergleute in der Braunkohlengrube „Cecilie" im Geiseltal bei Halle schüttelten verwundert den Kopf: was waren das doch für verrückte Professoren, die da zwischen Baggern und Loren herumkrochen und mit Spachtel und Pinsel Knochen von Tieren herausbuddelten, die kein Mensch mehr kannte. Und in der Mittagspause erzählten die Herren von der Universität, diese Knochen seien wohl 30 Millionen Jahre alt, und dazumal habe es an der Saale sehr viel anders ausgesehen als heutzutage. Ja, sie wollten einem sogar weismachen, die Alpen und der Thüringer Wald seien zu der Zeit noch gar nicht dagewesen. Wer sollte das schon glauben! Aber heute, nach sieben Jahren, wundern sich die Arbeiter wohl nicht mehr, vielleicht sind sie an einem Sonntag vormittag gar einmal mit dem Jungen in das Museum gegangen, wo alle die Funde ausgestellt sind und wo große Wandbilder zeigen, wie es vor Millionen Jahren in der Heimat ausgesehen hat. Diese Bilder geben die Tiefdruckartafeln im Dezemberheft des „Kosmos" wieder (vierteljährlich 1,85 RM. Franckh'sche Verlagshandlung, Stuttgart). Weiter berichtet das Heft u. a. vom wehrhaften Wild unserer Wälder, vom Lebenslauf der Banane, von der Tätigkeit des Pulses und vom Weltbild der Physik, alles mit den schönen Bildern, an denen der „Kosmos" so reich ist. n

Die Winterhilfsabzeichen für den Monat Dezember: bunte Holzfiguren, die Engel, Zwerge und Skiläufer darstellen, wurden in Schlesien, im Erzgebirge und in der Eifel hergestellt. — Eine Heimarbeiterfamilie in Olbernhau im Erzgebirge beim Bemalen der Figuren. Auch Großvater hilft mit bei der Arbeit. (Weltbild, K.)

Beachten Sie unsere

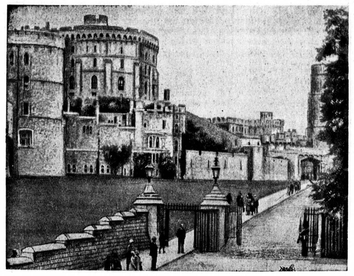
Weihnachtsnummer

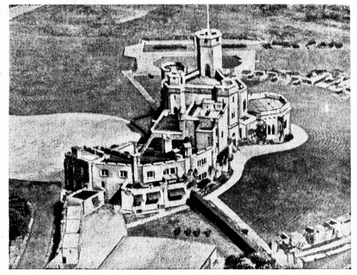
die schon am Mittwoch herauskommt und Ihnen vielseitige, anregende und eine interessante Unterhaltung für die Festtage bietet. - Auch die Festnummer kostet einzeln

nur 15 Pfennig!

Georg VI. übernimmt die Krone Englands

Bild rechts: Der neue englische König. Hier schreitet er als Herzog von York eine Parade ab. (Associated Preß, K.) — Bild Mitte: **Fort Belvedere.** Hier fanden die entscheidenden Aussprachen zwischen dem König und dem Premierminister statt. (Pressephoto, K.) — Bild links: **Schloß Windsor.** Das berühmte Schloß, das so alt ist wie die englische Dynastie. Von hier aus hielt Eduard VIII. seine letzte Rundfunkansprache, und von hier nahm er auch Abschied, ehe er auf einem Kriegsschiff die Küste seiner Heimat verließ. (Scherl Bilderdienst, K).



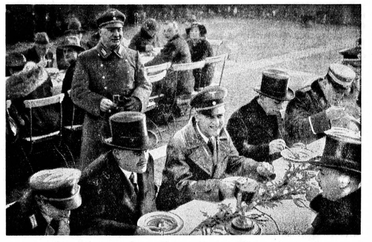


Vor dem Gerichtsgebäude in Chur,

in dem der Mordprozeß Frankfurter verhandelt wurde. Bildberichterstatter und Schweizer Polizisten halten den Eingang besetzt. (Schirner, K.)

Der Vertreter der spanischen Nationalregierung in Berlin

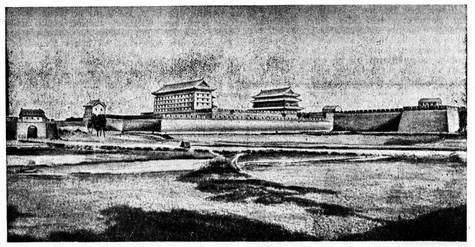
Botschaftsrat Luis Alvarez de Estrada weilt seit einigen Tagen in Berlin.



Die ungarischen Gäste beim Eintopfessen

Unser Bild zeigt den Reichsinnenminister Dr. Frick mit dem ungarischen Gast und seiner Begleitung an der Eintopftafel auf dem Kaiser-Franz-Joseph-Platz. (Atlantic, K.)

Moskau schürt in Fernost



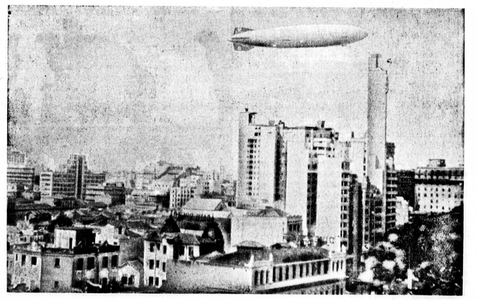
Eintopf auch in Spanien

Mitglieder der Flecha-Organisation Feminina beteiligten sich in den öffentlichen Speisehallen an der Herstellung und Austeilung des ersten gemeinsamen Eintopfgerichtes des nationalen Spanien. „El Plato Unico" wird jenes Gericht genannt, das uns im neuen Deutschland seit Jahren schon symbolisch an einer einzigen Tafel vereint. (Pressephoto, K.)

Bild links: **General Tschanghsueliang,** ein willenloses Werkzeug in der Hand der Sowjets, befehligte die chinesischen Truppen Shensi und rief zum Abfall von der Nankingregierung auf. (Scherl Bilderdienst, K.) — Bild rechts: **Marschall Tschiangkaischek,** der Präsident des Reichswollzugsamtes und Oberkommandierende der Nankingtruppen, wurde von den Meuterern in der Provinz Shensi, wo er sich zur Erholung aufhielt, gefangengesetzt. Um sein Schicksal herrscht große Besorgnis. (Scherl Bilderdienst, K.) — Eine Uebersichtskarte. Der Unruheherd, die Provinz Shensi mit der Hauptstadt Sianfu, ist schwarz eingezeichnet. (Erich Zander, K.) — Die Stadt Sianfu, wo Marschall Tschiangkaischek gefangengesetzt wurde, und die der Ausgangspunkt der Meuterei ist. Unser Bild zeigt das Nordtor der Stadt. (Donath, K.)

Der „Hindenburg" fuhr durch Südamerika

Bei einer seiner letzten Fahrten unternahm das Luftschiff „Hindenburg" eine Rundfahrt über den südamerikanischen Kontinent, wobei auch zahlreiche deutsche Siedlungen überflogen wurden. Dieses Bild nahm ein in Rio de Janeiro ansässiger deutscher Photograph auf, als sich der Luftriese über der Stadt befand. (Scherl Bilderdienst, K.)



Peter rettet die Lage

Eine Adventserzählung von Werner Oellers

In den Schaufenstern hängen nun wieder die malerischen Postkarten und liegen wieder die schönen Bilderbücher mit den herrlichen Weihnachtsbildern, auf denen die Erde mit lauter Schnee bedeckt ist. Denn Regen, obwohl er in unseren Breiten auch am Weihnachtstage häufiger ist als Schnee, paßt wenig zu unserer Vorstellung von einer deutschen Weihnacht, und dann soll es, wenn schon nicht in der rauhen Wirklichkeit, so doch wenigstens in unserer Vorstellung und auf den Weihnachtskarten ordentlich schneien oder frieren (so leid uns das auch um die Rehlein und Häslein tut, die auf den Bildern nicht fehlen dürfen.) Kein Mensch kann etwas dagegen haben. Witz anstellig stünde es auch um ein Idyll, das allzu oft und allzu leicht erreichbar wäre.

Es mußte dieses Gleichnis von der Natur, der man sie auch den guten Willen nicht ohne weiteres wird absprechen wollen, voraussgeschickt werden, damit die Leute nicht gar so arg über uns herfallen, weil wir früher, als wir noch kleiner waren, nicht immer die rechte Weihnachtsgesinnung gehabt hätten. Aber schaut, wa waren zunächst die Zeugnisse. Lag es an uns, daß man wenige Tage vor dem Fest den Keim des Unfriedens in unser sinniges Familienleben legte? Hätte man nicht, wenn er überhaupt gelegt werden mußte (was wir, die wir den Frieden über alles lieben, auf das leidenschaftlichste bestritten) hätte man nicht acht Tage damit warten können?

Man wartete nicht. Ueber die Auseinandersetzung, die sich dadurch, unnötig und gar zu einfeitig, entspann, brannte zuhause der Weihnachtskuchen an, und ein ganzer Pappkarton voll goldener und silberner Christbaumkugeln stürzte in der Verwirrung fröhlich zu Boden. Von allem andern ganz zu schweigen. Damals war Peter eine Horde der Quarta, ich selber ein Tyrann der Quinta.

Damit nicht genug, kam tagsdarauf der Bauer Gentges und führte bittere Klage: Als er in der vergangenen Woche mit seinem Fuchsen daher gekommen sei, habe Peter die Mütze gezogen und „Tag zusammen" gesagt. Darin erblickte er eine Beleidigung.

Der Bauer seinerseits schien darin den Beweis zu sehen, daß wir „nichts anderes könnten als alte Leute zum Narren halten", und er fügte dem die kategorische Erklärung an, daß „es so nicht weitergehe und daß wir nun zusehen sollten, wo wir dieses Jahr etwas zu Weihnacht kriegten. Zuhause jedenfalls nicht."

Da hatten wir die Bescherung. Das war nun unsere Vorfreude, von der wir gehört hatten daß sie die schönste sei. Man brauchte nur Peters Gesicht anzuschauen, um bis ans Herz erschüttert zu werden.

Nach dem Kaffee setzte er sich in der Küche, wo ihn alle sehen konnten, an den Tisch und schlug den Ostermann-Müller auf. Ich selber, dem kurz zuvor bittere Vorwürfe über meinerlei zerrissene Strümpfe nicht erspart geblieben waren, nahm schweigend den Stopfkasten und machte Anstalten, die Strümpfe selber zu flopfen. Bis man mir das Werkzeug aus der Hand nahm.

Es war, alles in allem, eine schreckliche Stimmung. Schon die abgenommene Vorkarabeit, die große Stille im Hause, war niederdrückend. Sie hatte etwas Bedrohliches an sich, um nicht zu sagen etwas Unheimliches, wie Fußangeln und Torpedoschiffe.

Ich sah, wie Peter, über seinen Ostermann-Müller gebeugt, nachdenklich an seinem Bleistift kaute, und fast körperlich konnte ich fühlen, wie die Gedanken hinter seiner sorgenvollen Stirn beklommene Wege gingen. Die mit der Konjugation der unregelmäßigen Verben nicht das Geringste zu tun hatten.

Nachher, als das Licht angeleuchtet war, kamen die jüngeren Geschwister, die noch nicht schreiben oder noch keinen ordentlichen Brief aufsetzen konnten, und wollten von uns ihren Wunschzettel geschrieben haben. Das brachte ein wenig Abwechselung und faß eine kleine Befreiung. Mit Eifer gaben wir uns ans Werk und ließen es dabei — die Mutter saß häselnd daneben — an lauten und weisen Ratschlägen nicht fehlen; daß man beschieden sein müsse; daß man das Christkind nicht durch übertriebene Wünsche vor den Kopf stoßen und unwirsch machen dürfe; daß auch noch für die anderen Kinder noch etwas vorsichtbleiben müsse.

Die Briefe wurden in einen Umschlag gesteckt, die genaue Adresse wurde draufgeschrieben und

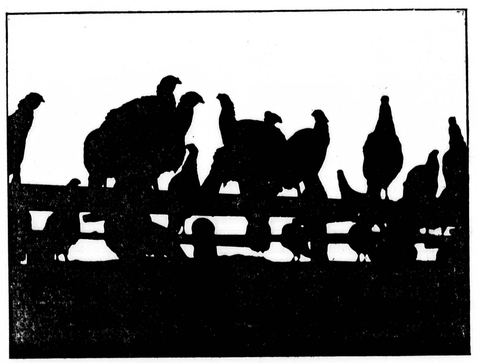
Hier wohnte Franz Xaver Gruber

In diesem Haus wohnte und starb der Komponist des Liedes „Stille Nacht, heilige Nacht . . .". Franz Xaver Gruber, in der alten österreichischen Salinenstadt Hallein bei Salzburg. Das Lied selbst wurde zum ersten Male am Weihnachtsabend des Jahres 1818 in der Dorfkirche des in der Nähe gelegenen Ortes Oberndorf gesungen.

Brief, und es dauerte geraume Zeit, bis ich den Sinn seiner Bemühungen begriff.

Dann blieben nur noch die Unterschriften. Ich sagte, es müsse heißen: „Dein dich liebender Peter", er aber sagte, das sei Quatsch. Das sei etwas für die „Mystgen", womit er die ganz kleinen meinte. Vielmehr müsse es sein wie in den Zeitungen, wenn darin ein Brief an den Kaiser oder an andere vornehme Leute abgedruckt stünde. Vielleicht wollte er damit zeigen, daß er doch nicht so auf den Kopf gefallen war, wie es das Zeugnis wahr haben wollte.)

Langsam sah er wieder nachdenklich mit gefurchter Stirn über seinem Schriftstück, bis er plötzlich den Bleistift aus dem Mund nahm und mit seiner Hand zu Papier brachte: „Des. Peter". Und also schrieb auch ich: „Des. Walter". Der Bogen wurde in einen Umschlag gesteckt, die genaue Adresse kam drauf: „An das Christkind im Himmelreich", und dann wurde das Ganze, als Peter einmal zum Hof „mußte".



Das Fest wirft „seine Schatten" voraus / Pisten auf der Stange (Weltbild, M.)

heimlich von außen zu der übrigen Himmelspost gelegt. — — —

Wir taten, wie das nach einem gesegneten Tagewerk nicht ausbleiben konnte, einen tiefen und guten Schlaf, und als wir am anderen Morgen erwachten, waren wir voller Hoffnung Es war Heiligabend.

Wie erschraken wir aber, als wir auf der Fensterbank noch einen Brief vorfanden! Denn es war kein Zweifel, welcher Brief allein das sein konnte. Unser Erschrecken und unsere Aufregung waren so groß daß wir garnicht daran dachten, den seltsamen Fall ruhig und vernünftig zu überlegen, geschweige denn, daß uns die trefflich nachgemachte Handschrift auf dem Umschlag stutzig gemacht hätte. Es war kein Zweifel: Unser Angriff war abgewiesen, unsere Erinnerung an Liebe und Frieden, unser Versprechen eines sittsamen Lebenswandels, sie waren nicht angenommen worden.

Obwohl sich das Wetter nun sehr weihnachtlich anließ — es war über Nacht eine kräftige Kältewelle über den Niederrhein gekommen — war es ein trauriger Tag. Das Herz wollte einem brechen, wenn man nur sah, wie hilflos und trostlos Peter durch die Landschaft schlich und alles Leid des Menschengeschlechts mit sich dahinschleppte. Wiediel hätte ich drum gegeben, wenn er nur einmal kräftig ausgespuckt und „Schweinerei!" gesagt hätte — alles wäre leichter zu tragen, alles wäre besser gewesen.

Aber Peter spuckte nicht, und er sagte nichts. Wir waren geschlagene Leute. So sehr geschlagen, daß wir garnicht der zunehmenden Gesprächigkeit um uns her inneinwohnen, geschweige denn des verstohlenen Wachsens, das sich hin und wieder in die elterlichen Züge drängte.

Bis in die frühe Dunkelheit des Abends hinein ließ man uns zur heilsamen Kräftigung unserer Vorsätze am Marterpfahl stehen, bis plötzlich Peter mit strahlenden Gesicht vom Hof hereinsprang und mich ungestüm beim Arm nahm: „Du, der Brief ist weg!"

Da, nun war die Welt mit einem Schlage verwandelt, und der süße Zauber, den es je auf Erden gegeben hat, senkte sich beseligend in die Herzen.

Dorfreuden / Von Erna Lange

Es ist eine unangenehm harte Luft. Man geht ein bißchen verdrossen durch die Straßen. Aber plötzlich bleibt man ganz erstaunt stehen. Denn da ist ja nun im Märchen der Wald über Nacht in die Stadt marschiert und hat sich mit all seinem geheimnisvollen Zauber aufgebaut vor unserm Fenster. Wunderbar ist der Fahrdamm hinüber und herüber gesäumt von geradezu unwahrscheinlichen Bäumen. Aber das weicht das Zauberhafte denn doch gleich ein bißchen, denn die Bäume haben ja ihre Wurzeln im Walde gelassen. Sie sind nur Gäste in der Stadt, — Gäste, die nie wieder in ihre Heimat zurückkehren werden.

„Eine Mark und fünfzig und keinen Groschen weniger! Und wenn sie ihn nicht haben wollen, dann lassen Sie'n eben stehen!"

Ach, du meine Güte! Jetzt schwindet der letzte Zauberhauch! Die Gäste aus dem Walde, die werden jetzt verkauft! Und mit Scherz und Späße heftig durcheinandergeht. Genau wie der Mensch von seinem Schicksal! Prosa ist das ganze Leben! Na, denn man tau und mittenrin!

„Bitteschön, aber bittschön! So rund und schlank wie der gewachsen ist, einen eleganteren gibt es überhaupt nicht! Die schiefe Spitze schneiden wir ein bißchen ab! — Was? Die kahle Stelle da? Die stellen Sie an die Wand, dann ist sie nicht zu sehen! Also der Baum ist einfach geschenkt!"

„Sie, kann ich Ihnen nicht den Baum nach Hause tragen?"

Man hat sich noch garnicht entschlossen, man will ihn ja eigentlich nicht, weil er doch reichlich struppig aussieht, und da sieht man solch ein kleines mageres Kerlchen mit rotgefrorener Nasenspitze und bläulich schimmernden Händen vor einem und macht so bittende Augen. Und das gibt den Ausschlag.

„Ja, geben Sie ihn her!"

Man seufzt ein bißchen, als man den Geldbeutel zieht und denkt: „Na, Geldbeutel, wenn du doch gekommen wärest! Und dann stapft man hinter dem Buben her.

„Du, Kleiner, ist die der Baum auch nicht zu schwer?"

„Der? Schwer? — Hach, der ist puppenleicht!"

Und die kurzen Beine schreiten so breit aus. Daß die eigenen Mühe haben, nachzukommen. Aber es ist nur ein kleiner Weg, denn ist man angelangt.

„So, mein Junge, vielen Dank auch. Und dies hier ist für'n Trogen! — Wart' mal, ich werde dir noch ein Stück Pfefferkuchen geben, magst du den?"

„Au, ja!" strahlt der Junge auf, und nach einer Weile fügt er halblaut hinzu: „Eine kleine Schwester habe ich auch noch zu Hause —"

„Wie? Eine kleine Schwester? So! Habe! Das ist ja nett. — Ich bin nämlich wegen des Baumes ich erst — du meinst, sie würde vielleicht auch ganz gerne ein Stück Pfefferkuchen essen, nicht wahr?"

Als er aus der Haustür stürmt, steht man hinter dem Gardinenspalt. Beide Backen arbeiten in seinem strahlenden Gesicht! O, du ganz nicht so gut gerateiner Pfefferkuchen, schmeckt du denn wirklich so gut?!

Und plötzlich ist alle Verdrossenheit wie fortgeweht. Man fühlt sich so verspielt und weihnachtlich gestimmt, daß die Arbeit nur so von den Händen flitzt! Und der Baum auf dem Balkon dünkt einem der allerschönste!

Vorweihnachtszeit / Von V. Aga Bund

Es sei so wunderschön, sich in der Vorweihnachtszeit in das Gedränge zu mischen und vor die Läden auf und ab zu pilgern, alles sei schon ein ganz klein wenig festlich getimmt, hatte Role am Fernsprecher gemeint, und Werner hatte sich überraden lassen, mit ihr durch die Straßen zu schlendern, obgleich ihm dieses Gedränge ein Greuel war und er lieber mit Role in eine Konditorei gegangen wäre, um ihr hier im geschützten Winkel etwas zu erzählen.

Ja, er hatte ihr etwas zu sagen, etwas Hochwichtiges. Aber bisher war es ihm nie gelungen, ein Gespräch auch nur einigermaßen so zu bestimmen, daß er eine Einleitung hätte machen können. Es war scheußlich. Role kam stets vom Hundertsten ins Tausendste! Werner konnte froh sein, wenn er hin und wieder eine Gesprächspause erwischte, um schnell einmal Ja oder nein sagen zu können.

„Sehen, den Leuchter", freute sich Role vor dem Porzellangeschäft über einen Rokenthal-Leuchter. Werner wollte gerade sagen, daß der sich in einem Raum auf eigenem Tisch wunderbar ausnehmen würde, aber schon hatte Role Sammelsachen entdeckt, die ihr gefielen, und für Sammelsachen wußte Werner kein Stichwort! Sie gingen weiter. Role hatte eine Art, sich durchs Gedränge zu schieben. — Werner mußte aufpassen, daß er den Anschluß nicht verlor. Er stand jetzt vor den stolzen Auslagen eines Goldwarenhändlers. Werner starrte auf die Ringe. Er überlegte. Ausgerechnet mußte Role das sagen: „Weißt du, ich finde es wirklich gut, wenn sich Verlobte nicht so viel schenken. Ich finde es viel schöner, wenn sie sich alles selber kaufen können." Und er war auf den Baum angelangt.

So, mein Junge, vielen Dank auch. Und dies hier ist für'n Trogen! — Wart' mal, ich werde dir noch ein Stück Pfefferkuchen geben, magst du den?"

„Au, ja!" strahlt der Junge auf, und nach einer Weile fügt er halblaut hinzu: „Eine kleine Schwester habe ich auch noch zu Hause —"

„Wie? Eine kleine Schwester? So! Habe! Das ist ja nett. — Ich bin nämlich wegen des Baumes ich erst — du meinst, sie würde vielleicht auch ganz gerne ein Stück Pfefferkuchen essen, nicht wahr?"

Als er aus der Haustür stürmt, steht man hinter dem Gardinenspalt. Beide Backen arbeiten in seinem strahlenden Gesicht! O, du ganz nicht so gut geratener Pfefferkuchen, schmeckt du denn wirklich so gut?!

Und plötzlich ist alle Verdrossenheit wie fortgeweht. Man fühlt sich so verspielt und weihnachtlich gestimmt, daß die Arbeit nur so von den Händen flitzt! Und der Baum auf dem Balkon dünkt einem der allerschönste!

Joseph Rienes:

Das verlorene Ich

Der Roman eines seltsamen Frauenschicksals

3. Fortsetzung

Inhalt des bisher erschienenen Teiles:

Dr. Philipp Spielvogel, ein junger Arzt, müht sich seit einer Woche fieberhaft ab, eine Krankenschwester wiederzufinden, die er vor mehreren Jahren auf dem Wiener Bahnhof bei Kriegsschluß gesehen hat und deren Gedächtnis damals durch einen bestimmten Kriegsvorfall vollkommen erloschen war. Seine Erkundigungen führen ihn endlich in eine Heilanstalt nach Feldkirch. Der leitende Arzt der Anstalt teilt ihm mit, daß die Gesuchte unter dem Namen Hilde Hild als seine Sekretärin der Anstalt tätig ist, ihr Gedächtnis aber noch nicht vollständig wiedererhalten hat. Spielvogel unternimmt am nächsten Tage mit Hilde Hild eine Dampferfahrt auf dem Bodensee.

Die letzte Folge schloß: Aber die Sonne sank, sie ließen den Hafen, die bunten Spielzeughäuser und die kreischenden Möwen von Lindau hinter sich, und mit dem Abenddunkel schienen sich auch Schatten über Hildes Seele zu senken. Stumm saß sie neben Philipp auf der Deckbank, er blickte sie forschend an und begriff, daß der Erfolg des Tages gefährdet war, wenn er sie jetzt sich selbst überließ.

„Wegen Erkältung vielleicht?"

„Ausgeschlossen. Der erbberechtigte nächste Verwandte hat in aller Form das Erbe angetreten. Marias Tod ist in ihrer Heimat bekannt. Außerdem braucht man zu solchen Dingen Papiere, und sie besaß doch nur die Papiere der Hilde Hild."

„Am besten ist es, Herr Doktor, wenn wir uns über die Hintergründe des Falles nicht mehr den Kopf zerbrechen. Unser Gespräch hat auch deutlich bewiesen, daß die uns bis jetzt bekannten Tatsachen nicht genügen, um die Sache in halbwegs vernünftiger Weise aufzuklären. Es müßte also in erster Linie Ihre Aufgabe sein, weiteres Material herbeizuschaffen."

„Sicherlich, Herr Medizinalrat. Aber wie?"

„Nun, vielleicht ergibt die Ueberprüfung der klosterneuburger Angaben einen Anhaltspunkt. Weiter müßten Sie Hildes Heimatschein nachforschen. Aus dem Akt ergibt sich, daß sie am 1. August 1897 in Wien geboren ist. Das muß überprüft werden. Wenn diese Angaben stimmen, der Heimatschein also nicht gefälscht ist, so werden Sie aus dem Stammblatt der Heimatsgemeinde weitere Verwandte ermitteln lassen, die auszuforschen und zu befragen wären."

„Gut," sagte Philipp kopfnickend, „das besorgt meine Auskunftei. Ich werde ihr gleich heute schreiben. Und wenn er gefälscht ist?"

„Dann müßte man vielleicht die Polizei aufmerksam machen."

„Ich weiß nicht," meinte Philipp zögernd, „solange nicht irgendein Verbrechen nachzuweisbar ist, wird sich die Polizei kaum anstrengen, und die Fälschungen, die sind vielleicht schon vor Jahren begangen worden. Bei dieser Hilde möglicherweise die Rolle der Voltelini spielen mußte, geht mir nicht aus dem Kopf. Vielleicht kann der letzte Verwandte der Voltelini einen Anhaltspunkt liefern. Er lebt in Salzburg, ich könnte ihn also auf der Rückfahrt besuchen.

„Das können Sie immerhin tun, Herr Doktor. Nachdem Sie sich einmal dieser Sache so angenommen haben, werden Sie sie wohl zu Ende führen. Läßt Ihnen Ihre Praxis überhaupt so viel Zeit?"

„Ich habe mir zwei Wochen Urlaub erteilt. Sie werden es vielleicht einigermaßen verrückt finden, wenn ich diesen Urlaub zu solchen Nachforschungen verwende, aber die Sache ließ mir einfach keine Ruhe."

„Ich finde das keineswegs verrückt. Höchstens bedauerlich für Sie."

„Bedauerlich?" fragte Philipp verwundert.

„Na. Nehmen Sie es mir nicht übel, wenn ich, nachdem wir über diese ärztliche und kriminelle Seite des Falles gesprochen haben — nun auch das Gefühlsmäßige berühre. Es ist sonst unter Männern unseres Alters nicht üblich, derartige Dinge zu besprechen, Aber ich halte es für meine Pflicht, Sie zu warnen. Ich möchte Ihnen empfehlen, diese Frau zu vergessen."

„Warum, Herr Medizinalrat? Sie sagten doch selbst . . ."

„Daß sie jetzt eigentlich vollkommen gesund ist. Ah, aber das besagt wenig. Die Gedächtnisstörung besteht nach wie vor weiter. Und ich nehme an, daß diese durch einen in jenen Oktobertagen erlittenen Schock verursacht wurde. Eine Art Schreckneurose also. Wenn Sie nun die alte Dauer der Krankheit bedenken, so können Sie ermessen, wie unsagbar traurig oder wie unsagbar wirklich das Schreckereignis gewesen sein muß. Das Bewußtsein, daß die Frau, die Sie lieben, einem Zuschauer eines solchen Ereignisses gewesen ist, würde auf die Dauer Ihre Beziehungen zu ihr verpiften, würde nervenschwächende Gewissenskämpfe hervorrufen. Sie zu immer neuen. Ihr Gemüt und Ihre Arbeitsfreude immer neu beeinflussenden Nachforschungen führen. Die Sühne des Mittels würde zu einer Zwangsvorstellung, die Sie nicht mehr aus ihrem Bann ließe. Glauben Sie mir, dem Nervenarzt mit fast dreißigjähriger Praxis: die Vereinigung eines vollsinnigen, normalen Menschen mit jemand, der eine derartige Krankheit als Schicksal zu tragen hat, führt zu nichts Gutem."

„Sie zeichnen ein sehr düsteres Bild," sagte Philipp erschüttert. „Sie ist aber doch heilbar! Solche Fälle sind doch eher heilbar als dauernde Störungen."

„Sicherlich. Aber niemand weiß, wann die Heilung erfolgt. Und glauben Sie, daß es für die Kranke unbedingt ein Vorteil ist, wenn sie ihr Gedächtnis wiedererlindet? Vielleicht ist der „Schwund" als wohltätig zu bezeichnen, weil sie die Vergangenheit verschleiert. Vielleicht würde die wiedererwachte Erinnerung an jenes Schreckereignis das Gemüt der Kranken von neuem verdüstern

„Ich werde mich weigern!"

„Sie werden nicht widerstehen können", flüsterte er mit leidenschaftlicher Ueberzeugung. „Ich habe heute gesehen, wie Sie aus diesem Alpdruck erwachen, wie fröhlich und glücklich Sie sein können! Ich kann es noch nicht wagen, heute, da wir uns drei Tage kennen, von meiner Liebe zu sprechen, die Sie ohnehin schon erraten haben, aber sie wird mir die Kraft geben, in diesem Kampf um Ihre Seele nicht zu ermatten."

Nun war es gänzlich finster geworden, die Laternen des Ufers warfen langsitzernde Lichtbahnen über den See. Während des Schweigens, das Philipps letzten Worten folgte, lauschten beide dem eintönigen Plätschern der Wellen und dem dumpfen Pochen der Maschine. Sie waren allein auf dem Deck.

„Wenn das Ihr fester Entschluß ist", hörte Philipp plötzlich die dunkle, bebende Stimme an seinem Ohr brechen, „so will ich Ihnen sagen, warum Sie mich vergessen müssen. Sie zwingen mich, Ihnen dieses Geständnis zu machen, obwohl ich mich nicht für fähig gehalten habe, je darüber zu sprechen. Aber heute, hier — kann ich es tun. Hören Sie — nie kann es zwischen uns irgendeine Verbindung geben, wie zwischen anderen Menschen. Sie sind gesund und ich bin krank — geisteskrank . . . ich . . . habe meine Erinnerung verloren. Ich weiß nicht, wer ich bin und wie ich heiße, ich weiß nicht, wo ich geboren bin und woher ich stamme . . . eine Amnesie! Wollen Sie immer noch Ihr Schicksal an meines ketten? Wollen Sie immer die unheimliche Gesellschaft einer Frau suchen, deren Vergangenheit niemand kennt? Bedenken Sie, was das für eine Frau bedeutet, und Sie werden verstehen, warum dieser Abend unser letzter sein muß."

Philipp schwieg. Er hörte ihre stoßenden Atemzüge, er wandte sich ihr zu, sah die Umrisse ihres bleichen Antlitzes, die weit offenen Augen auf ihn gerichtet, als ob sie ihr Urteil erwarten würde.

Er verriet, daß ihn jetzt nicht als Liebenden, sondern als Arzt eine ungeheure, für die endzeitige Heilung dieser Seele vielleicht entscheidende Chance geboten war. Er nahm ihre beiden Hände in die seinen.

„Hilde," sagte er, „liebste Hilde, ich sagte es in Euch, Hierherhin! Sie sind gesund, längst geheilt, das sehe ich ja doch! Und wenn auch die Amnesie, die Erinnerungslücke, noch besteht, wo ist da das Unheimliche? Glauben Sie, daß der Mensch, der Sie liebt, den Eintritt der Amnesie waren, so himmelweit verschieden war von dem, der Sie heute sind? Daß die unbekannte Vergangenheit irgendwelche schändliche Taten oder Laster enthalten könnte? Haben sich durch die Amnesie etwa Ihre Wesen, Ihr Charakter, Ihre Eigenschaften irgendwie verändert? Doch selbstverständlich nicht. Sie sind dieselbe wie zuvor! Im Gegenteil sogar: die Amnesie hat bei Ihnen eine gemeinsame Seele ausgelöst, die annimmt, daß durch die Amnesie nunmehr Ihr Leben zerstört sein müsse, einem Amnesekomplex, den zu beseitigen jetzt wichtiger ist, als die ganze Amnesie! Sie waren 20 Jahre alt, als die Amnesie eintrat, was also könnte Ihre Vergangenheit schon Unheimliches enthalten, als höchstens ein paar gestohlene Pfennige? Und die Lohengrin-Frage nach Name und Herkunft? Die ist mir wie den Ihnen anderen vollkommen gleichgültig. Sie selbst, Ihr Wesen und Ihr Aeußeres verraten mehr über Sie selbst, als es irgend welche Dokumente tun könnten. Sie sind es ja, die ich bewundere und verehre, und nicht Ihr Name oder Ihre Vorfahren!"

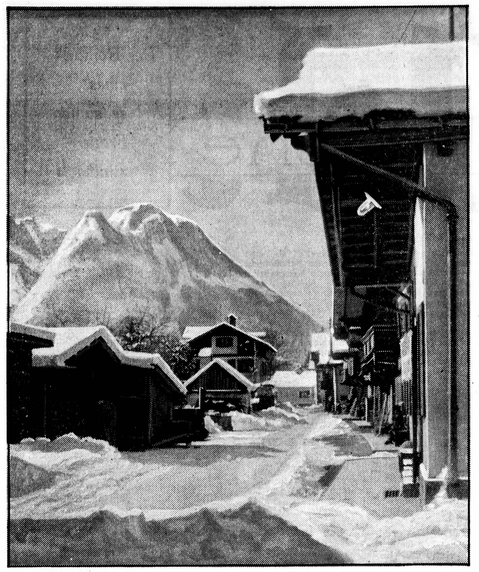
„Sie meinen es sehr gut mit mir," sagte sie. „Sie verstehen zu trösten und aufzurichten. Aber trotzdem muß ich bei meinem Entschluß bleiben. Jetzt, im Rausch, da Sie entflammt und vielleicht begeistert sind im ersten Umschwung des Gefühls scheint Ihnen das alles unwichtig, als mit einer Handbewegung abzutun. Aber später werden Sie sich daran, die Erinnerungslücke wird wie ein ewiges Unheil über uns hängen, es kann Situationen geben, — nein, es kann nicht sein! Beenden wir dieses Gespräch, das mich nur quält und alle Wunden aufreißt. Lassen Sie mir meinen Frieden, meine Abgeschiedenheit!"

„Gut, wir wollen nicht mehr darüber brechen, wenn Sie das quält. Aber den Frieden, von dem Sie sprechen, den haben Sie nicht! Das ist ein fauler Frieden, eine lonelame Selbstversöhnung, nichts anderes, für die sind Sie mir zu wertvoll. Ich wiederhole: ob Sie nun wollen oder nicht, ich werde Ihnen ein neues Leben geben, ich werde wiederkommen und Sie wieder Ihrer Gleichstörung entreißen. Antworten Sie mir nichts mehr, mein Entschluß steht fest."

Er stand auf und nahm die Mäntel über den Arm.

„In 10 Minuten, in zwei Minuten lege wir an. Gehen wir hinunter."

Sie ging in sich gekehrt, mit verschlossenem Gesicht neben ihm, als sie zum Unterdeck hinabstritten. Dann machte der Dampfer fest. Sie gingen über die Landbrücke, passierten die Zollabfertigung und stiegen in das wartende Auto, ohne daß noch ein Wort gewechselt wurde. Auch unterwegs im Auto kam außer einigen belanglosen Worten kein Gespräch in Gang. Da der Wagen ein Dauermieter war, verbot die Gepflogenheit des Chauffeurs ohnehin jedes persönliche Thema. Um zehn Uhr kamen sie in Amerlingen an, wo schon alles zu schlafen schien. Philipp gab dem Chauffeur Bescheid, daß er ihn morgen früh zur Bahn bringen sollte, und ging mit Hilde ins Haus. Bei der Treppe zum Oberstock, in dem Hildes Zimmer lag, verabschiedete er sich.



Ein Wintermorgen in Garmisch (Hackner, M.)

„Ich mache jetzt meinen Abschiedsbesuch bei Dr. Ifel, der mich erwartet," sagte Philipp. „Sie, Fräulein Hilde, werde ich morgen wohl auch nicht mehr sehen, da ich schon um sechs Uhr das Haus verlasse. Ich nehme also jetzt von Ihnen Abschied und danke Ihnen für diesen schönen Tag. Und ich hoffe, daß wir im Sommer viele ähnliche gemeinsam verbringen werden!"

Sie blickte ihn lange an. „Sie werden inzwischen Gelegenheit haben, ruhig über das nachzudenken, was ich Ihnen mitgeteilt habe," sagte sie dann. „Nach einiger Zeit und in einiger Entfernung wird Ihre Erinnerung an mich verblassen und die Vernunft ihre Wirkung ausüben. Dann werden Sie nicht mehr kommen."

„Glauben Sie? Nun, es genügt mir schon, daß Sie es mir überlassen, ob ich herkommen soll oder nicht. Das ist doch schon etwas, nicht wahr? Also — auf Wiedersehen, Fräulein Hilde!"

Er faßte ihre Hand, sie schien noch etwas sagen zu wollen, dann wandte sie sich mit gesenktem Kopf um und stieg die Treppen hinauf.

*

Und Dr. Ifel war entsetzt, als er sie gleich nach seiner Rückkehr zu sich berief, um ihr die Ergebnisse seiner Bregenzer Besprechungen mitzuteilen.

„Wie sehen Sie aus, Fräulein Hilde?" rief er ehrlich erschrocken, „was hat's denn gegeben?"

„Nichts," entgegnete sie müde.

„Hatten Sie einen Anfall? Fühlen Sie sich überanstrengt? Haben Sie einen der Herrn konsultiert, während ich fort war?"

„Nein, ich bin ja nicht krank."

Er stand auf und nahm sie bei den Händen.

„Setzen Sie sich einmal her, Hilde, und sehen Sie mich an. So — ja. Und jetzt schütten Sie mir Ihr Herz aus. Sie wissen, daß ich nicht nur Ihr Chef, sondern auch Ihr Arzt und sonstwas auch Ihr Vater bin. Sprechen Sie ruhig . . . Ich sehe ja, daß Sie etwas mit sich herumtragen, das Sie quält."

Sie schwieg.

Dr. Ifel dachte nach. Sie konnte die Anstalt in diesen drei Tagen nicht verlassen haben. Und hier war ja ewig das gleiche, hier geschah nichts, was sie hätte aufwühlen können. Vielleicht vor den drei Tagen . . . Ah!

„Hängt es mit diesem Dr. Spielvogel zusammen?" fragte er.

Sie nickte.

„Er hat Ihnen seine Liebe gestanden?"

„Eigentlich nicht. Aber . . ."

„Sie Ihnen zu verstehen gegeben, nicht wahr? Und das geht Ihnen nahe . . . Haben Sie sich etwa auch verliebt?"

„Nein, aber ich habe begriffen, was mir verschlossen ist. Ich habe das Leben gesehen, draußen, außerhalb der Anstalt — ich habe einen schönen Frühlingstag erlebt, an der Seite eines Mannes, der mich zu lieben scheint — und nun . . ."

„Warum haben Sie mich geheilt?" brach sie plötzlich los. „So weit geheilt, daß ich das alles erkenne und begreife, daß ich verstehe, daß ich zur Einsamkeit verurteilt bin! Hätten Sie mich in dem Zustand belassen, in dem ich aus dem Zelle so stumpf, mit getrübten Sinnen, ich würde wie ein Tier dahinleben, aber wenigstens nicht wissen, daß ich ein Mensch, eine Frau bin! Ach, es ist gut für Sie und Ihre Anstalt, daß Sie heute zurückgekommen sind, denn ich war schon nahe daran, den Giftschrank zu plündern."

„Das habe ich gefürchtet," sagte Dr. Ifel ernst. „Seit Jahren gefürchtet. Immer bestand die Gefahr, daß sich nach der Heilung der Depression, mit der Sie aus dem Fieber zurückgekehrt waren, durch das Weiterbestehen der Amnesie eine Minderwertigkeitsneurose entwickeln könnte, die Ihnen Ihr ganzes Leben als durch die Gedächtnislücke gelähmt erscheinen läßt. Vielleicht war es ein Fehler, daß ich Sie hier in der Anstalt beschäftigte, vielleicht hätte ich Ihnen draußen in der Welt einen Beruf suchen sollen, um Sie von dem Gedanken an Ihre seinerzeitige Erkrankung endgültig abzulenken. Aber andererseits erschien es mir doch gefährlich. Sie gänzlich sich selbst zu überlassen, denn diese Neurose hätte schließlich ebensogut wo anders als hier auftreten können. Wenn Sie nur irgend welche Anhörigen hätten! Aber nun sind Sie eben hier, und das Herumraten, was unter anderen Umständen eingetreten wäre, ist zwecklos."

„Ja, zwecklos," sagte sie bitter. „Zwecklos wie mein ganzes Leben. Hoffnungslos . . ."

„Nun warte ich aber schon Jahre und Jahre . . ."

„Eben, Sie haben die Geduld verloren, nichts anderes. Es dauert in Ihrem Falle Jahre, richtig, aber Sie sind ja jung. Sie können ruhig warten. Ich will Sie nicht beunruhigen, für ein paar Tage beschwichtigen, Fräulein Hilde, nein, was ich gesagt habe, ist meine ärztliche Ueberzeugung."

„Das gleiche hat auch Dr. Spielvogel gesagt, als ich ihm meinen Fall schilderte," antwortete Hilde mutlos. „Auch er hat meine Bedenken als Gebirgsegoinste bezeichnet, aber ich betrachte das alles als den selbstverständlichen Optimismus des Verliebten."

„Sie haben ihm Ihren Fall geschildert?" fragte Dr. Ifel überrascht. „Warum das? Sie haben doch sonst noch nie davon gesprochen."

„Ja. Ich . . . ich wollte ihn abschrecken. Als ich sah, daß er auf dem besten Wege war, sich in mich zu verlieben, hielt ich es für richtig, ihm die Zwecklosigkeit eines solchen Gefühls darzutun, ich wollte keine Illusionen entstehen lassen, und als er hartnäckig dabei blieb, daß er wiederkommen wollte, habe ich ihm mitgeteilt, weshalb jede Beziehung zwischen ihm und uns ausschichtslos ist."

„So . . ." murmelte Dr. Ifel gedankenvoll. „Sie haben ihm das mitgeteilt . . . ihm als ersten und einzigen . . . seltsam!"

„Und er?" fragte er laut. „Er begeichnete Ihre Furcht vor der Amnesie als Gebirgsegoinste?"

„Ja, als Psychose, genau wie Sie. Er erklärte, daß er trotz allem im Sommer wiederkommen wird. Daß er seine Bemühungen nicht aufgibt."

„Das kann ich mir denken," sagte Dr. Ifel trocken, während er Hilde scharf beobachtete, „Ihre Erzählung war ihm ja nichts Neues."

„Was . . .?" fragte Hilde, sich erbleichend, „. . . was sagen Sie da . . . nichts Neues?"

„Ihr Fall war ihm längst bekannt," sagte Dr. Ifel, ruhig den Weg fortschreitend, der ihm nun als richtig erschien. „Als selbst habe ihm Ihren Fall geschildert, gleich nachdem er hier ankam. Er ist ja nur Ihretwegen gekommen."

„Meinetwegen?" stammelte Hilde, nun vollkommen verstört.

„Nur Ihretwegen. Es wundert mich, daß er Ihnen das nicht erzählt hat. Er hat sie vor Jahren zum erstenmal gesehen, in Wien, als Sie vom Felde ankamen. Damals schon müssen Sie ihn ihrem tiefen Gefühl erregt gemacht haben. Durch eine zufällige Aehnlichkeit hat er sich vor kurzem Ihrer erinnert und Ihnen mit einem erstaunlichen Aufwand von Kosten und Mühen nachgeforscht, bis hierher. Ich habe ihm die volle Wahrheit über Ihren Fall erzählt, und er hat mich ersucht, sich Ihnen nähern, Ihre Gesellschaft suchen zu dürfen. Das habe ich, wie Sie gesehen haben, gestattet."

„Ich verstehe diesen Menschen nicht," sagte sie leise. „Er ist wohl Arzt, das mag manches erklären, er ist vielleicht gewohnt, über Krankheiten anders zu denken, als andere Männer. Aber er hat sich mir ja nicht als Arzt genähert, sondern als Mann . . . Der Mann aber sollte sich abwenden, die Erinnerung an mich wegzuwischen trachten . . ."

„Das ist eben Ihr Irrtum," sagte Dr. Ifel, „Sie sehen Ihren sogenannten Defekt aus einem falschen Gesichtswinkel, der ihn ungeheuer vergrößert. Er aber sieht richtig — sieht eine junge, schöne, höchst liebenswerte Frau — da kann man sich noch über ganz andere Dinge hinwegsetzen als eine belanglose Gedächtnislücke . . ."

„Herr Doktor," sagte Hilde erregt, mit glühenden Wangen, in einem Maße verändert und hoffnungsfreudig, daß dieser rasche Wechsel in ihrem Gesichtsausdruck Ifel selbst, hätte, lassen Sie mich gehen! Lassen Sie mich fort allein bleiben."

„Aber gerne, Fräulein Hilde! Unsere Arbeit hat ja Zeit bis morgen."

Und sie er dann allein war, lächelte er vor sich hin.

Was doch so ein bißchen Liebe bei einer Frau nicht alles ausmacht, dachte er.

*

Knapp anderthalb Stunden zwischen zwei Schnellzügen blieben Philipp, um die Sache Neudörfer zu erledigen. Er war vernünftig genug, einzusehen, daß diese Aufstellung auch vor einer engeren Verbindung mit Hilde erfolgen mußte. Dr. Ifels Warnung, daß die Unkenntnis ihrer Vergangenheit und insbesondere des Schreckenserlebnisses, das die Amnesie hervorgerufen hatte, auf die Dauer ihre Beziehungen auseinander verairren würde, war nicht ohne Eindruck geblieben, wenn er auch die Wirkung einer solchen Erinnerungslücke auf Außenstehende Hilde es ein Fehler, daß ich Sie hier in der Anstalt beschäftigte, vielleicht hätte ich Ihnen draußen in der Welt einen Beruf suchen sollen, um Sie von dem Gedanken an Ihre seinerzeitige Erkrankung endgültig abzulenken. Aber andererseits erschien es mir doch gefährlich. Sie gänzlich sich selbst zu überlassen, denn diese Neurose hätte schließlich ebensogut wo anders als hier auftreten können. Wenn Sie nur irgend welche Anhörigen hätten! Aber nun sind Sie eben hier, und das Herumraten, was unter anderen Umständen eingetreten wäre, ist zwecklos."

„Ja, zwecklos," sagte sie bitter. „Zwecklos wie mein ganzes Leben. Hoffnungslos . . ."

„Nun warte ich aber schon Jahre und Jahre . . ."

„Eben, Sie haben die Geduld verloren, nichts anderes. Es dauert in Ihrem Falle Jahre, richtig, aber Sie sind ja jung. Sie können ruhig warten. Ich will Sie nicht beunruhigen, für ein paar Tage beschwichtigen, Fräulein Hilde, nein, was ich gesagt habe, ist meine ärztliche Ueberzeugung."

„Das gleiche hat auch Dr. Spielvogel gesagt, als ich ihm meinen Fall schilderte," antwortete Hilde mutlos. „Auch er hat meine Bedenken als Gebirgsegoinste bezeichnet, aber ich betrachte das alles als den selbstverständlichen Optimismus des Verliebten."

„Sie haben ihm Ihren Fall geschildert?" fragte Dr. Ifel überrascht. „Warum das? Sie haben doch sonst noch nie davon gesprochen."

„Ja. Ich . . . ich wollte ihn abschrecken. Als ich sah, daß er auf dem besten Wege war, sich in mich zu verlieben, hielt ich es für richtig, ihm die Zwecklosigkeit eines solchen Gefühls darzutun, ich wollte keine Illusionen entstehen lassen, und als er hartnäckig dabei blieb, daß er wiederkommen wollte, habe ich ihm mitgeteilt, weshalb jede Be-

(Fortsetzung folgt.)

Der letzte Kaiser der „alten Schule"

Eine Schicksalstragödie auf dem Kaiserthron: Franz Joseph I. von Oesterreich-Ungarn

Von Horst W. Karsten

Copyright by Verlag Presse-Tagesdienst, Berlin W 35.

(Schluß)

Drei oder vier Tage vor der Katastrophe kam eines Morgens, es war ein seltener Fall und so früh, daß ich noch müde im Bett lag, meine Schwester sehr verzweifelt und aufgeregt zu mir:

„Rudolf fährt nach Mayerling, um einige Tage dort zu bleiben . .,

aber er wird nicht allein sein — was soll ich machen?"

„Um Gotteswillen", rief ich aus, „er darf nicht allein fahren. Fahre mit ihm!"

Aber das war unmöglich. Und so ging alles seinen unheilvollen Gang. Rudolf fuhr wirklich nach Mayerling und wollte dort mit seiner Geliebten vom 28. Januar 1889 abends bis zum 30. früh bleiben. Seine Jagdgäste, die wie gewöhnlich für 36 Stunden eingeladen waren, kamen um 8 Uhr früh — aber die Gesellschaft war wie eines jener Bankette zur Zeit Neros und Tiberius', wo auch der Tod zu Gast geladen war . . .

So weit die Prinzessin von Coburg. Sachlicher, schalter sich nun der Biograph des Kaisers Franz Joseph, Joseph Redlich ein:

Am 30. Januar 1889 verbreitete sich des Morgens in Wien

die Nachricht von dem plötzlich erfolgten Tod des Kronprinzen Rudolf.

In seinem kleinen Jagdschloß Mayerling, hieß es, habe man ihn des Morgens tot in seinem Schlafzimmer gefunden. Bald erfuhr man auch, daß im gleichen Raum die Leiche der Mary Vetsera lag. Den ungeheuerlichen Gerüchten, die sich sogleich verbreiteten und die ganze Bevölkerung des Reiches, ja Europas in beispiellose Aufregung versetzten, trat auf Befehl des Kaisers die öffentliche und offizielle Mitteilung entgegen, daß der Kronprinz sein Leben und das des jungen Mädchens an seiner Seite durch eigene Hand geendet habe.

Ueber die Vorgänge unmittelbar vor dieser furchtbaren Tat ist bis zur Gegenwart nichts durch Dokumente oder Aussagen von den als Zeugen zu wertenden Persönlichkeiten bekannt geworden. Sie, die sie sich alle zu tiefstem unverbrüchlichem Stillschweigen verpflichtet, haben leidlichen Ihren Eid gehalten — und heute teilt niemand mehr von ihnen. Die Staatsakten, die auf den Tod des Kronprinzen Bezug haben, sind, als die Revolution die Archive öffnete, nicht gefunden worden.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die offizielle Mitteilung vom Selbstmord des Kronprinzen die einfache Wahrheit verbarg. Das rein Menschliche an der in der Geschichte aller Dynastien ganz einzigen und ungeheuerlichen Tat erschien und erscheint nicht allzu kritisch, nachdem die Beziehungen zwischen dem Kronprinzen und dem jungen Mädchen, mit dem er vereint starb, näher bekannt geworden. Die Ehe war durch sein Verschulden und wohl auch durch die allzu quälende Eifersucht seiner Gattin schon in den letzten Jahren vor der Katastrophe unglücklich gewesen. Die Weisung hatte sich Rudolf erbeten, daß er unmittelbar an den Papst mit solchen Absichten herantrat.

Es kam zwischen Vater und Sohn zu furchtbaren Auseinandersetzungen,

als Kaiser Franz Joseph durch Mitteilungen der geheimen Polizei davon erfuhr. Der Vater brachte den Sohn dahin, daß der Kronprinz auf Ehrenwort versprach, nicht nur seine Pläne aufzugeben, sondern auch seine Beziehungen zu der Mary Vetsera zu lösen. Ein Wiedersehen zwischen den Liebenden am nächsten Tag führte die Katastrophe herbei. Die Vetsera floh aus dem mütterlichen Hause mit Wissen des Kronprinzen und begab sich mit seiner Hilfe heimlich nach Mayerling . . .

Das Gefühl tiefer Schuld, die er dem jungen Mädchen und ihrer Familie gegenüber auf sich geladen, verstärkt durch das Gefühl seiner Verantwortung gegenüber seiner eigenen Familie und durch das tief deprimierende Bewußtsein, dem Vater gegenüber sein feierliches Wort gebrochen zu haben — all dies zusammen war mehr, als der offenbar schon seit langen Zeit schwer erschütterte Nervenzustand des unglücklichen Prinzen zu ertragen vermochte. Anstrengende Jagden und dazu Zechereien, mit deren Hilfe er sich offenbar über seine inneren Kämpfe kurz vor der Katastrophe hinwegzubringen hoffte, scheinen dann das Gegenteil bewirkt und den letzten Anstoß zu dem furchtbaren Entschluß gegeben zu haben.

Immerhin dauerte es bis zu diesem Entschluß in Mayerling noch zwei Tage. Nur die Abfassungsbriefe waren schon geschrieben. Das an seine Gattin gerichtete Schreiben fand man im Privatschreibzimmer Rudolfs. Der Brief begann, nach Ausfage der Prinzessin von Coburg, mit den Worten:

„Ich nehme Abschied vom Leben . . ."

Er endete:

„Werde glücklich auf Deine Art . . ."

Man hat die beiden Liebenden erschossen aufgefunden . . . Die ersten, die die Nachricht in die Hofburg brachten, waren der Graf Hoyos und der Prinz von Coburg, die als Gäste in Mayerling gewesen waren. Das einzige, das man je von ihnen gehört hat, sind die Worte des Coburgers an seine Gattin gewesen:

„Das, was ich dort gesehen habe, ist furchtbar, furchtbar —

aber ich kann und darf nichts sagen, außer daß sie Deine Ruhe zu sind."

Die Kaiserin, so erzählt die Coburgerin, ließ mich zu sich bitten. Als ich wankend vor Erschütterung mich zu ihr bogab, befand ich mich einer mit einem schwarzen Schleier bedeckten Marmorstatue gegenüber. Ich hatte solch Mitleid mit ihr, daß ich kaum vorwärtsgehen konnte. Ehrfurchtsvoll küßte ich ihr die Hand, die sie mir entgegenhielt, und mit ihrer verschleierten Stimme einer Mater dolorosa murmelte sie:

„Nicht wahr, Du weinst mit mir, denn auch Du hast ihn lieb gehabt . . ."

Wie sehr hat die Unglückliche ihren strahlenden Sohn geliebt . . . —

Und der Kaiser — ?

Daß Franz Joseph nach der furchtbaren Botschaft, die niemand anders als die Kaiserin ihm zu bringen den Mut hatte und die Arzti, nicht zusammenbrach, verdankte er fast übermenschlicher Selbstbeherrschung und seelischer Größe seiner Gemahlin, deren Beistand ihn über die schwersten Tage hinwegbrachte.

Einer Deputation des Reichsrates, die ihm das Beileid des Parlamentes ausdrückte, erwiderte er mit den denkwürdigen Sätzen:

„Ich finde keine Worte, um die Dankbarkeit zum Ausdruck zu bringen, die ich der Kaiserin schulde, die sich als eine so starke Stütze in diesen Tagen mir erwiesen hat, und demütig danke ich Gott, daß er mir eine solche Hilfe gegeben hat. Je weiter Sie diese Worte verbreiten, desto mehr bin ich Ihnen dafür verpflichtet."

Dennoch war es der Kaiser, der zuerst Trost fand. Die Kaiserin hat ihn nie gefunden. Die Gatten haben sich mehr und mehr auseinandergelebt, und Elisabeth fühlte längst, daß sie dem Kaiser nicht mehr alles sein konnte.

Franz Joseph wurde mehr und mehr einsam

Immer mehr war er persönlich und menschlich ganz auf sich selbst angewiesen. Die Familie versagte vollkommen. Von seinen noch lebenden Brüdern hatte er den jüngeren Ludwig Viktor als nutzlosen Nichtstuer und Tunichtgut von Hof verbannt. Der ältere, Karl Ludwig, hatte nur geringe Fühlung mit ihm und starb dann. Es starben auch Erzherzog Albrecht und Erzherzog Wilhelm, die beide dem Kaiser unter allen Prinzen des Kaiserhauses am nächsten gestanden hatten. Seit des Kronprinzen Tode waren seine beiden älteren Söhne, die Erzherzoge Franz Ferdinand und Otto, die zur Thronfolge nächstberechtigten Agnaten. Es war unvermeidlich, daß der Kaiser den jungen Erzherzogen, schon des großen Altersunterschiedes wegen, fremd gegenüberstand . . . . Dazu kam, daß die gesamte sonstige junge Generation des Erzhauses Franz Joseph immer mehr Sorgen und Kümmernisse bereitete durch mehr und mehr sich häufende Skandale und Abwegigkeiten.

Immerhin aber hat seine mehrende Vereinsamung der Kaiser zum guten Teil auch sich selber zuzuschreiben. Er war zu verschlossen geworden und zu sehr in sich und seine Herrscheraufgabe versenkt und vor allem auch zu arm an Gefühlen und innerlicher Wärme den Menschen gegenüber, auch denen, die er als Mitglieder der Dynastie auf der Höhe seiner eigenen Machtstellung selbstverständlich wünschte.

Die Kaiserin Elisabeth ist es gewesen, die ihm, längst vor ihrem Tode, bewußt noch einmal menschliche Nähe zugeführt hat. Auch er brauchte ja jene Berührung und Zerstreuung, die häufige Konversation im engsten Kreis, unbefangener Meinungsaustausch gewähren. Das wußte die Kaiserin und suchte Franz Joseph das was ihm in ihrer immer häufigeren und längeren Abwesenheit fehlte, irgendwie zu ersetzen.

Durch einen Zufall und vermöge ihres seltenen weiblichen Herzenstaktes ist sie das gelungen. Zu Ende der achtziger Jahre hatte Franz Joseph anläßlich einer Audienz die neuerdings an das Burgtheater berufene Hofschauspielerin

Katharina Schratt

kennengelernt. Die junge Frau, mit einem Herrn von stets vermißt und Mutter eines Sohnes, fand sogleich das Interesse und die Sympathie des Kaisers für ihre ebenso liebenswürdige als natürliche Erscheinung. Sie erschien ihm sogleich als das, was sie auch wirklich war: als anziehende Verkörperung der großen Vorzüge der echt österreichischen Frau, in ihrem Frohsinn und der Herzenswärme, die ihr zu eigen waren, in ihrer schlichten Natürlichkeit. Grillparzers edelste Dramen verstärken mit der Schöpferkraft des großen Dichters solche Frauen als schönste Trägerinnen altösterreichischer Kultur im einzelnen und im gesellschaftlichen Leben. Aus dem guten Bürgerstand der alten Stadt Baden bei Wien entsprossen, hatte innerer Beruf sie zum Theater geführt, wo sie als wahrhaft volkstümliche Künstlerin beim großen Publikum Wiens beliebt war und hohe Schätzung fand.

Die Kaiserin Elisabeth hatte sie noch vor dem Kaiser kennengelernt und für sie große Zuneigung genommen. Daraus entwickelte sich bei ihr der Gedanke und der lebhafte Wunsch, in das einsame, sorgenerfüllte und graue Alltagsleben des Kaisers, zumal während ihrer langen und häufigen Reisen, durch den freundschaftlichen Verkehr mit dieser anmutigen Frau etwas mehr Licht und Farbe zu bringen. Durch ihre harmlose, nur allen Dingen der Politik weit entfernte Unterhaltung, zugleich aber auch durch ihren warmen Herzenstakt verstand es Frau Schratt, dem Kaiser ihr Haus und seinen Besuch daselbst so zu einer von Franz Joseph dankbar empfundenen Lebensgewohnheit zu machen. Indem Elisabeth dem Kaiser die Freundschaft mit Frau Schratt schuf — sie und ihre Tochter besuchten sie und empfingen sie regelmäßig, zumal in Ischl, in diesen Nachbarschaft sie stets im Sommer lebte —, hat sie ihm noch einmal das Beste gegeben, was sie ihm geben konnte. Wie hatte Franz Joseph sonst das letzte Vierteljahrhundert seines Lebens als Mensch ertragen können, wenn er, von seiner jüngsten Tochter abgesehen, mit der und deren Kindern er ein einigermaßen herzliches Familienleben führte, nicht eine einzige menschlich warm fühlende Seele um sich gehabt hätte! Frau Schratt aber ist ihm diese Seele geworden — und ihre Kameradschaft hat sich bewährt weit über den Tod des Monarchen hinaus, als Zeit in jüngster Zeit noch trotz immer beschiedener gewordenen Lebensumständen kein noch so phantastisches Honorarangebot amerikanischer Pressekonzerne sie veranlassen konnte, der Oeffentlichkeit etwas preiszugeben von dem, was an Lebens- und Seelenseralichkeit geherrscht hat zwischen ihr und dem Kaiser Franz Joseph.

Dem schon greisen Kaiser bescherte das Schicksal adenn noch einmal die gleiche Tragödie, die er schon einmal durchzumachen hatte: die Entfremdung von dem Thronerben! Diesmal handelte es sich um den

Erzherzog Franz Ferdinand.

Die beiden Fürsten waren diametral entgegengesetzte Naturen — es war aber auch in diesem Falle erst eine Frau, die die große Kriegsfurie des Verhältnisses zwischen diesen Männern hervorrief. Im Jahre 1898 wurde, nachdem Franz Ferdinand sich allen Heiratsvorschlägen gegenüber ablehnend verhalten, mit einem Male in der Oeffentlichkeit bekannt, daß Franz Ferdinand der jungen

Gräfin Sophie Chotek,

die er als Hofdame in der Residenz des Erzherzogs Friedrich in Preßburg kennengelernt, sein Herz zugewandt und ihr die Ehe versprochen habe. Seine nunmehr an den Kaiser gerichtete Bitte um Bewilligung dieser Ehe rief größte Aufregung bei dem Kaiser, der diesen Plan vollständig ablehnte, hervor. Nach peinlichen Kämpfen zwischen den beiden Fürsten wurde zunächst ein Aufschub von einem Jahr als Ueberlegungsfrist für den Erzherzog festgesetzt, was aber an dessen festem Entschluß nichts änderte.

So kam es denn zu neuerlichen Kämpfen. Franz Joseph lehnte diese Ehe ab, weil das alte Geschlecht der böhmischen Grafen Chotek nicht zu jenen Familien gehörte, denen auf Grund der deutschen Bundesakte von 1814 mit Rücksicht auf ihre ehemalige deutsche Reichsstandesschaft oder auch als mediatisierte Fürsten das Connubium mit den regierenden Häusern zuerkannt war. Dieser fundamentale Grundsatz des deutschen Privatfürstenrechtes war für Franz Joseph auch noch am Beginn des 20. Jahrhunderts heilig und durfte nicht verletzt werden — eine Zeitfremdheit, die den Kaiser erneut in eine Tragödie hineinhetzte . . .

Schließlich fand der greise Monarch darüber die Ruhe, auf der sich ein Ausgleich schaffen ließ, bei dem aber beide Teile sich nie beruhigt haben. Der Kaiser bewilligte lediglich

eine Eheschließung zur linken Hand —

eine Verbindung also, die morganatisch blieb. Sodann hatte der Erzherzog am 28. Juni 1900 in einer feierlichen Versammlung des Hofes und des Geheimen Rates dem Kaiser einen Eid zu schwören, daß er bei voller Wahrung seiner persönlichen Rechte und Ansprüche anerkenne, daß die aus der Ehe hervorgehenden Kinder aller Prärogative der Ebenbürtigkeit, vor allem der Thronfolge entbehren.

Danach erhob Franz Joseph die Gattin des Thronfolgers zur Fürstin von Hohenberg.

Niemals ist es aus einem herzlichen Verhältnis zwischen dem jungen Paar und dem alten Kaiser gekommen. Der Gegensatz zwischen Hersicher und Thronfolge verschärfte sich im Gegenteil immer mehr. Niemand hat

der Doppelmord zu Serajewo,

dem der Thronfolger und seine Gattin zum Opfer fielen, den leidgeprüften greisen Kaiser wie ein Blitzstrahl getroffen — wenn er auch selbstlos auf diesen neuen Schlag reagiert hat . . . Es wird nämlich berichtet, daß, als am Abend des Unglückstages vom 28. Juni 1914 an den Grafen Paar die Frage gerichtet wurde, wie der Kaiser die schreckliche Nachricht aufgenommen habe, der Generaladjutant die Antwort gab:

„Nur heutigen furchtbaren Schicksalsfügung hat der Kaiser überhaupt nicht viel gesagt. Im ersten Augenblick war er aufs Tiefste betroffen, wie vom Schlage getroffen; er schloß für einige Minuten die Augen und blieb ganz in Gedanken versunken. Dann aber sprach er — nicht eigentlich zu mir, sondern mehr zu sich selbst — die Worte entrangen sich schwer seiner Brust:

„Entsetzlich! Der Allmächtige läßt sich nicht herausfordern! — — Eine höhere Gewalt hat wieder jene Ordnung hergestellt, die ich leider nicht zu erhalten vermochte!"

Gravenvolle Worte, verhaftet einem fast unmenschlichen Maße der Selbstmacht. Die wir Heutigen kaum noch verstehen, und die zum großen Teil die Tragödie dieses ganzen Kaisertums verschuldet hat . . .

Der letzte Schlag

ist für den greisen Franz Joseph der Ausbruch des Weltkrieges gewesen — und mehr und mehr ein ahnungsvolles Gefühl dafür, wie mächtig sein Reich in allen Fugen wankte. Und wie es zusammenbrach, hat er nicht mehr erlebt — so mitte ist doch das Schicksal zu diesem leidgeprüften Monarchen gewesen.

Am 21. November 1916, vor nunmehr 20 Jahren, schloß Oesterreich-Ungarns schon fast mythisch gewordener Monarch die müden Augen . . .

Kronprinz Rudolf von Oesterreich und Prinz Wilhelm von Preußen (Wilhelm II.) mit ihren Gattinnen, der Kronprinzessin Stephanie und der Prinzessin Auguste Victoria. (Aufnahme von 1884) (Historischer Bilderdienst)

Bauer, Dame und König

Kleine Kulturgeschichte der Spielkarten

Die langen Tage und Abende sind da, sie sind die „Hochsaison" der Skatklubs, der Bridgekränzchen und aller sonstigen Kartenspiele, deren Freunde und Freundinnen gerade in unserem Vaterlande so besonders zahlreich sind. Es ist aber auch recht unterhaltsam, sich einmal „theoretisch" mit diesem uralten, bis ins dreizehnte Jahrhundert zurückgehenden Zeitvertreib der abendländischen Menschheit zu beschäftigen. Der nachstehende Artikel unternimmt einen kleinen Streifzug durch einige besonders interessante Gebiete aus der Kulturgeschichte unserer viel geschmähten und viel gelobten Spielkarten.

Woher kommen die Spielkarten?

Die Meinungen darüber, wo eigentlich die Spielkarten zuerst aufgetreten sind, gehen zwar etwas auseinander, die Mehrzahl der Wissenschaftler ist aber der Ansicht, daß sie aus dem Orient stammen und zwar entweder aus Persien, Indien oder Innerasien. Im 7. Jahrhundert n. Chr. kamen sie mit dem Buddhismus nach China und später nach Japan; durch die Kreuzfahrer gelangten sie dann im 13. Jahrhundert nach Europa. Der älteste Name für Spielkarten war Naibi, wahrscheinlich ein altes sarazenisches Wort. Sie werden dann im Jahre 1299 in der Chronik des Sandro de Pipozze in Venedig zum ersten Male erwähnt, 1379 finden wir das Wort Naibi in einer weiteren italienischen Chronik. Im Jahre 1387 erscheint das Wort „Naibes" erstmalig in Spanien — und zwar in einem Verbotsedikt Johannes I. von Kastilien! Um diese Zeit muß die Sitte des Kartenspielens also schon sehr weit verbreitet gewesen sein; die Spielleidenschaft hatte bereits derartig überhand genommen, daß die Obrigkeit sich genötigt sah, an vielen Orten Verbote dagegen zu erlassen. In Deutschland verbietet 1329 der Bischof von Würzburg allen Klerikern seiner Diözese das Kartenspielen; 1367 untersagt es der Rat der Stadt Bern. In Nürnberg, Augsburg und Ulm hatten sich im 14. Jahrhundert schon Kartenmacher-Innungen gebildet; auch in diesen Städten schritten die Stadtoberhäupter zeitweise gegen die allzu große Spielleidenschaft ein.

Die ersten deutschen Spielkarten

Die ältesten Spielkarten waren meistens mit der Hand auf Papier gemalt, nur in Ostasien verwandte man bemalte Holz- und Elfenbeintäfelchen. Das erste deutsche gestochene Kartenspiel, das man nachweisen kann, stammt aus dem Jahre 1446 von einem unbekannten Meister, den man den „Meister der Spielkarten" genannt hat; während alle späteren Kartenspiele aus vier Farben bestehen, was sich bis auf die heutige Zeit erhalten hat, unterscheidet man beim Meister der Spielkarten fünf verschiedene Farben. Da ist zunächst eine Serie mit Menschenbildern, dann finden wir eine Raubtierfolge mit Löwen und Bären. Die dritte Serie zeigt Bilder von Hirschen und Rehen, die vierte, eine Vogelserie, ist besonders gut gelungen. Eine fünfte Folge schließlich zeigt Blumenbilder.

Die Anzahl der Karten bei den Kartenspielen hat im Laufe der Zeit häufig geschwankt, auch die Form der Karten hat natürlich mancherlei Wandlungen durchgemacht. Gegen Ende des 15. Jahrhunderts hatte man runde oder ovale Kartenblätter, die sich aber nicht als zweckmäßig erwiesen, so daß man später ganz allgemein zu der heute noch gebräuchlichen, rechteckigen Form überging. Von einigen Wissenschaftlern wird vermutet, daß man einfach einige Figuren des Schachspiels auf die Karten übertragen hätte; andere Forscher wiederum sind der Meinung, daß sich in den Figuren der heutigen deutschen Spielkarte uralte germanische Zeichen erkennen lassen. Eindeutig geklärt sind diese Fragen vorläufig noch nicht.

Es ist ein merkwürdiges Zusammentreffen, daß ausgerechnet Heiligenbilder und Spielkarten im 14. und 15. Jahrhundert weitaus am meisten „gefragt" wurden; den Spielkarten spricht man aber ein noch höheres Alter den Heiligenbildern zu. Die technische Herstellung der Kartenbilder hat ungefähr die gleiche Entwicklung durchgemacht, wie die Wiedergabe von Zeichnungen überhaupt. Die ältesten uns erhaltenen Spielkarten wurden durch Kupferdruck hergestellt. Als der Holzschnitt erfunden war, wurde von Holztafeln gedruckt, und die bunten Farben wurden mit Pinseln ausgeführt. Die älteste deutsche Holzschnitt-Spielkarte erschien 1478 bei Günther Zainer in Ulm.

Die „Vogel-Fünf" aus dem ersten deutschen Kartenspiel, das vollständig erhalten ist. Eins der schönsten Kunstwerke aus dem Spiel des „Meisters der Spielkarten". (Entstanden um 1440 Photos (4) Wissensch. Nachr.-Zentr.)

Kunst der Spielkarten

Die alten Spielkarten haben für uns heute noch einen unschätzbaren kulturgeschichtlichen und künstlerischen Wert. Aus ihnen spricht die große Fabulierkunst früherer Zeiten, sie sind eine amüsante Chronik damaliger Sitten und Moden. Sehr oft wird in derb-komischer, drastischer Weise das Leben der Bürger geschildert, Arbeit und Vergnügungen der alten Zeiten lernen wir an der Hand dieser kleinen Meisterstücke der Kartenkunst kennen. So bedeutende Künstler wie Virgil Solis, Peter Flötner, Jost Ammann und sogar Albrecht Dürer haben ihr Können in den Dienst der Spielkarten-Herstellung gestellt; sie haben Werke von hohem künstlerischen Wert geschaffen. Nürnberg, — Augsburg, — Ulm, diese Dreigestirn süddeutscher Städte, die Wiege der Buchdrucker- und Holzschnittkunst, wetteiferte in der Herstellung künstlerisch geschmackvoller Spielkarten und war auch darin für ganz Deutschland führend. Mit dem Aufkommen der Maschinen bildete sich dann später auch eine eigene Spielkarten-Industrie, durch deren billige Erzeugnisse die Verbreitung des Kartenspiels naturgemäß außerordentlich gefördert wurde.

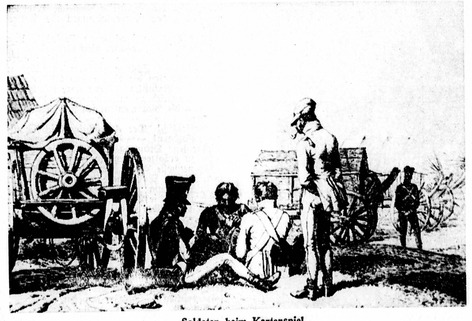
Bridgekränzchen — vor drei Jahrhunderten

Unzählige Anekdoten und Histörchen knüpfen sich an das Kartenspiel, der Name „Des Teufels Gebetsbuch" ist wahrhaftig nicht umsonst entstanden. Nicht selten haben Fürsten ihre Länder verspielt, nicht selten sind riesige Vermögen in einer Nacht im Kartenspiel verloren worden. Als die schon erwähnten Verbotsedikte der verschiedenen Städte nichts nützten, ging man daran, eigene Spielhäuser in den Städten zu errichten, um die Spiele besser überwachen zu können. Auch die Frauen spielten eifrig und hatten sogenannte „Karthöfe" — das waren Einrichtungen, die sich von unseren heutigen „Bridgekränzchen" eigentlich kaum unterscheiden. Nur die Summen, die damals „umgesetzt" wurden, waren beträchtlich höher als sie heute in einem harmlosen Bridgekränzchen zu sein pflegen. Damals mußten die bedauernswerten Ehemänner die Spielleidenschaft ihrer Frauen mit oft recht beträchtlichen Summen büßen — das beweisen uns beispielsweise jene gewichtigen Posten, die in den Jahresbüchern reicher Hamburger oder Leipziger Kaufleute der damaligen Zeit als „Spielgeld für die Frau" verzeichnet sind. Im 18. Jahrhundert erreichte die Spielleidenschaft wohl ihren Höhepunkt: es spielten Kaiser, Prälaten, Poeten, Kinder — die ganze Welt war vom Spielteufel besessen. Die Nächte wurden zu Hilfe genommen, weil die Abende nicht ausreichten. Damals traten auch die berüchtigten internationalen Falschspieler überall auf, deren Gewinne teilweise ganz erstaunliche Beträge erreichten. So wird berichtet, daß in Augsburg ein hoher Beamter in einer einzigen Nacht 30 000 Gulden an Falschspieler verlor.

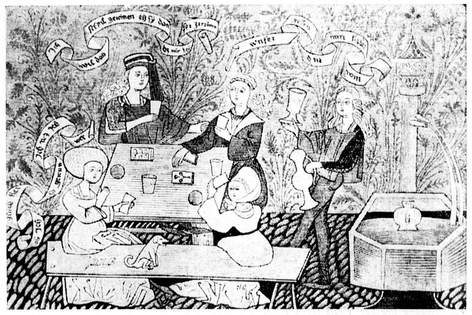
Die Preise für die Kartenspiele selbst waren zu allen Zeiten sehr verschieden. Nicht schlecht scheint die Pariser Rechnungskammer gewesen zu sein, aus deren Akten wir erfahren, daß sie dem Maler Grignoncur nur 56 Sous für drei Kartenspiele bezahlte — dabei waren diese wahrhaftig „billigen" Kartenspiele für den französischen König bestimmt! Wohl den höchsten Preis dagegen hat der Herzog Philipp Maria Visconti im Anfang des 15. Jahrhunderts bezahlt — er zahlte 1500 Goldgulden für ein Spiel aus, das sein Sekretär für ihn angefertigt hatte. Heute sind die Kartenspiele glücklicherweise billiger zu haben — aber die Freude am Spiel mit den bunten Kartenblättern ist die gleiche geblieben wie all die Jahrhunderte vorher. Sie hat im Kriege den deutschen Soldaten über manche trübe Stunde hinweggeholfen, sie läßt uns auch heute die Mühen und Sorgen des Tages beim harmlosen Kartenspiel in fröhlicher Gesellschaft vergessen.

Dr. H. Lutz.

„Falschspieler"
(Gemälde von Valentin de Boullogne.)



Soldaten beim Kartenspiel
(Radierung von Adam Klein, 19. Jahrhundert.)



Kartenspiel im Mittelalter
(Eine der ältesten Darstellungen des Kartenspiels aus dem 15. Jahrhundert.)

Eine prächtige Rauschgoldparade

Die Nürnberger Rauschgoldengel

Der Weihnachtsengel

Ueber die Geschichte des Nürnberger Rauschgoldengels ist wenig bekannt. Der Brauch, diese Engel an der Spitze des Weihnachtsbaumes zu befestigen, hat sich über den Geschmackswandel des vergangenen 19. und des beginnenden 20. Jahrhunderts hinweg lebendig erhalten, und heute ist der Rauschgoldengel noch bei allen Nürnberger Familien als Zierde des Weihnachtsbaumes beliebt und begehrt. Ja, man hat in den Nachkriegsjahren wieder neuen Gefallen an ihm gefunden und seine Herstellung neu gepflegt. So ist er nicht nur in Nürnbergs Mauern geblieben, sondern wanderte wieder wie ehedem in die deutschen Gaue, ja selbst ins Ausland. Seine Entstehung wird eng zusammenhängen mit den heimischen Industrien der Blattmetall- und Blattgolderzeugung. Der Engel ist aus feingewalztem Messingblech-Rauschgold gefertigt, das teilweise mit einer Papierunterlage versteift, teilweise an Oberteil und Kragen lose aufgeschnitten verwendet wird. Da die Sitte des geschmückten Weihnachtsbaumes nicht sehr alt ist (man sagt 200 Jahre), so ist anzunehmen, daß auch die äußere Form des Engels etwa auf die Zeit vor 200 Jahren zurückzuführen ist. Man empfindet wohl nicht mit Unrecht Anklang an Barock- und Rokokokleidung mit dem spitzen, steifen Oberteil und einem schürzengeschmückten Rockteil. Aelter dürfte diese Sitte demnach wohl kaum sein. Der Engel wurde in Heimarbeit gearbeitet und wurde auf dem Weihnachtsmarkt — in Nürnberg Christkindlesmarkt genannt — angeboten, gemeinsam mit dem Nürnberger Zwetschgenmännle, das sich ebenfalls bis in die jetzige Zeit erhalten hat. Es gibt auch heute noch einige Familien, die seit Generationen diese Dinge basteln und herstellen. Eine Familie hat in den letzten 80 Jahren diese Arbeit von Mutter zu Tochter und Enkelin weiter vererbt.

Die Rauschgoldengel bekommen ihre Röcke angezogen Photos (3) Dr. Weller, Bavaria.

In den Vorkriegsjahren, besonders um die Jahrhundertwende, als der Publikumsgeschmack sich stark der naturalistischen Darstellung zuwandte, verschlechterte sich die Herstellung des Engels zusehends, besonders seit die Hersteller billige und schlechte Porzellanpuppenköpfe dafür verwandten. In manchen Familien begann man Puppen als Weihnachtsengel zu verkleiden und auf der Spitze des Baumes zu befestigen. In vielen alten Nürnberger Familien blieb aber die Liebe zu dem steifen Rauschgoldengel mit seiner symbolhaften Haltung lebendig, und von diesen ging auch, gemeinsam mit Künstlerkreisen, das Bestreben aus, den Engel vor der Verkitschung zu bewahren und die Herstellung in seiner alten Form wieder zu sichern. Es gesellte sich dazu in den Nachkriegsjahren ein starkes Empfinden für symbolhafte Gestaltung auch in Käuferkreisen. So haben sich dann Frauen aus den Kreisen der deutschen Frauenkultur und Mitglieder zur Förderung deutscher Wertarbeit vereint der Wiederbelebung der alten Sitte und der Neuanfertigung nach guten alten Vorbildern angenommen. Es galt zuerst, gute neue Holzköpfe und für billigere Ausführung gute Papiermachéköpfe formen zu lassen, sowie die alte Technik der Herstellungsweise wieder aufzuspüren. Nach diesen mühsamen Vorbereitungen konnte dann die weitere Ausführung und Vervielfältigung Erwerbsbeschränkten in den städtischen Wohlfahrtswerkstätten übertragen werden. So sind die Engel wieder in ihrer guten alten überlieferten Form erhalten.

Woher stammt der Bubikopf?

Der Film als Schrittmacher

Der Film ist schon zum Schrittmacher für Alltagseinrichtungen geworden und hat auch heute noch nichts von dieser seiner Machtstellung eingebüßt. Viele Dinge, die wir zu Hause oder in der Öffentlichkeit als Selbstverständlichkeit hinnehmen, verdanken ihre Einführung dem Film, ganz gleich, ob man sie als angenehm oder nicht ansehen will.

Vor 15 Jahren drehte Richard Eichberg einen Gesellschaftsfilm. Der Frack hogann damals wieder eine Rolle zu spielen. Und dieser Regisseur, der seine Filme in der Ausstattung besonders sorgsam auf die optische Wirkung behandelt, fügte dem Gesellschaftsanzug ein neues Attribut hinzu: Die feine goldene Frackkette, die im kühnen Schwung zur Hosentasche führt, bildete einen wirksamen Kontrast im Licht der Scheinwerfer zu dem tiefen Schwarz des Beinkleides. Man sah diese Neuerung in den Kinos, fand Gefallen daran und führte sie allgemein ein. Der Spielleiter eines der ersten Willy Fritsch-Filme kam, inzwischen aus rein optischen Erwägungen, zur Belebung des Bildes auf eine andere modische Neuerung. Da die Herren nun einmal nicht die vielen Abwechslungsmöglichkeiten in der Kleidung wie die Damen haben, müssen sie in ihrem engen Rahmen zu variieren versuchen. Und was ist besser dazu geeignet als die Krawatte? Es gelang dem Film vorbehalten, dieses unentbehrliche Kleidungsstück des Herrn mit großen hellen Tupfen ausstatten zu lassen. Und die Folge? Sie wissen ja, welche Mühe sich jahrelang die Frauen gaben, ihrem Bräutigam, Mann oder Vater zu einem Fest eine „getupfte Krawatte" auf den Gabentisch legen zu können.

„Adele" als Vorbild für Junggesellen

Was für einen Aufruhr unter der Damenwelt entfesselte Greta Garbo mit ihrem Film „Königin Christine"! Der hochstehende Stehkragen für das Kleid, längst aus der Mode gekommen, wurde als Garbo-Kragen wieder modern. In allen Schaufenstern war er ausgestellt, und jedes junge Mädchen bekam Minderwertigkeitskomplexe, wollte man ihm diesen „letzten Schrei" vorenthalten. Erinnern Sie sich noch jener modischen Neuerung, die als „Monjou-Bärtchen" von USA zu uns kam und jedem Jüngling als die einzige Möglichkeit erschien, seine „Männlichkeit" zu betonen? Marlene Dietrich lieh es vorbehalten, und gleich mit zwei „Erfindungen" zu präsentieren. Die ausrasierten Augenbrauen und die künstlich verlängerten Wimpern, beide modischen Arten oder Unarten, der optischen Wirkung im Film wegen erdacht, wurden bald zu einer „Notwendigkeit" für eine Weile von Frauen, die darin das einzige Mittel erblickten, ihre „vierliche Schönheit" zutage treten zu lassen. Auch der „Bubikopf" verdankt seine Popularisierung dem Film. Asta Nielsen war es, die uns diese neue Haartracht zum ersten Male zeigte.

Vor zehn Jahren erschienen in deutschen Filmen zum ersten Male weiße Telefone, die bald darauf auf der Leinwand zum unentbehrlichen Wohnungsinventar der „oberen Zehntausend" wurden. Heute ist es tatsächlich möglich, von der Reichspost statt des schwarzen Fernsprechers einen weißen Apparat aufgestellt zu erhalten. Anno dazumal führte Adele Sandrock in dem Film „Möbliertes Zimmer zu vermieten" die moderne Ein-Zimmerwohnung für den Junggesellen erstmalig der Öffentlichkeit vor und erzielte damit einen großen Heiterkeitserfolg. Betten, am Tage unsichtbar in die Wände geklappt, kamen durch Druck auf einen Knopf für die Nacht aus ihrem Versteck hervor, und ein Sessel verwandelte sich auf die gleiche Weise in eine ideale Couch. Damals noch ein belachter Wunschtraum, vom Filmarchitekten in den Bereich der Wirklichkeit gerückt — heute eine Selbstverständlichkeit für jede Patentwohlbehaftet!

Zuckerdose, Muff und Knickerbocker

Gerade in der Raumgestaltung hat der Film seinem Ruf als Schrittmacher wirklich Ehre gemacht. Der schöpferische Filmarchitekt, aus seinem künstlerischen Gestaltungswillen heraus immer bestrebt, in der Ausführung seiner Bauten wegweisend zu sein, hat manche Anregung für eine künftige Entwicklung gegeben. Es ist verständlich, daß aus dem Drang heraus, immer etwas Neues zu zeigen, auch oftmals Ideen entstehen, die sich im praktischen Leben nicht verwirklichen lassen. Diese Fehlgriffe sind aber in gewissem Sinne notwendig, um in der steten Weiterentwicklung doch zu Schöpfungen zu kommen, die praktisch brauchbar sind. In dem Carl Froelich-Film „Wehe wenn sie losgelassen" wies beispielsweise der Architekt Franz Schroedter der Raumkunst neue Wege durch Verwendung neuzeitlicher Werkstättenmöbel und die erstmalige Einführung von kunstgewerblichen Gebrauchsgegenständen, die heute allgemein beliebt sind. Der gleiche Architekt brachte 1925 in dem Film „Diane Dame" die Stahlmöbel vor eine breitere Oeffentlichkeit. Viele moderne Vergnügungsstätten mit drehbaren Tanzflächen, von unten erleuchteten Glastischen, Saaltelephonen und Saalrohrpostanlagen hatten im Film ihr Vorbild.

Hans-Joachim Hahn.

Was wir im Film nicht sehen

Die Arbeit der Schnittmeisterin

Ihr Name ist am Anfang eines Films unter den Mitarbeitern am Filmwerk immer zu lesen, doch ihr persönliches Auftreten auf der Bühne im Filmtheater haben wir noch nie erlebt. Unbekannt und für uns unsichtbar steht sie hinter ihrem Werk. Sie ist eine von denen, die in der Stille wirken und deren Arbeit und Können nur der Fachmann zu schätzen weiß. Der Zuschauer im Theater ahnt wohl ihre Tonrolle, auf den zwei Scheiben (im Vordergrund) eingespannt, den Tonstreifen läßt sie gerade durch ihre Hand laufen. Ueber das Leistungsvermögen der Schneidetische werden die bei den Filmtrieben gemeinsam geführt, um das Bild vorzuführen und den Ton abzuhören. In dem kleinen schräggestellten schwarzen Kasten neben der Hand der Schnittmeisterin erscheint auf einer Mattscheibe das lebende Filmbild.

Die Schnittmeisterin bei der Arbeit
Sie schneidet aus der Fülle des gedrehten Materials den abendfüllenden Spielfilm (Phot. Ufa)

In diesem Zusammenhang muß auch erwähnt werden, daß die kurz nach dem Kriege in Vergessenheit geratene Liebe zum deutschen Schäferhund durch die Leistungen von „Rin-Tin-Tin" in seinen Filmen wieder aufgelebt und daß, um einen Film aus der letzten Zeit heranzuziehen, Carl Froelich mit seinem Werk „Ich für Dich — und Du für mich" ein mustergültiges weibliches Arbeitsdienstlager auf die Leinwand brachte. So ist der Einfluß des Filmes als Schrittmacher unverkennbar, und der deutsche Film hat in dieser Hinsicht eine große Aufgabe zu erfüllen, eine Aufgabe, deren sich Regisseure und Darsteller immer bewußt sein mögen. Denn es kommt ja nicht von ungefähr, daß für viele Dinge und Einrichtungen der Weg von der Leinwand zum Alltag so kurz ist. Millionen junger, hoerlebnisfähiger Menschen sehen im Filmdarsteller nicht nur den Helden oder die Heldin ihrer Träume, sondern auch, vielleicht sogar unbewußt, ein Vorbild.

Der Mutz, die Bubenfrisur, die auch zugleich Spiegel ist, der zweireihige Smoking, die weiße Weste zum Smoking, die Knickerbockerhose — sie alle sind vom Film populär gemacht worden. Man spricht oft vom Film als einer Weltmacht, daß er das wirklich ist, beweisen nicht zuletzt diese seine Erfolge als Schrittmacher.

Hans-Joachim Hahn.

Magda Schneider und Wolf Albach-Retty spielen die Hauptrollen in dem Film „Geheimnis eines alten Hauses" (Phot. Tobis-Rota)

Undank ist der Welt Lohn

Es geschah im schönen Frankfurt am Main. Da lernte eines Tages der junge Architekt Teddy Eberlein ein hübsches junges Mädchen namens Mary Holmes kennen. Man ging genau zu sein, darf nicht verschwiegen werden, daß er sich lange verzeblich bemühen mußte, ehe das Fräulein Mary ihre Person die geringste Aufmerksamkeit schenkte. Aber eines Tages waren doch die ersten Fäden geknüpft.

Die Geschichte nimmt in dem Augenblick ihre entscheidende Wendung, als Mary dem jungen Mann von ihren Sorgen erzählt. Sie ist ganz allein auf der Welt und besitzt von dem einstigen Reichtum ihrer Vorfahren nichts als ein Haus. Die Schönheit dieses vor zweihundert Jahren erbauten Hauses ist über die Grenzen der Stadt hinaus bekannt. Und auch da muß man an seiner Tür ein Schild anbringen konnte, wonach es gegen eine entsprechende Gebühr besichtigt werden kann.

Jetzt im Jahr hat Jacob, das Faktotum des Hauses, die Fremden durch die Räumlichkeiten geführt. Er hat die schmiedeeisernen Treppengeländer und die kostbaren Deckengemälde erklärt und somit Marys Finanzen einigermaßen im Gleichgewicht gehalten.

Jetzt droht der befürchtete Katastrophe hineingetreten. Die Baupolizei hat festgestellt, daß das alte Haus dicht am Zusammenbrechen ist und für seine Bewohner ebenso wie für die Besucher eine Lebensgefahr darstellt. Sie verlangt umfassende Erneuerungsarbeiten oder sofortige Räumung. Und da keinerlei Mittel vorhanden sind, um die entsprechenden Bedingungen zu erfüllen, so droht Mary der Verlust ihrer Wohnung und ihrer Einnahmequelle.

Kann ein junger, verliebter Mann eine günstigere Gelegenheit sich der Angebeteten seine aufrichtige Zuneigung zu beweisen? Der junge Architekt Teddy Eberlein läuft eine Woche lang von Behörde zu Behörde, um die Erlaubnis zu Instandsetzung. Er schildert überall mit beredten Worten, daß es eine Kulturschande bedeute, ein so schönes altes Haus, das im Bädeker zwei an die Schnittmeisterin, jede Bildrolle enthält im Anfang die mitphotographierte Szenennummer, nach der die einzelnen Szenen des Drehbuchs fortlaufend eingeteilt sind. Und jede Tonrolle enthält die bei der Aufnahme mitgesprochene, zum Bild gehörige Tonnummer. Nun kann der Schnitt beginnen. Zunächst werden da die meisten Szenen mehrmals aufgenommen wurden, die zuvielfs beliegelungenen herausgesucht und im Rohschnitt in der richtigen Länge und Ordnung zusammengeklebt. Dieser Teil der Schnittarbeit ist eine ziemlich mechanische Angelegenheit. Sobald aber der Rohschnitt vollendet und damit der gesamte Spielverlauf zu übersehen ist, beginnt die eigentliche künstlerische Arbeit der Schnittmeisterin, der Feinschnitt.

Wie ein Bildhauer oder ein Holzschnitzer sein Werk zunächst in groben Umrissen modelliert und dann erst die feinere Ausarbeitung vornimmt, so besteht die Kunst des Feinschnittes im Ausgleich der einzelnen Szenen. In der gefälligen Verbindung der verschiedenen Einstellungen, in der Gestaltung der einzelnen Akte und endlich im Abstimmen des ganzen Filmwerks, dessen Aufbau, Spannung und Tempo im Schnitt für den Erfolg ebenso wichtig sind wie die Kunst der Spielführung und Darstellung. Wir merken es meist gar nicht, wenn und wie oft im Verlauf einer Szene ein Schnitt kommt. Wenn wir als Zuschauer im Theater das Gefühl haben: jetzt müßte dieses Gesicht auf der Bildwand größer zu sehen sein und unser Wunsch geht in Erfüllung, so sind wir zufrieden, und es kommt uns kaum zum Bewußtsein, daß eben die Schnittmeisterin unseren Wunsch vorgefühlt und über zwei oder drei Schnitte erfüllt hat. Nach dieser Arbeitskopie werden nun die vielen Kopien hergestellt, die in den Filmtheatern laufen. Und in jeder Kopie meldet eine einzige Zeile in der Titelankündigung des Films den Namen der Künstlerin, die den Schnitt besorgt hat, in der Oeffentlichkeit aber bescheiden hinter ihrem Werk zurücktritt.

Es ist eine Tat, die höchsten Lohn verdient. Aber ach — gerade als Teddy Gelegenheit hat, den Lohn zu kassieren, nehmen die Dinge eine üble unerwartete Wendung.

Mary Hofmeyer und Teddy Eberlein werden nämlich eines Morgens zu einem Notar gebeten, der ihnen eine seltsame Geschichte erzählt. Das Haus, das beiden schon soviel Kopfzerbrechen verursacht hat, wurde vor genau 200 Jahren von dem ehemals sehr bekannten Baumeister Tobias Eberlein für die reiche Kaufmannswitwe Ursula Maria Hofmeyer errichtet. Bei der Höhe der Wohnung geriet man in Streit — mehr aus persönlichen als aus sachlichen Gründen.

Frau Hofmeyer bezeichnete das Haus als eine aus schlechtem Material erbaute Baracke, die bald zusammenstürzen werde, und Herr Eberlein bestreitet, daß das Haus in zweihundert Jahren noch genau so stattlich dastehen werde. Schließlich zahlten sie jeder 100 Gulden in die Kasse eines Notars mit der Maßgabe, daß in zweihundert Jahren die jeweiligen Erben die Summe mit Zins und Zinseszins erhalten sollen — und zwar die Eberleins, wenn das Haus noch bewohnbar ist, und die Hofmeyers, wenn es von der Zeit besiegt wurde.

200 Gulden vor 200 Jahren — das ergibt für 1936 die stattliche Summe von 80 000 Mark. Mary sieht Teddy an und Teddy Mary, und dann macht Mary ein ganz böses Gesicht und schreit auf Teddy ein, daß sie ja nun wisse, weshalb er um das Haus so besorgt gewesen sei. Er habe einfach von der Wette schon früher erfahren und das ganze Geschäft getan, was sie als Frauen seiner Liebe angetan habe.

Es ist klar, daß die Geschichte hier noch nicht zu Ende sein kann. Das letzte Kapitel sei aber nicht verraten, denn es stellt den Höhepunkt des Wirbelzirkus des neuen Tobis Rota-Films „Geheimnis eines alten Hauses" dar, in dem Magda Schneider und Wolf Albach-Retty die Hauptrollen spielen und der von Rudolf van der Noß inszeniert wurde.

Wir erleben den Winter

Immer mehr Menschen finden den Weg zum Winter und zum Schilauf. Sie erwarten ihn mit der reinsten Sehnsucht des Herzens wenn die letzten Blätter von den Bäumen fallen und nehmen ungern Abschied von ihm, wenn die Kraft des Frühlings zum neuen Werden treibt. Es will scheinen, als ob gerade die sachliche Kühle unserer technischen Zeit die erlebnishungrigen Menschen mit unbändiger Gewalt hindrängt zu den Erlebnissen des Winters.

Da ist zuerst das wunderbare Erlebnis einer anderen Bewegungsart. Der gewohnte Takt des Wanderns wird zur ungewohnten Rhythmik des Gleitens auf Schneeschuhen. Kraft wird zur Schwingung. Die Schwingung alles Körperlichen aber leitet über in ein neues Raumerlebnis, in eine nicht mehr körperliche, aber auch noch nicht geistige Welt, vielmehr in ein seltsames Naturm zwischen beiden, in eine hohe Einsamkeit, in die uns auch die himmlische Schwingung der Töne, die Musik versetzt. Die vorgahnte Erlebnis-Rhythmik des Gleitens auf Schneeschuhen zieht viele Menschen zum weißen Sport hin, instinktmäßig und ohne das Urteil des wachen Vorwissens. Ungewohnt ist der Gleitschritt auf Schneeschuhen in der Ebene, und noch tiefer beglückend ist die brausende Abfahrt auf Schneeschuhen. Die Schwerkraft zieht den Schiläufer hinab. Er führt nicht wie der Radfahrer oder Autofahrer, er gleitet, er sinkt hinab, er fliegt der Tiefe entgegen, je schneller, desto vollkommener. Das Erwachen wird zum Rausch zum weißen Rausch über den glitzernden Schneeflächen. Dieses Erlebnis ist zum höchsten gesteigert im Sprung von der Schanze, dessen kühnste und sinnbildlichste Art der strahlmännische Sprung der Norweger ist. Der Schisprung ist der wahrgewordene Ikarustraum des Winters ähnlich dem Segelflug im freien Luftraum.

Anders als alle übrigen Menschen erlebt der Schiwanderer die Landschaft. Sie wird ihm formgegenwärtig nicht nur durch die Augen, sondern und besonders durch die Fahrt auf seinen Brettern. Organisch fügt er Schlußfahrt, Schwung und Bogen aneinander wie es der Faltung des Geländes entspricht. Der Schnee ist das Medium seiner Bewegung, das ihn vor immer neue Aufgaben stellt, nicht als Schnee allein, sondern als Kleid des Geländes auch. Aus der äußeren Gestaltung des Antlitzes der Erde, der Landschaft, fühlt der Schiläufer restlos und sofort und doch im Rausch der geschwinden Berührung die Formsprache der Landschaft. Im sanften Hang oder steilen Abbruch erlebt er Schmerz und Lust ihrer geologischen Geburt wie kein anderer Erdgeborener.

Und vieles gibt der Winter durch die Tore des Erlebens, die Augen, Erhabenes und Schönes, Kleines und Gewaltiges, Bewegtes und Ruhendes, Vielfalt und Eintönigkeit, Farbe und Licht.

Die enge Buntscheckigkeit der Felder liegt unter der erhabenen Ruhe der schneeigen Decke. Das große „Wir" der Natur nimmt alles begrenzte „Ich" in seinen unendlichen Mantel. Und dieser Mantel ist ebenso lebendig im Einzelnen wie er erhaben als Ganzes ist. Und wenn die Sonne ihr Licht über die Flächen haucht, dann sprühen aus Millionen Schneekristallen die Urfarben des Spektrums. Die klare Weite aber und die lautere Klarheit der Landschaft bedeutet keine andere Jahreszeit so herrlich wie der Winter, besonders, wenn der klingende Frost seine Herrschaft hält. Dann projiziert auch der Himmel sein üppigstes Blau, und die Bilder der Sterne funkeln in den Nächten wie niemals sonst.

Im Herzen einer ungebrochenen Erscheinungsweit verzaubert der Winterjorrer die wenigen Tage seiner Sehnsucht. Da hat er Gelegenheit, Zwiesprache zu halten mit ihrer Ursprünglichkeit oder Verwandtschaft, sie zu erfahren in ihrer großen Sprache oder Erregung zu messen an ihrer Ruhe.

Einsam, ganz ohne Laut, kann der Winterwald sein, so still, daß es dem Menschen bange wird. Und jeder Baum ist ganz in sich gestellt, in seine Hülle, in seine Form. Tannen sind nicht mehr Tannen, denn Märchenmenschen und Fabeltiere begegnen uns in ihnen. Verzauberung ist über die Bäume gekommen. Wald ist jetzt wirklich ein Sammelbegriff von Einzelwesen, obwohl er doch sonst ein so lebendiges Ganzes ist.

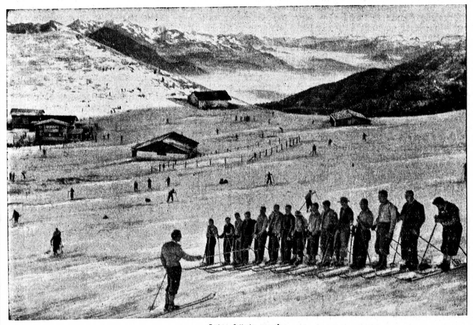
Schiläufer bester Art und Form werden immer diejenigen sein, die im Vollbesitz einer erlebnisweitenden Sporttechnik mit offenen Augen und empfindsamer Seele ihre Spuren durch die jungfräuliche Unberührtheit der Winterwelt ziehen, ungeachtet aller Wetter, die des Schiläufers ständige Begleiter sind. Solche Jünger des königlichen weißen Sportes sind köstlich Beschenkte, nicht weil sie einen Sport können oder drann im Gesichte oder sonst sonderbaren Gestus sind, sondern weil die Größe einer urtümlichen Welt ihre Seele in neuen Erlebnissen prägt und stärkt zu tüchtigem Leben im grauen Alltag. Und Hans Roell hat recht, wenn er einmal sagt:

O möchte doch im Gleichmaß ihrer Bürde
ein Sturm aus Schnee die Menschen überschau'n

und dann ein Himmel so voll Sonne sein,
daß ihnen unser Dasein sichtbar würde. G.

Wird's wohl noch gehen? (Scherl Bilderdienst, M.)

Eine wichtige Arbeit
Eine Wissenschaft für sich ist das Wachsen der Skier, denn von dieser Maßnahme hängt die Leistungsfähigkeit der Bretter ab. Unser Bild zeigt das Einbügeln des Wachses in der Fabrik. (Weltbild)



Jetzt hörts zua!
In den Bayerischen Bergen herrscht bereits reger Skibetrieb, und auch die Lehrkurse haben eingesetzt. (Weltbild, K.)

Auf Flügelschuhen durch die weiße Welt

Sogusagen im Handumdrehen ist bei uns in Deutschland eine neue Industrie aus dem Boden gewachsen. Es ist noch gar nicht so lange her, da mußte jeder Skiläufer, der etwas auf sich hielt, seine echt norwegischen Skier haben, aber genau wie der ganze Sport des Skilaufs bei uns in Deutschland Boden und Anhänger gewann, so stellt man heute auch die dazu nötigen Geräte bei uns im Lande in vollendeter Güte her. Das ist um so erfreulicher, als der Skisport sich stetig wachsender Beliebtheit erfreut. Die schönen und preiswerten „Kraft-durch-Freude"-Reisen ermöglichen es fast jedem Volksgenossen, im Winter ein oder zwei Wochen an irgendeinem Wintersportplatz zu verbringen. Das ist so erholsam und kräftigend für Körper, Nerven und Seele, daß man es als einen rechten Jungbrunnen der Menschen unserer Zeit bezeichnen kann.

Außer für Sportzwecke werden Skier vielfach vom Militär gebraucht; in Gebirgsgegenden ist der Ski ein beliebtes Beförderungsmittel geworden; wir haben im Kriege seine Verwendbarkeit schätzen gelernt. Auch für Förster und Postboten sind Skier ein brauchbares Hilfsmittel, um in sonst unwegsamen oder schwer passierbaren Gegenden rasch vorwärts zu kommen.

Für Sti können wir auch ebensogut das deutsche Wort Schneeschuh anwenden. Warum man es nicht tut, ist eine Frage, die recht schwer zu beantworten sein dürfte. Denn Schneeschuhe kannte man schon seit sehr alten Zeiten, vor allem natürlich in Skandinavien, Finnland, Nordrußland, auf der Halbinsel Kamtschatka, im nördlichen Amerika und in Kanada, also in all den Gegenden, wo wir die weiten Schneeflächen und eine verstreute Besiedelung haben. Dieser, Ortschaften, Häuser, die sonst im Winter praktisch von der Außenwelt völlig abgeschnitten wären, werden durch den Ski mit der Umwelt in Verbindung gebracht. In Norwegen zum Beispiel begeben sich die Dorfkinder auf Skiern nach den weitentfernten Schulhäusern, oder die Lehrerin durchmißt den Bezirk, in dem sie an verschiedenen Orten Unterricht zu erteilen hat, auf dem Schneeschuh.

Die kanadischen Schneeschuhe und die norwegischen Skier unterscheiden sich ganz wesentlich voneinander, da die Kanadier fast eine Art von rogelrechten Schuhen sind, die zum Stapfen benutzt werden, während die norwegischen Skier die eigentlichen Gleitschuhe sind, unter denen es auch noch wieder mancherlei Abweichungen gibt. In Deutschland hat man sich hauptsächlich für den Telemark-Ski entschieden, der heute fast immer aus Eschen- oder Buchenholz gefertigt wird, während früher die Skier aus dem nordamerikanischen Hickoryholz, das sehr fest und widerstandsfähig ist, allgemein als die besten angesehen wurden.

Die Bindungen der Skier bestehen meist aus Leder. Man hat früher auch Metall dabei verwendet, ist davon aber ganz wieder abgekommen, da bei großer Kälte der Fuß Schaden nehmen kann, wenn er durch Metallspangen eingezwängt wird.

Die Länge der Skier richtet sich nach der Größe des Trägers. Bei dem Ankauf von Skiern muß man sich von einem Kachmann beraten lassen, da es sehr auf das Material und die Eignung der Skier ankommt. Gute Skier können und müssen eigentlich viele Jahre lang halten, und es ist kein gutes Zeichen für die Geschicklichkeit eines Skiläufers, wenn er sehr viel „Bruch" fährt. Anderseits ist es natürlich möglich, einen zerbrochenen Ski so zu flicken, daß er noch durchaus zu verwendungsfähig ist.

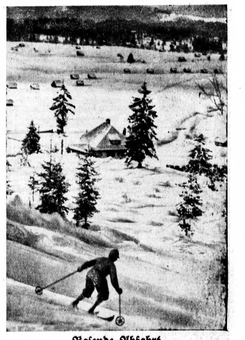
Der Skiläufer muß sein Sportgerät sachgemäß behandeln, wozu vor allem das Wachsen gehört, das in den Fabriken mittels eines warmen Bügeleisens ausgeführt wird. In der Berghütte freilich wird man sich auf andere Weise behelfen müssen. Aber da diese Arbeit dort meist im Kreise der Sportkameraden ausgeführt wird, so macht sie auch Spaß und ist durchaus ein Teil der Freuden einer Skireise, wie alles, was in fröhlichem Gemeinschaftsgeist ausgeübt wird.

Die Aufgaben des Skisports

Je näher die weihnachtliche Urlaubszeit rückt, desto unaufhaltiger erwarten die „Jünger" die Stunde, wo sie hinaus können in das winterliche Paradies der deutschen Berge. Unsere Wettkämpfer haben mit einem Sprung ans auf dem Zugspitzplatt auch schon die Arbeit begonnen und können keine Stunde, um sich für die kommenden Veranstaltungen vorzubereiten. Wie aus den Ausführungen des Ski-Sportwartes hervorgeht, werden nach großem Plan alle Kräfte eingesetzt. Es gilt zunächst aus den Erfahrungen der Olympischen Winterspiele die Nutzanwendungen zu ziehen. Erste Aufgabe muß sein, die Grundlage des Skisports noch mehr zu verbreitern, um so eine gesunde Basis für die künftige Arbeit zu schaffen. Besonders durch die Olympiavorbereitungen sind in vielen Gauen gute Läufer und Springer ausgebildet worden, zugunsten aber mußte den Vereinen der schnellen Leistungssteigerung wegen die Arbeit aus der Hand genommen werden. Jetzt allerdings heißt es von dieser Arbeitsweise wieder abrücken und den Vereinen und kleinen Skigruppen ihre volle Bewegungs- und Handlungsfreiheit wieder zurückgeben. Nur so ist die breite Grundlage zu finden und zu erhalten, die für den Aufbau einer gesunden Entwicklung des deutschen Skisports notwendig ist. Die deutschen Skigebiete sind die Zellen, in denen mit dieser Arbeit begonnen werden muß, um auch unsere Jugend voll zur Geltung kommen zu lassen.

Es wird eine der ersten Aufgaben unserer alten erfahrenen Läufer und Springer sein, die in vielen nationalen und internationalen Wettkämpfen ihr Können erhärteten, den Nachwuchs in jeder Hinsicht zu fördern. Trainingskurse sind erst die weitere Folge. Ein Lehrgang muß erfolglos bleiben, wenn der junge Skiläufer noch nicht mit den Grundbedingungen vertraut ist und sich nicht den notwendigen Willen an Einsatzbereitschaft und Kämpfertum in seinem engeren heimischen Kreis gestärkt hat.

Der Weg, den der deutsche Skisport zunächst zu verfolgen hat, geht über kleine Wettkämpfe in Vereinen und Kreisen unter der besonderen Beobachtung der zuständigen Sportwarte. Wettbewerbe der gehobenen Leistungsklasse müssen beschränkt und nur unter Zulassung der wirklich guten Läufer und Springer veranstaltet werden. Den jungen Läufern aber muß neben der reichlichen Wettkampfmöglichkeit auch Gelegenheit gegeben werden, durch Erfolge das Selbstvertrauen und den Kampfeswillen zu stärken. Wie im Winter 1935/36 sollen wieder Wanderkurse eingesetzt werden, die als Vorbilder und Lehrer die Aufgabe haben, in den Kreinzellen der Vereine an den sportlichen Brennpunkten der verschiedenen Landesstellen zu wirken. Für die Besseren und Fortgeschrittenen werden gesonderte Lehrgänge eingerichtet, um sie für die großen internationalen Wettkämpfe dieses Winters zu schulen. Hierbei wird auch dem Nachwuchs das Rüstzeug an die Hand gegeben, seine Leistungen zu steigern und in der harten Schulung des Kampfes zur Spitzenklasse aufzusteigen. W. S.



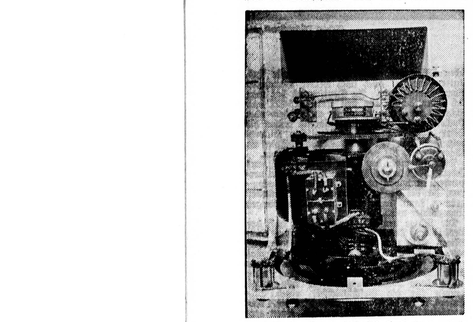
Rasende Abfahrt (WV-Archiv)

Die Technik hilft:

Mit Schall fängt man Fische

Die deutsche Hochseefischerei hat in den letzten drei Jahren einen gewaltigen Aufschwung erfahren, der sich zahlenmäßig darin ausdrückt, daß ihre Gesamterzeugung (einschließlich Heringsfischerei) von 65 000 Tonnen im Jahre 1932 auf rund 100 000 Tonnen im Jahre 1935, das heißt um rund die Hälfte, angewachsen ist. Entsprechend hat der Verbrauch zugenommen: wurden 1932 je Kopf der Bevölkerung 8,9 Klg. Seefisch verzehrt, so betrug die Verbrauchsziffer 1935 schon 10,1 Klg. je Kopf. Das ist, gemessen an dem Verbrauch anderer Seefischerei treibender Länder — England verbraucht jährlich 25 Klg. Seefisch je Kopf, Japan sogar 70 Klg.! — zwar noch eine recht bescheidene Zahl, aber der ständige Anstieg des Verbrauchs zeigt, in wie starkem Maße der Seefisch im Begriff steht, zu einem Volksnahrungsmittel zu werden, das sich zunehmender Beliebtheit erfreut.

Daß er diese nicht schon längst besitzt, hat seinen Grund vielleicht zum Teil darin, daß man in Deutschland noch nicht sehr lange



Funkensender entdeckt Fischschwärme

Radiolot mit Löschfunkensender, der ultrakurze Schallwellen ins Wasser gelangen läßt; ein Empfänger nimmt die zurückgeworfenen Wellen in Form von elektrischen Spannungen wieder auf.

Hochseefischerei treibt. Vor kurzem hat die deutsche Dampfhochseefischerei ihren fünfzigsten Geburtstag begangen, ihre Anfänge liegen erst in den achtziger Jahren des verflossenen Jahrhunderts. Damals fuhren die Fahrzeuge — größtenteils Segelschiffe —, die den Beginn der Seefischerei in Deutschland bildeten, in die Nord- und Ostsee hinaus. Sie fischten vorwiegend an den Küsten, und man betrieb die gesamte Fischerei vorwiegend im Nebenberuf, so daß fischen deutsche Fischdampfer nicht nur auf der ganzen Nord- und Ostsee, sondern auch bei Island, an der norwegischen Küste, an der Bäreninsel, im Eismeer, im Weißen Meer und in der Barentssee. Ueber 20 000 Volksgenossen sind im Fang tätig. Die Hochsee-, See- und Küstenfischerei zählte Anfang des Jahres 1936 373 Dampfer und 5 Motorschiffe für Grundschleppnetzfang im Großbetrieb sowie 161 Motorkutter in der sogenannten kleinen Hochseefischerei; an der Nordsee waren 624 gedeckte und 576 halbgedeckte Fahrzeuge mit Motor neben rund 750 ohne Motor, an der Ostsee 1700 Fahrzeuge mit und 7170 ohne Motor tätig. Die große Heringsfischerei betrieben 171 Fahrzeuge.

Aber nicht allein die Zahl der Fischereifahrzeuge hat sich erhöht, auch das Fangvermögen des einzelnen Fahrzeuges ist erheblich gestiegen. Von einigen hundert Pfund, die ein Fahrzeug in den Anfangsjahren der Seefischerei heimbrachte, sind die Fänge auf Hunderte von Zentnern angewachsen, und es ist keine Seltenheit, daß ein Hochseefischdampfer mit 3000 Zentner Fischen und mehr aus seinem fernen Fangplatz unter Island oder im Weißen Meer zum Fischereihafen zurückkehrt. In erster Linie ist das der Erfolg des Einsatzes immer größerer und schnellerer Fahrzeuge; der erste, 1884 erbaute, Fischdampfer war 33 Meter lang und verfügte über 200 PS, ein moderner Fischdampfer ist fast 50 Meter lang und hat 750 PS, also die dreifache Maschinenleistung zur Verfügung.

Aber auch das Fanggerät hat erhebliche Wandlungen erfahren; wenn die ersten Fischdampfer noch mit Angeln fischten — manche von ihnen führten 30 000 Angeln an Bord —, so ging man in der Folgezeit bald zum Fischen mit Netzen über. Zum Treibnetz, das wie eine Wand von der Meeresoberfläche bis zu 15 Meter Tiefe hinabhängt und in dessen Maschen die Heringe mit den Kiemen hängen bleiben, und zum Schleppnetz, einem am Meeresgrund entlangzuschleppenden Netzbeutel, mit dem bisher vorwiegend größere Seefische gefangen wurden, das neuerdings aber auch mehr und mehr in der Heringsfischerei, besonders für den Fang des sogenannten Trawlerherings, Anwendung findet.

Schließlich sind auch die Methoden des Aufsuchens der Fanggründe wesentlich verbessert worden. Zwar ist auch heute noch der Kapitän eines Fischdampfers weitgehend auf seine Erfahrungen und seinen Instinkt angewiesen, wenn er ergiebige Fangplätze aufsucht, aber er ist dabei nicht mehr abgeschnitten von der Außenwelt. Die Funkeinrichtung seines Dampfers hält ihn in Verbindung mit einem umfangreichen Nachrichtendienst, der ihm ständig Weitermeldungen zugehen läßt. Die Peilanlage gestattet ihm jederzeit, genaue Kursbestimmungen zu machen. Das Radiolot, die modernste Einrichtung der Hochseefischerei, gibt ihm an jedem Ort genau die Tiefe des Meeres an.

Darüber hinaus ist es aber mit Hilfe des Radiolotes auch möglich, Fischschwärme aufzufinden. Ein solches Lot beruht nämlich auf dem Echo, den senkrecht ins Wasser gesandte Schallwellen am Meeresboden erzeugen. Auch der Lautheit der Wellen bis zum Meeresboden und zurück ergibt sich die Wassertiefe, die das Gerät unmittelbar anzeigt oder aufzeichnet. Nun trifft aber auf ziehende Fischschwärme ganz ähnlich wie der feste Meeresboden; auch er läßt einen Teil der Wellen echoartig zum Schiff zurückstrahlen. Dort werden sie registriert und geben so die Anwesenheit von Fischen in geschlossenen Schwärmen zu erkennen. So stößt denn heute die Technik in immer neue Gebiete zur Verbesserung seiner Fänge zur Verfügung stellt, die seine Laderäume füllen, ihm Maschinen zur raschen Behandlung und Verarbeitung des Fanges an Bord und der Welle mit, die Ergiebigkeit und Sicherheit der Hochseefischerei zu erhöhen.

Glasradierer bei der Arbeit

Mit dem wasserberieselten Motorschleifstein wird das spröde Material behandelt.

Radierte Fenster

Die Technik des Glasschnittes erschließt neue Möglichkeiten

Erst in der nachchristlichen Zeit ist, besonders in den nördlichen Ländern, der Wunsch der Menschen festzustellen, das Licht für einen Innenraum künstlerisch zu empfangen. Die Fülle und Pracht der romanischen und gotischen Kirchenfenster, die den Besucher des Raumes durch ihre Farbigkeit und ihre Maße feierlich auf die in diesem Raume vorzunehmenden Weiheakte vorbereiteten, ist auch heute noch einzigartig. Aber mit den Jahrhunderten sind auch die Fenster andere geworden. Zu der Verfeinerung der sakralen Bauten ist die der Profanbauten hinzugetreten. Teppiche, Felle, Pergament und später auch Leinwand traten mit der Zeit Kerls des Großen die Fensteröffnungen; die Folgezeit brachte eine allgemeine Einführung des Glases, das durch eine rasche Entwicklung seiner Herstelltechnik nicht nur ungeheuer verbilligt, sondern auch in immer größeren Stärken und Abmessungen verfügbar wurde.

Dieser technische Aufschwung, der sich darin kennzeichnet, daß man heute nach dem Tafelgießverfahren Scheiben von 10 Quadratmeter Fläche und sogar noch größer herstellen kann, hat den mit Glas als Werkstoff künstlerisch arbeitenden Menschen vor ganz neue Möglichkeiten, aber auch völlig andersgeartete Aufgaben gestellt. Selbstverständlich bleiben die Gestaltungsformen der alten, überlieferten Techniken bestehen, und man macht auch heute noch von der Technik des Glasmalens weitgehend Gebrauch. Aber die Zeit drängt nach neuen Ausdrucksformen und Möglichkeiten, sie sucht nach künftigen Entwicklungswegen für das künstlerische Glasfenster.

Den ersten Anstoß dazu verdanken wir dem verstorbenen Direktor des Landesgewerbemuseums in Stuttgart, Prof. Dr. Pazaurek. Er hat der Technik des Glasgravierens oder radierens einen grundlegend neuen Weg gewiesen. Es ist ohne weiteres verständlich, daß eine Glasscheibe um so mehr Licht durchlassen wird, je dünner sie ist, um so weniger, je größer ihre Dicke ist. Man kann also, indem man die Scheibe an bestimmten Stellen durch Abschleifen schwächt, an diesen Stellen einen vermehrten Lichtdurchgang herbeiführen oder — anders ausgedrückt — diese Partien heller auf dunklerem Grund erscheinen lassen. Damit ist die Möglichkeit gegeben, Zeichnungen aller Art auf Glasscheiben in Form von Radierungen aufzubringen.

Von dieser Technik macht man bei uns seit etwa 1600 Gebrauch, und zwar in der Form, daß ein feststehendes Schleifwerkzeug — ein auf einer Eisenspindel aufgenietetes Kupferrädchen, auf das Schmirgel und Oel aufgetragen wird — benutzt wird, an das man die Glasplatte heranspringt. In dieser Art der Technik lag zugleich die Begrenzung ihrer Anwendung; es ist verständlich, daß schwierigere Vorlagen und Zeichnungen in dieser Weise auszuführen, und größere Spiegelglasplatten können in dieser Weise überhaupt nicht bearbeitet werden. Hier nun hat Professor Pazaurek den Weg weitergewiesen. „Es hat doch kein Gutes, wenn der Mensch Zahnschmerzen hat", so schreibt er, „ohne meine schlechten Zähne hätte ich vielleicht nicht jenen Apparat kennengelernt, wie ihn der Glasgraveur benützt. Ja, da liegt bereits die Lösung des Problems: eine biegsame Welle, an deren Ende ein Rädchen in schnelle Umdrehungen versetzt und in jede nur irgendwie gewünschte Lage gebracht werden kann. Hier beigen wir das Werkzeug, das sich an das Objekt heranbringen läßt und haben die Zeit hervorunden, in der der Betz zu Mohammed kommen muß."

Die biegsame Welle und später der elektrische Handmotor waren es, die der Technik der Glasradierung ganz neuen Aufschwung brachten. Denn werden in dieser Weise selbst die größten Scheiben bearbeitet. Sie stehen, ständig mit Wasser berieselt, fest und aufrecht im Atelier des Künstlers, der mit der biegsamen Welle oder dem Handmotor in der Hand an ihre Bearbeitung herangeht. Er arbeitet nicht nur sicherer und rascher, sondern kann sowohl die kompliziertesten Vorlagen und Zeichnungen ausführen.

So ist von der rein technischen oder handwerklichen Seite her die vornehmste Glasdekorationstechnik zu neuem Leben und neuen Möglichkeiten gelangt. Es ist mit modernen Mitteln in bester Ausgliederung, auch mit entsprechender Materialerkenntnis etwas gestaltet und durch solche Ideale geschert worden, daß es sich stilvoll weiterentwickeln kann.

Infrarot-Photographie

Eine Partie an der Spree, die fast völlig im Nebel verschwindet, wurde einmal (links) mit einer gewöhnlichen Platte photographiert. Es wirkt wie eine Nachtaufnahme.

Die Infrarotplatte, die bei der zweiten Aufnahme Verwendung fand, beseitigt den Nebel völlig und schafft ein einwandfreies, klares photographisches Bild.

(Scherl Bilderdienst, K.)

Weiß, weißer, am weißesten...

Revolution in der Farbenlehre – Konditor Stobbes bedeutsame Erfindung

In stockfinsterer Nacht fährt ein Auto durch Nebel und Regen von Amsterdam nach Harlem. Auf einer einsamen Straße hält es plötzlich. Aus dem Wagen steigen Prof. Felix Mulder, Hollands bekanntester Spezialist für Farbenchemie, zwei Herren von der Kriminalpolizei und schließlich ein junger Mann, Konditorgeselle Bouke Stobbe — und der Erfindung, die er gemacht hat, gilt diese seltsame Expedition.

Ein großes Holzschild wird ausgeladen. Es ist mit gewöhnlicher weißer Farbe gestrichen, wie man sie als Untergrund für Schriftzeichen verwendet. Nun beginnt sich Herr Stobbe an die Arbeit. Bei Taschenlampenbeleuchtung malt er auf das Weiß des Schilds mit einer selbst mitgebrachten Farbe einen Pfeil — ebenfalls in Weiß. Man sollte glauben, daß weiß auf weiß sich aufheben würde. Aber das Wunder geschieht: einer der Polizeibeamten verschwindet mit dem Schild in der Dunkelheit, stellt es dann in etwa 30 Meter Entfernung auf, und siehe da im Licht der Autoscheinwerfer ist nur der neu aufgemalte weiße Pfeil zu sehen, die Grundfarbe haben Nebel und Dunkelheit verschluckt . . .

Eben kommen zwei Radfahrer vorbei. Ein paar Worte, und sie erklären sich bereit, ihre Fahrzeuge zu einem kleinen Experiment zur Verfügung zu stellen. Der hintere Kotflügel des einen Rades wird mit gewöhnlicher weißer Farbe bestrichen, der des anderen mit der Wunderfarbe des Konditors. Dann fahren die Radfahrer weiter; nach etwa 25 Meter sehen ist der Kotflügel des einen Rades nicht mehr zu sehen, der des anderen leuchtet aber noch nach 60 Metern!

Ganz Holland spricht jetzt vom Konditorgesellen und seiner Erfindung, deren Vorgeschichte rasch erzählt ist. Bouke Stobbe bekam eines Tages von seinem Arbeitgeber den Auftrag, eine Torte im Laden zu streichen. Der Geselle dachte nicht daran, sich mit der gewöhnlichen Tünchfarbe zu begnügen. In seiner Freizeit hatte er sich schon längst mit Farbenexperimenten befaßt, jetzt bot sich ihm eine günstige Gelegenheit, seine Idee in die Praxis umzusetzen. So mixte, braute und experimentierte er mit der Zähen Ausdauer des Holländers, ehe er ans Werk ging. Als die Arbeit beendet war, konnte sich der Meister nicht genug wundern, welche Helligkeit von der Decke ausstrahlte. Es war, als sei dieses Weiß viel weißer als die übliche Farbe, als sei es das weißeste Weiß, das man sich überhaupt denken konnte.

Professor Felix Mulder hörte von dem jungen Mann, mit dem er sofort einen Vertrag schloß und den er dann bei allen wissenschaftlichen Experimenten zuzog. Stobbes Farbe ist aus bestimmten Chemikalien gemischt, die natürlich das Geheimnis des Erfinders bleiben. Messungen ergaben, daß Stobbes „Ueberweiß" eine phosphoreszierenden Substanzen enthält, das Licht um 25 Prozent stärker reflektiert als gewöhnliche Farbe. Aber nicht nur Weiß, auch alle anderen Farben können durch feine Mischungsreagzie lichtverstärkt werden.

Die Bedeutung dieser Erfindung scheint zunächst vor allem auf dem Gebiet des Verkehrs zu liegen, wo es sich ja stets darum handelt, die gefährlichen Lichtquellen so stark wie möglich auszunützen. Im Radverkehr auf der Landstraße, an unbeweglichen Bahnübergängen, auf Richtungsmarkierungen wird die neue Farbe mit Sicherheit des Menschenlebens beitragen. Daneben ergeben sich Verwendungen für Reklamezwecke, für Wohnungsanstreichung, kurz überall dort, wo mit möglichst geringer Lichtkraft eine besonders große Wirkung erzielt werden soll. zb.

Examen in Streifenkunde

Ein Lehrgang motorisierter Gendarmerie in der Abschlußprüfung. Durch besonders konstruierte Wiegeapparate wird der Lastwagen auch auf sein vorschriftsmäßiges Ladegewicht geprüft. Obwohl die Polizei in dieser Beziehung nicht kleinlich ist, macht die Rücksicht auf die Straßendecke und die allgemeine Verkehrssicherheit schärfstes Zugreifen gegen auffallende Ueberbelastung erforderlich. In besonders krassen Fällen heißt es „Das unzulässige Uebergewicht abladen!"

(Weltbild, K.)

Haus, Hof und Garten

Festbraten und Weihnachtstafel

Um Weihnachten ist das Wildbret am schmackhaftesten, deshalb sei für den Festbraten ein Hirschbraten mit Schwarzwurzelstrüfle vorgeschlagen. Wer Geflügel den Vorzug gibt, sei auf Gänsebraten auf russische Art hingewiesen. Doch wer den Wildgeschmack nicht

Abb. 1. Zerlegter Hirschziemer

liebt und auch von Geflügel Abstand nehmen will, dem sei Kalbskeule mit Kastanienfüße empfohlen. Man will sich die Zubereitungsvorschriften verraten; doch nicht nur diese, denn der Braten soll doch ein Festbraten werden, und daher will ich auch jedesmal anschließend beschreiben, wie jeder Braten nach seiner Fertigstellung richtig zerlegt werden muß.

Hirschbraten mit Schwarzwurzelstrüfle. Hierzu nimmt man ein Stück des Ziemers, das man sauber auberetet, mit Bindfaden umwickelt, abwäscht und in einen Topf legt, in den man es mit Salz, Wurzelgrün, verschiedenem Gewürz, Kwieheln, Wacholderbeeren, Thymian, Basilikum, Lorbeerblätter, einer Tasse Essig und reichlich Wasser kocht und gut abschäumt. Ist das Fleisch gar, nimmt man es aus der Brühe, trocknet es ab, bestreicht es mit zerquirltem Ei und rollt es in eine Mischung, die aus geriebenem Schwarzbrot, gestoßenem Zucker, gestoßenem Zimt und gestoßenen Nelken besteht. Dann bratet man den Braten mit zerlassener Butter, legt ihn in steigende Butter und brät ihn schön braun. Man reicht dazu eine Kirschsoße, die man so bereitet: man streicht ein Glas eingemachte saure Kirschen durch ein Sieb, vermischt sie mit etwas Zucker und einem Glas Wein und macht sie mit Kartoffelmehl oder einigen Zwiebacken sämig. Man umlegt den Braten mit kleinen Nestern aus Makkaroni, in die man einige ganze saure Kirschen legt und mit rundlen, kleinen Bratkartoffeln anrichtet.

Wie man den Hirschziemer zerlegt, zeigt die Abbildung 1. Die Linie A—B zeigt hier den tiefen Schnitt längs der Rückenwirbel, der den Rücken in zwei Teile zerlegt. Dann setzt man das Messer bei C ein und führt es an dem unteren Knochen entlang. Schließlich schneidet man dann das so losgelöste Fleisch in feine, schräge Scheiben.

Gänsebraten auf russische Art. Dazu gehört eine junge, fette Gans, Kümmel, Salz, ein halbes Pfd. Sauerkraut, 80 Gramm Butter, vier Zwiebeln, zwei Aepfel, eine halbe Flasche Weißwein, ein halbes Liter Fleischbrühe. Die Gans reibt man mit Kümmel und Salz ein, füllt sie mit rohem Sauerkraut, das mit Butter, Zwiebeln, Aepfeln und Weißwein halbweich gedünstet ist, bedeckt den Boden einer Bratpfanne mit gehackten Zwiebeln, gibt die Gans darauf, setzt Fleischbrühe zu und läßt sie unter fleißigem Begießen schön braun und gar braten. Die Soße wird eingekocht und extra gereicht. — Eine Gans wird so zerlegt: Man löst zuerst die Flügel, dann die Keulen los. Dann setzt man das Messer bei A (siehe

Abb. 2. Zerlegter Gänsebraten

Abbildung 2) zwischen Brust und Keule ein und führt einen tiefen Schnitt bis B aus, trennt dann das Gelenk und erhält so die Teile B und C. Nun macht man längs des Brustkastens einen tiefen Schnitt und zerlegt die Brust in feine Scheiben, aber recht vorsichtig, damit jede Scheibe etwas braune Haut erhält.

Kalbskeule mit Kastanienfüße. Die Kalbskeule wird gebäutet, gewaschen, geklopft und gespickt. Etwa 200 Gramm Butter zerläßt man in der Pfanne und röstet darin geräucherte Schinkenscheiben gelbbraun. Darauf legt man die Kalbskeule in die Pfanne und dämpft sie langsam. Unter Beigabe von einigen Löffeln Wasser, die man nach Bedarf zugießt, brät man die Kalbskeule auf beiden Seiten braun. Die Soße wird mit einem Löffel Mehl, das man in Butter braun geröstet hat, verdickt, mit etwas Weiße klargerührt, durch Sardellen und Zitronensaft geschärft, nochmals aufgekocht, durchgeseiht, entfettet und nun mit in Wasser weichgekochten, abgeschälten Kastanien vermischt. Die, dann nachdem sie mit der Soße zusammen aufgekocht sind, mit dieser besonders aufgegeben werden. Die Mühlidung 3 zeigt, wie man die Kalbskeule zerlegt. Man beginnt das Zerlegen mit einem keilförmigen Schnitt, der mit dem Buchstaben A bezeichnet ist. Man trennt man die Keule vermittels eines Längsschnittes in zwei Teile, schneidet dann, wie die Zahlen es angeben, dünne Scheiben, und zwar beginnt man bei B und schärt damit bei C und D fort. Mit der unteren Seite der Keule macht man es ebenso. Um den Knochen zu verdecken, umhüllt man ihn mit einer Papierserviette, die es auch ermöglicht, daß man den Knochen mit der Hand anfassen kann, was das Zerlegen sehr erleichtert.

Nun soll nicht nur der Braten dem Familienfest Ausdruck geben, daher sei die Weihnachtstafel geschmückt. Dazu besorgt man sich einen Krevppaier-Kluker in schöner grüner Farbe, mit dem man die Tafel der Länge nach in der Mitte belegt, darüber zieht man ein dichtes Netz von Lametatüchern. Hochrote, recht blank polierte Aepfel, alle möglichst in gleicher Größe, bildet man etwas aus, entfernt die Stiele, damit sie feststehen und steckt in die Höhlungen gelbe Weihnachtskerzen. Mit diesen Aepfeln wird der Lametatüfer besetzt und zwar ganz nach Geschmack, am besten wohl in einer langen Reihe. Um die einzelnen Gedecke oder an alle vier Ecken der Tafel legt man Tannenzweige.

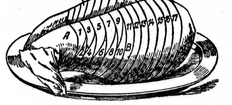
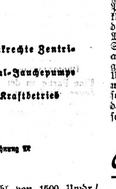


Abb. 3. Zerlegte Kalbskeule

Praktischer Ratgeber

Jauchepumpe für Kraftbetrieb. Das Pumpen der Jauche mit Kraftbetrieb stellt eine wesentliche Arbeitserleichterung dar. Auf der Reichsnährstandsausstellung in Frankfurt/Main erhielt die in der Abbildung gezeigte senkrechte „Zentrifugal-Jauchepumpe für Kraftbetrieb" eine Auszeichnung. Die Förderhöhe dieser Pumpe ist



Senkrechte Zentrifugal-Jauchepumpe für Kraftbetrieb

Werkzeichnung M

bei der normalen Drehzahl von 1500 Umdr./Min. bei unmittelbarem Motorantrieb 13 m, bei Riemenantrieb 18 m. Diese Druckhöhe genügt, um beim Spritzen einen Strahl von 15 m Weite zu erreichen. So kann man größere Dungstätten bespritzen und die Jauche aus größere Höhe fördern oder durch längere Rohrleitungen verschlauchen. Die Leistung beträgt 18 bis 24 kbm je Stunde bei 13 bis 15 m Förderhöhe. Sch.

Scheuende Pferde. Die Ursache des Scheuens dürfte sich meist in einer anormalen Aengstlichkeit des Pferdes, indem es vor ganz gewöhnlichen Gegenständen Furcht zeigt und nur mit Mühe an diesen vorüberzubringen ist. Bei den meisten Pferden verschwindet aber das Scheuen mit zunehmender Aengstlichkeit, sobald das Pferd mehr mit der Umwelt vertraut ist. Wird das Scheuen jedoch durch Augenfehler, kurzsichtigkeit, hervorgerufen, so ist es weit schwieriger zu bekämpfen. Alle Gegenstände erscheinen dann dem Pferde undeutlich, so daß es Furcht vor ihnen hat. Vorsätzlig ist, daß solche Pferde vorwiegend bei hellem Sonnenlicht scheuen, im Dämmerlicht sich aber ruhig verhalten und solche Gegenstände die ihneg beim Sonnenlicht Furcht einflößen, ruhig passieren. Man nimmt an, daß das Scheuen oft weniger auf direkte Kurzsichtigkeit als auf Empfindlichkeit des Auges gegen helles Licht zurückzuführen ist. So hat man mehrfach beobachtet, daß das Scheuen von Pferden, welche in einem relativ dunklen Stall standen, sich besserte, nachdem sie mehr in das Licht gestellt waren. Schließlich ist das Scheuen vor der Peitsche noch zu nennen, welches sich darin äußert, indem das Pferd meist mit hochgehobenem Kopf ins Geschirr geht und rückwärts nach der Hand hyw. nach der Peitsche des Fahrers blickt. Bei jeder Bewegung mit der Peitsche zuckt das Pferd und schlägt oft aus. Um ein Rückwärtsgehen des Pferdes zu verhindern, legt man dem Pferde Scheuklappen an. Oft ist hierbei Vorsicht am Platze, denn bei Augenfehlern helfen auch diese nicht, sondern hindern das Pferd, seine Umgebung deutlich zu erkennen, und sehr viele Pferde scheuen erst recht, wenn ihnen Scheuklappen angelegt werden. Im allgemeinen sind die verschiedenen Augenblenden und sonstige Mittel gegen das Scheuen nicht zu empfehlen. Sie verhindern nicht das Scheuen selbst, können aber ein Abdrängen vom Wege oder ein Durchgehen zur Folge haben. Das Scheuen ist keine Unart, sondern meist eine Folge von Furcht und kann auch nicht durch die Peitsche oder sonstige Strafen vertrieben oder bekämpft werden. Am besten ist eine zugsichere Hand und schonende, ruhige Behandlung im Geschirr.

Zucker, ein Haus- und Schlafmittel

Es gibt nichts auf dieser Welt, über das die Meinungen aller Menschen übereinstimmen; was des einen Nachtigall ist, ist des anderen Eule. So ist es auch mit dem Zucker. Ihn verständigen ist er ein ausgezeichnetes Nahrungs- und Genußmittel, der Unwissende und von Gleichgesinnten leicht zu Beeinflussende dagegen ihm alle möglichen schädlichen Einwirkungen auf die Gesundheit an, auf Zähne und Magen und versteigt sich sogar zur Behauptung: Nutzlos!

Die Volksmedizin, die jetzt wieder hoch zu Ehren kommt, hat den Wert des Zuckers als Hausmittel gegen die verschiedensten Leiden schon längst erkannt und als richtig anerkannt. Stärkere Zuckergaben durch den Mund verhindern eine Uebersäuerung des Magens, regen ihn aber zur Salz- und Magensäureausscheidung an und verursachen dadurch Appetit; auch befestigen sie häufig gewohnheitsmäßige Kopfschmerzen. Zucker ist auch ein ausgezeichnetes Mittel gegen Schlafstörungen und Schlaflosigkeit auf Grund erschwerten Einschlafens. Dr. Dienst weist darauf hin, daß vielen chemischen Schlafmitteln die Gewohnheitsannehmung beiliegt: „Zuckerwasser oder gezuckerten Tee nachtrinken!" In früheren Zeiten war es allgemein gebräuchlich, daß man zur Beruhigung nach körperlichen und seelischen Aufregungen und vor dem Zubettgehen als Schlafmittel ein Glas Zuckerwasser trank. Heute ist ein solches auf dem Nachttischchen stehen hatte, um allenfalls Schlafstörungen zu beheben. Zuckerwasser wirkt allerdings langsamer als chemische Schlafmittel, meist erst nach einer Stunde; wenn man Zucker oder in heißem Wasser nimmt, wirkt er doppelt so schnell. Jeder, der schwer einschläft, sollte wenn er nicht gerade zuckerkrank ist, dieses Hausmittel verwenden.

Reinigt jetzt die Nistkästen

Im Kampf gegen den Verderb spielt der planmäßige Vogelschutz eine große Rolle. Wenn wir uns vor Augen halten, daß ein Meisenpaar mit seinen Jungen allein schon 1½ Zentner Insekten vertilgt, dann können wir uns leicht ausrechnen, wie wichtig der Vogelschutz und seine Pflege in jeder Hinsicht ist.

Jetzt ist es vor allem Zeit, die alten Nistkästen zu reinigen. Leider herrscht vielfach noch die Ansicht, daß die Vögel einen Nistkasten mehrere Jahre hintereinander beziehen. Diese Annahme ist falsch. Es kommt allerdings hier und da vor, daß die Vögel das zweite Jahr ein neues Nest auf das alte bauen, aber das dritte Jahr wird der Kasten bestimmt nicht mehr bezogen.

Darum müssen wir unbedingt Hausputz halten, damit die Gesundheitspolizei unserer Gärten, Wälder und Auen im Frühling eine saubere Heimat vorfindet.

Vorsicht beim Reinigen! Es werden uns sehr oft Hunderte von Flöhen entgegenspringen. Wir müssen nun mit einem mittelstarken Draht, den wir am unteren Ende zu einem Häkchen biegen, das alte Genist herausangeln. Zuletzt nehmen wir noch eine langstielige Flaschenbürste und fegen aus. Es ist also nicht notwendig, daß wir den Deckel des Nistkastens abschrauben; es geht, wie wir sehen, auch so. Das alte Genist schaffen wir auf eine Stelle im Garten, wo wir es bernach verbrennen.

Wenn wir die Nistkästen nicht reinigen, lassen wir auch Gefahr, daß die Kästen faulen und brüchig werden. Die Kosten zur Anschaffung neuer Nistkästen können also umgangen werden, wenn wir jedes Jahr Hausputz halten. Das alte Genist nimmt alle Feuchtigkeit und Nässe auf und bringt schließlich die Kästen, macht sie brüchig und bringt sie so zum Faulen. Also heraus mit dem alten Schmutz! Ehe wir aber das Reinigen gehen, müssen wir vorsichtig untersuchen, ob vielleicht eine Kindermaus ihre Wohnung dort aufgeschlagen hat. Es kommt öfters vor. Weil Kindermäuse aber ebenso nützlich im Kampf gegen die Insektenwelt sind, müssen wir sie unzestört lassen. Für diesen, den Vögeln verloren gegangenen Kasten, hängen wir bern einen neuen hin, damit im Frühjahr keine Enttäuschung herrscht und die armen Kleinen erst neuen Unterschlupf suchen müssen.

Wichtig ist ferner, daß wir nicht mehr Kästen hängen, als auch bezogen werden. Wir müssen das beobachten, bei diesen Beobachtungen aber sehr zurückhaltend sein, denn oft genug fliegen die Vögel die Kästen nicht an, sobald sie Menschen in der Nähe wissen. Sie warten dann, bis die vermeintliche Gefahr vorüber ist. So kommt es oft vor, daß wir eine bewohnte Nistkästte für unbewohnt halten. Für eine planmäßige Vogelschutzsorge ist es aber unerläßlich, genau darüber unterrichtet zu sein, welche Kästen bezogen sind und welche nicht.

Haben wir wirklich ein paar Kästen, die leer bleiben, dann dürfen wir keine neuen hinzu hängen, wir können dann getrost warten. Bis alle belegt sind, die wir wieder für Neuban sorgen.

Es gibt also Vielerlei zu beobachten, wenn wir den großen Hausputz abhalten. Und nun heran an diese wichtige Arbeit, auch sie dient dem Aufruf: „Kampf dem Verderb!"

Chlorodont
die Qualitäts-Zahnpaste

Der Arzt spricht:

Warum werden wir kurzatmig?

Schon der leiseste Luftmangel beeinträchtigt das Gefühl unserer körperlichen Leistungsfähigkeit ganz außerordentlich stark. In der Gesundheit der Jugend kennt man dieses Gefühl gar nicht oder wenigstens nur bei größeren körperlichen Anstrengungen. Bei manchen Menschen stellt sich aber Kurzatmigkeit bereits im mittleren Lebensalter ein. Es soll dann nicht als Zeichen des heranwachenden Alters gewertet und als solches einfach hingenommen werden, sondern seine Ursachen sollen gefährt werden und der Mensch durch zweckmäßige Behandlung in der Kenderung seiner Lebensgewohnheiten von dieser Beeinträchtigung befreit werden.

Eine der einfachsten Ursachen der Kurzatmigkeit ist das Mißverhältnis zwischen Körpergewicht und Größe der Körpers. Die einfache Fortbewegung einer schweren Last — in diesem Falle der eigene Körper — ist für einen körperlich Ungeübten eben eine besonders schwere Arbeit. Die dazu im Verhältnis zu gering entwickelte Muskulatur des ganzen Körpers sowohl wie auch die entsprechend kümmerliche Muskeltraft des Herzens sind einfach nicht imstande, bei jeder Bewegung Schwerarbeit zu leisten. So kommt es zum Herzklopfen und der Kurzatmigkeit als charakteristischen Zeichen des oft blassen und anfangs leidenden Menschen. Ausgleich des bestehenden Mißverhältnisses ist dann dringend geboten. Gewichtsabnahme wird in allen Fällen zunächst lebhaft durch entsprechende Diät erzielt. Gleichzeitig muß die innere und äußere Muskulatur durch zunächst leichtes Körpertraining gelöst und ihren an sie gestellten Forderungen entsprechend entwickelt werden. Diese Behandlung erscheint meist als unüberwindlich schwer zu lösende Aufgabe. Und doch kann man gerade bezüglich der Kurzatmigkeit bereits nach kurzer Zeit ganz auffällige Besserungen erfahren, wenn man das neue Lebensschema mit einiger Energie durchführt. Der Gewinn an Wohlbefinden ist so groß, daß der Einsatz von etwas Mühe lohnt. Ist die Atmung wieder gesund und ausreichend, so stärkt man damit auch eine wirksame Vorbeugung gegen die verschiedensten Erkrankungen des Herzens und Kreislaufs.

Kurzatmigkeit leichteren Grades ist oft auch nur Folge einer falschen Atemtechnik. Das Atmen unterliegt bekanntlich ganz stark einer nervösen Regulation. Bei ungenügender geistiger Arbeit, Aufregungen und gehäuften seelischen Belastungen entwickelt sich oft unbemerkt ein falsches Atmen. Es kann Ursache schlechten Allgemeinbefindens werden, das sich in Müdigkeit, Kopfschmerzen und oben durch dauernde falsche Beanspruchung der Luftwege in Kurzatmigkeit bei leichtesten Anstrengungen äußert. Bei einiger Selbstbeobachtung kann man meist ohne weiteres entscheiden, ob man an diesem falschen Atmen leidet. Es ist dann unbedingt notwendig, durch eine entsprechende körperliche Betätigung die richtige Atmung wiederzufinden. Gymnastik unter entsprechend geschulter Aufsicht erleichtert und verkürzt diesen Vorgang. Selbständig erreicht man am meisten durch Laufübungen, am besten auf freigende Waldwege.

Haben wir bisher die Kurzatmigkeit als Folge unserer unnatürlichen Lebensbedingungen betrachtet, so wird sie natürlich in vielen Fällen auch ein regelrechtes Krankheitssymptom sein. So ist sie zum Beispiel oft das erste Zeichen von Blutarmut. Unsere Blutkörperchen transportieren in unermüdlicher Arbeit dauernd Sauerstoff aus unserer Atemwegen in alle Organe und Gewebe unseres Körpers. Sind sie nun im Verhältnis wenig an der Zahl, so müssen sie, um die notwendige innere Atmung zu ermöglichen, ihren weiten Weg beschleunigen, um in der gleichen Zeit mehrmals zirkulieren zu können. Somit hängt die Beschaffenheit des Blutes mit dem Abstimmen der Atmung auf das innigste zusammen. Das Herz ist in dieser Beziehung eingeschaltet und muß seine Arbeit danach regulieren. Nach starken Blutverlusten sowie bei allen Formen der Blutarmut findet man daher eine Kurzatmigkeit. In in diesem großen Beziehungssystem nun ein anderes Organ erkrankt, zum Beispiel Herz oder Lungen, so kommt es wieder zur Kurzatmigkeit. Sie wird, besonders wenn sie anfallweise auftritt, als Herz- oder Bronchialasthma bezeichnet. Auch leichtere Kurzatmigkeit kann auf eine beginnende Erkrankung dieser Organe aufmerksam machen. Es muß daher unterlucht werden, wo die Ursache einer beginnenden Kurzluftigkeit liegt.

In der Rekonvaleszens hat man auf der Atmung ein deutliches Fieber, insoviel man dem Genesenden beim Aufstehen und bei den ersten Spaziergängen zumuten kann. Es darf die langsam wieder einsetzende Leistungsfähigkeit nicht zu schnell erwartet werden. Stärkere Kurzatmigkeit ist ein Signal, daß das Maß erreicht ist und wieder Ruhe eingelegt werden soll.

Dr. med. E. G.

Wolt due Frau

Tage vor dem Feste

Die Tage vor einem Feste tragen meist das Merkmal der Unruhe, und besonders Weihnachten bringt in die Zeit vor der Bescherung eine solche Fülle von kleinen Obliegenheiten, die nötig sind oder doch scheinen, daß für manche dieser Tage einer einzigen Hetzjagd gleichen. Da ist so vielerlei zu bedenken; man möchte für jeden, den der einem nahesteht, eine kleine Aufmerksamkeit haben, und alles soll auch den Stempel des Persönlichen tragen. Also muß sorgsam bedacht und sorgsam ausgewählt sein. Das aber kostet Zeit.

Besonders schwierig wird es für die Hausfrau, der ja die Hauptlast der kleinen Besorgungen zufällt, die vielen kleinen Dinge, die dem Feste erst den richtigen Glanz und die traute liche Heimelichkeit verleihen. Das Alltagswerk des Tages geht aber seinen eigenen Gang weiter. Und hinzu kommt, daß der Wunsch besteht, das Heim am Festtag blitzblank vor sich zu sehen. Die für die Besorgungen nötige Zeit muß also nicht nur irgendwie eingebracht werden, sondern es ist auch nötig, sich eine bedeutende Mehrleistung abzuringen. Kein Wunder also, daß gerade die Hausfrau sich in diesen Tagen besonders gehetzt fühlt. Wenn dann am Weihnachtsabend alles wie am Schnürchen bereitet ist, wird das meist als eine Selbstverständlichkeit hingenommen, die man gar nicht beachtet und über die man weder Worte verliert, noch sich Gedanken macht. Ja, es kann geschehen, daß man es gar nicht versteht, wenn die Hausfrau am Festtage etwas abgehetzt aussieht und sich ein wenig auszuruhen wünscht, was ihr übrigens selten zuteil wird, weil doch wieder jedes Familienmitglied bei den verschiedensten Anliegen nach der Mutter ruft.

Frauen werden, was die Gewissenhaftigkeit ihrer Heimfürsorge betrifft, nicht anders werden, und auch die besten Männer, wenn es solche gibt, werden hier vergeblich einzuwirken suchen. Immerhin läßt sich der Wunsch hegen, daß die Hausfrauen gerade vor dem Feste wenigstens hausväterisch mit ihren Kräften und mit ihren Nerven umgehen. Es dient der Familie nicht, wenn eine Hausfrau, die doch Mittelpunkt gerade des weihnachtlichen Festes ist, abgehetzt in die festliche Stimmung tritt. Etwas weniger getan, kann mehr sein, als eine allzu große Gewissenhaftigkeit, die das Feste herauspumpt. Und es ist wichtiger, die Hausfrau kann an der Festfreude ohne Uebermüdung teilnehmen, als sie gehört dem Feste und den Ihren nur halb, weil sie erschöpft ist.

Es ist aber auch wünschenswert, daß sich die Familienmitglieder dessen bewußt sind, wie viel Arbeit gerade für ein Fest von der Hausfrau geleistet wird. Diese Einsicht und die gerechte Würdigung wird jede Hausfrau angenehm und dankbar empfinden, und das wird ihr auch eine Festfreude sein.

Kinder, etwas für Euch!

Wollt Ihr lernen, wie man Engelketten schneidet?

Diesmal sollen auch die Kleinen für den Weihnachtsbaum allerlei hübschen Schmuck machen helfen, und weil nun einmal das Ausschneiden die liebste Beschäftigung der Kinder ist, soll alles aus schönem bunten Papier geschnitten werden. Zwar erscheint es zunächst schwer, die Englein und Sterne so gleichmäßig wie auf dem Bild auszuschneiden, doch wollen wir gleich verraten, wie sie gemacht wurden, und dann werden selbst die ungeschicktesten Hände einfache Sternkette fertig bringen! Man kann alle Arten Buntpapier, Silber- und Goldpapier und Staniol zu unserem Weihnachtsbaumschmuck verwenden. Sehr hübsch und zart sieht auch Seidenpapier aus, doch ist es schwieriger zu schneiden.

Zu den Sternen wird ein langer, schmaler Papierstreifen gleichmäßig wie eine Ziehharmonika hin und her gefaltet. Oben drauf zeichnen wir einen Stern, dessen Spitzen rechts und links nicht abgeschnitten werden dürfen, damit die Sterne in Zusammenhang bleiben. Wenn wir das Papier nun auseinanderfalten, erscheint eine Kette von Sternen, die sich alle Haar gleichen. Wir können die Sternkette so lang machen wie die Milchstraße und dann rund um den Baum hängen! Sind die Sterne gelungen, so wird gleich die Engelkette probiert. Der Papierstreifen dafür muß breiter sein, etwa viermal so lang als breit und wird achtfach zusammengefaltet. Dann zeichnet man die Längshälfte der Engelfigur auf und schneidet aus. Dabei ist zu beachten, daß die Hände in Zusammenhang bleiben müssen. Schon ist die Engelkette fertig, und an den Händen gefaßt schweben sie bald am Baum.

Aus einem Streifen von 12 × 9 cm sind die gefalteten Sterne gemacht. Der Streifen wird gefaltet, dann in der Mitte gefaßt und zusammengenäht oder mit einem Faden umbunden. Nun faßt man die beiden Seiten zwischen den Fingern zusammen und schneidet kleine Muster ein. Die beiden Enden sind abzurunden oder schräg abzuschneiden. Faßt man wieder nur die Mitte, so klappen die Seiten fächerartig auseinander und können mit etwas Klebstoff verbunden werden. Zuletzt werden die Sterne mit Fäden zum Aufhängen versehen.

So schweben die Engel am Weihnachtsbaum! (Deike M)

Die Netze aus Gold- und Silberpapier für Nüsse kennen die meisten Kinder und sollen darum hier nur kurz erwähnt werden. Sie werden auch im Faltschnitt hergestellt. Ein quadratisches etwa 10 oder 12 cm großes Stück Papier wird viermal gefaltet und das entstandene Dreieck immer abwechselnd von links und rechts tief eingeschnitten. Nun öffnet man es vorsichtig wieder, legt eine Nuß hinein und hängt es an den vier zusammengefaßten Zipfeln auf.

Spitzenmanschetten als Tropfenfänger für die Kerzen sehen immer recht festlich aus. Sie bestehen als Grundform ein quadratisches oder kreisrundes Stück Papier. Man faltet es zum schmalen Dreieck, dessen geschlossene Spitze zunächst so halbrund abgeschnitten wird, daß das Licht durchgesteckt werden kann. Dann schneidet man verschiedene Muster ein!

Die Sterne in Spitzenmustern sind auch aus quadratischen zum Dreieck gefalteten Papieren geschnitten und können mit andersfarbigem Papier hinterklebt werden. Dann sehen sie besonders schön aus. Man verwendet am besten gummiertes Buntpapier dazu.

Lilli Pollack-Netzband.

Spielzeug für Kind und Kindeskind

Ueberlegt doch mal, was von den Spielsachen übriggeblieben ist, die ihr eueren Kindern im vorigen Jahr zu Weihnachten geschenkt habt? Ein trauriger Pferderumpf ohne Schwanz und Beine, zwei zusammengedrückte Eisenbahnwagen ohne Räder mit zerbogenen Schienensträngen, die sich nicht mehr zusammensetzen lassen und das Püppchen, dem die Augen nach innen gefallen sind. Eure Kinder spielen längst nicht mehr damit, sondern nur noch mit Kastanien und der Pferdeleine, die die Großmutter gestrickt hat und mit Zündplättchen, auf die sie mit dem Absatz treten: dann knallt's!

Wißt ihr noch, wie ihr damals das Geld zusammengespart hattet, um den Kindern eine große Freude zu Weihnachten zu machen? Es ist doch eigentlich traurig, daß die ganze Bemühung so vergeblich war: das Geld ist fort, das Spielzeug und euere und der Kinder Freude. „Das Zeug hält ja auch nichts aus!" Ja, manches Zeug wirklich nicht, es kommt eben immer auf das Material an und darauf, wie das Spielzeug hergestellt worden ist. Nun rechnet mal: sechs oder sieben Weihnachtsfeste, oder wie alt gerade euere Kinder sind, und immer wieder ein funkelnder lockender Gabentisch am 24. Dezember und ein Berg Abfall am 1. Januar. Da stimmt etwas nicht.

Aber es gibt auch gutes, wertbeständiges und dauerhaftes Spielzeug. Und das sollte man sich aussuchen. In derbe Kinderfäuste gehören unverwüstliche Sachen, die Kinder sind ja selber ganz erschrocken, wenn ein Geschenk, das sie eben erst erhielten, gleich entzwei geht. Spielzeug muß mit den Kindern durch ihre ganze Kindheit mitgehen, damit wird der erste Samen zur Treue im Kinde gelegt.

Handgearbeitetes Spielzeug aus Gießen Ammersee

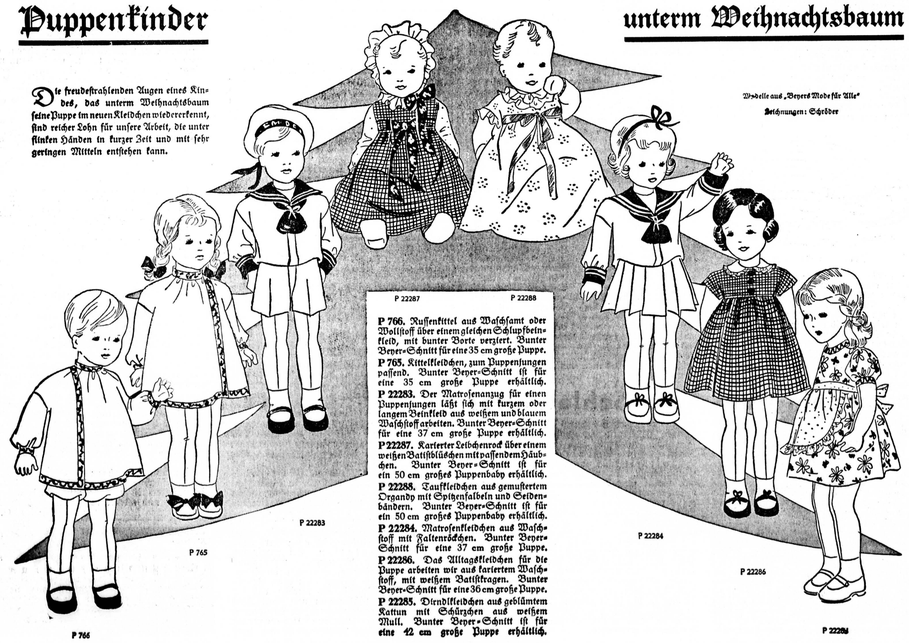
Holzpferd und Wagen aus roher Fichte
Foto Jutta Selle (Deike M)

Puppenkinder

Die freudestrahlenden Augen eines Kindes, das unterm Weihnachtsbaum seine Puppe im neuen Kleidchen wiedererkennt, sind reicher Lohn für unsere Arbeit, die unter flinken Händen in kurzer Zeit und mit sehr geringen Mitteln entstehen kann.

unterm Weihnachtsbaum

Modelle aus „Beyers Mode für Alle"
Zeichnungen: Schröder



P 22287 P 22288

P 765 P 22283 P 766 P 22284 P 22286 P 22285

P 766. Rüschenkittel aus Waschsamt oder Wollstoff über einem gleichen Schlupfbeinkleid, mit bunter Borte verziert. Bunter Beyer-Schnitt für eine 38 cm große Puppe.

P 765. Kittelkleidchen, zum Puppenjungen passend. Bunter Beyer-Schnitt ist für eine 35 cm große Puppe erhältlich.

P 22283. Der Matrosenanzug für einen Puppenjungen läßt sich mit kurzem oder langem Beinkleid aus weißem und blauem Waschstoff arbeiten. Bunter Beyer-Schnitt für eine 37 cm große Puppe erhältlich.

P 22287. Karierter Leibchenrock über einem weißen Batistblüschen mit waffendem Häubchen. Bunter Beyer-Schnitt ist für ein 50 cm großes Puppenbaby erhältlich.

P 22288. Taufkleidchen aus gemustertem Organdy mit Spitzenfalbeln und Seidenbändern. Bunter Beyer-Schnitt ist für ein 50 cm großes Puppenbaby erhältlich.

P 22284. Matrosenkleidchen aus Waschstoff mit Faltenröckchen. Bunter Beyer-Schnitt für eine 37 cm große Puppe.

P 22286. Das Alltagskleidchen für die Puppe arbeiten wir aus kariertem Waschstoff, mit weißem Batistkragen. Bunter Beyer-Schnitt für eine 36 cm große Puppe.

P 22285. Dirndlkleidchen aus geblümtem Kattun mit Schürzchen aus weißem Mull. Bunter Beyer-Schnitt ist für eine 42 cm große Puppe erhältlich.

Der gedeckte Tisch – alltags und festtags

Alles wollen wir tun, um unser Behagen in der eigenen Häuslichkeit zu verankern! Es gilt, dem Familienleben die Treue zu halten! Was nützt uns die Couch, die schönen vielartigen Sessel, edles Holz und köstlicher Hausrat, wenn nicht Menschen sie besitzen, die bereit sind, für ein starkes frohes Familienleben einzutreten, das Wärme ausströmt und an alle verschwendet, die daran teilnehmen wollen.

Haltung einer Familie gibt dem Alltag die bestimmende Farbe: eine schneeweiße makellose oder eine graue. Wo über einem gedeckten Tisch sich die Hände zur Kette zusammenschließen können zur „Gesegneten Mahlzeit", wo das natürliche Gleichmaß von zusammengeballter Arbeit und gelockerter Pause, froher Entspannung ganz bewußt eingesetzt ist, da liegt Weihe auch über dem geringsten Tag, und gute Hausgeister regieren ihn.

Die festliche Weihnachtstafel
Photo: Dr. Paul Wolff (Deike M)

Von außen her kann sich die Hausfrau auf die Dauer nicht ihre Anregungen holen, wie sie den Tisch für ihre Mahlzeiten bereiten soll. Noch so viele Ausstellungen mit vielen schön gedeckten Tischen machen noch nicht das Tun der Hausfrau segensreich. Nur aus der inneren Ruhe kommen ihre Einfälle, das Mahl, den Tisch so zu richten, daß Frieden und Kraft von ihm ausgehen. Wo wir essen, ist halb so wichtig, wie wir es essen, darauf kommt es an! Die Hausfrau muß in sich still werden, in stiller Versenkung ihr Werk tun, dann wird es gelingen. Dann kann sie gar nicht mehr anders, als das gedeckte Tuch mit Bedacht über den Tisch breiten und es ebenso bedachtsam wieder zusammenfalten. Es würde ihr ziellos scheinen, die Mutter anders als in festen Scheiben aufzutragen, das Einfüllen der Marmelade geschieht auf so sorgfältige Weise, daß Glasdose und Inhalt, reinlich voneinander getrennt, funkeln und den Appetit reizen. Sie sieht, in den Anblick des Frühstückstisches versunken, Kanne und Zuckerdose in hübsche Beziehung zueinander, sie hat eine Blume für den täglichen Tisch zur Hand. Aus ungezählten stillen Taten formt sich ein schöner Alltag, der alle, die solcher Familie angehören, stärkt und beglückt. Nicht schwer, auf solcher Grundlage auch die Feste zu gestalten. Es gibt so viele. Kindergeburtstag: Marienkäferchen werden aus halben Nußschalen gebildet, die man bemalt und auf Fäßchen geschützt werden: jedem Gedeck wird eine große Pappscheibe untergelegt, auf die man in dichter Fülle Konfetti geklebt hat, auch in der Mitte des Tisches unter dem Blumenglas liegt solch eine Pappscheibe aus tausend bunten Pünktchen. Ein Kindlein wird gebaut. In die Mitte des Tisches stellen wir eine große flache Glasschale oder einen Glasteller, belegen sie dicht mit grasgrünen Blüten ohne Stiel, Silberbandschlupfen legen rings strahlensörmig unter der Schale hervor. Mutter hat Geburtstag: ihr Platz ist mit einem Kranz hinter Sommerblumen geschmückt, die kleinen Kinder haben der lieben Mutter aus einer runden Käseschachtel (also eine Schachtel als Boden und Deckel als Henkel) ein Blumentörbchen gefertigt und mit Blümchen und Moos gefüllt. (Die Anregungen zu den Festtagssitzchen sind dem Buch „Familienfeste fröhlich feiern" von Cornelia Kopp entnommen.)

Und Weihnachten! Da strahlen freilich alle Kerzen, viel bunte Lichtträger sind über den Tisch verteilt, ein Tannenkranz, von Band umschlungen, ruht in der Tischmitte. Frohes Feiern in einem Haus, in dem die kleinen Dinge wichtig genommen werden und in dem Zeit und Geduld da ist für die stillen Freuden, die die eigentlichen sind.

Ilse Deike.

Liebe ist die Zutat zu jeder Mahlzeit
Photo: Dr. Paul Wolff (Deike M)

Neue Bücher

Ein Kalender für die Frau

Der NS-Frauen-Kalender, der im Auftrag der Reichsfrauenführung von Ellen Semmelroth bearbeitet wurde (Kunstverlag der NSDAP., Franz Eher Nachf., München) war schon durch manches Jahr der Begleiter vieler deutscher Frauen, und auch die neue Ausgabe für das Jahr 1937 wird all denen von ihnen, die bewußt in der Reihe des nationalsozialistischen Deutschlands stehen, Freude machen und manche andere der Besinnung und tätigen Mitarbeit zuführen. Er enthält Photographien (die schönsten sind als Postkarten zu verwenden) und von großer Lebendigkeit und Kraft: Kinder und junge Menschen voll Lebensbejahung und Freude, deutsche Landschaften voll Schönheit und Weite, Abbildungen von Kunstwerken voll Innigkeit und Größe. Dazwischen begleiten uns von Tag zu Tag Worte unserer großen Männer und Führer, Sprüche und Gedichte unserer Denker und Dichter. Alle sind mit viel Geschmack in ihrer Bedeutung für die Frauen ausgewählt und zusammengestellt, und diese werden gerne mit dem Kalender, der besinnlich und doch in Wort und Bild richtunggebend ist, das Jahr 1937 beginnen.

619 Rezepte

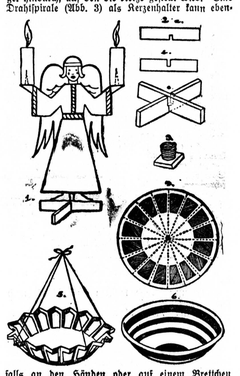
„Gesunde fleischlose Küche". 619 erprobte Rezepte nach den neuesten Ernährungslehren von Elisbeth Aulenrund. Südd. Verlagshaus, Stuttgart. 3 RM. — In kurzer Zeit hat dieses Kochbuch wieder eine neue Auflage erreicht. Ein Beweis dafür, daß die Bedeutung der fleischlosen oder fleischarmen Ernährung von weiten Kreisen unseres Volkes erkannt ist. Die Verfasserin hat langjährige Erfahrung in der vegetarischen Ernährung, die sie an Gesunden und Kranken erprobt hat. Sie selbst lebt seit 25 Jahren vegetarisch. Für alle Monate des Jahres bringt das Buch neben abwechslungsreichen Rezepten eine aufgestellte Speisefolge für Mittag- und Abendtisch. Die Angaben über Diät, Frühjahrs-, Sommer- und Winterkuren sind besonders wichtig.

„Liebe Mutter"

Dichtung, Briefe und Erinnerungen u. a. von Ruth Schaumann, Helene Voigt-Diederichs, Agnes Miegel, Helene von Hügelgen, Anrette von Droste-Hülshoff, Arno Holz, Josef Magnus Wehner, E. G. Kolbenheyer, Hanns Johst, Walter Flex, Eberhard Wolfgang Möller — Matthias Claudius, Storm, Mörike, Arnim Brentano, Bettina-Brentano, Bechstein und vielen anderen. — Es war sinnvoll, über das Thema „Mutter" nicht einem deutschen Jahrzehnt, sondern einigen Jahrhunderten das Wort zu geben. Denn bei aller Wandlung der äußeren Lebensform bleiben das Wesen der Mutter und die herrliche Eigenart der deutschen Mutter unverändert groß und lieb. Es war auch richtig, in diesem Buche Menschen verschiedenster Lebensrichtung Gehör zu geben. So entstand ein im einzelnen oft so feines und zartes, im ganzen aber so gewaltiges Lied von der deutschen Mutter. Da offenbaren sich Tiefen, die abseits von der großen Oeffentlichkeit geheimnisvoll in der Stille wallen und doch mit ihren Kräften das ganze kleine wie große deutsche Leben formend und verklärend durchdringen. 40 ganzseitige Bilder dienen der Ausstattung der Bücher (Safari-Verlag, Berlin. 4,80 RM).

Bastelleien für den Weihnachtstisch

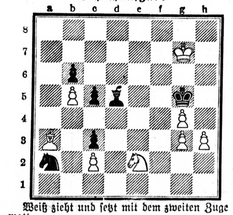
Ein sinnig gestimmter Adventstisch kann uns recht Weihnachtsstimmung und Vorfreude vermitteln und bringt Gemütlichkeit in jedes Heim. Es gehören dazu ein paar Tannenzweige, Lichter, Buntpapier, aber vor allem Fantasie und Lust und Liebe zum Basteln. Außer dem immer wieder schönen Adventskranz kann der Tisch mit dem in Abb. 1 gezeigten Leuchter geschmückt werden. Er ist mit der Laubsäge aus Zigarrenkistenholz ausgeschnitten und kann in beliebiger Größe ausgeführt werden, am besten 20 cm hoch und 12 cm breit. Die dicken Linien zeigen den äußeren Umriß an, der aufgezeichnet und ausgesägt wird. Die Innenzeichnung wird mit Laubsäge aufgetragen. Gewand und Flügel werden weiß gemalt, Gesicht, Hände und Füße rosa, Haar und Muster am Gewand in Gold, die inneren Begrenzungslinien in kaum schwarzen Strich. In Abb. 2 a, b, c, ist das Gestell abgebildet, auf dem die Figur steht. Das Brettchen 2a wird gleich an die Figur gezeichnet und mit ausgeprägt. Es wird mit einem kleinen Ausschnitt versehen, in den ein zweites, gleichgroßes Brett mit einem größeren Ausschnitt geschoben wird, so daß ein Kreuz wie in Abb. 2c entsteht. Um die Kerzen zu halten, bringt man an den Händen Drahtstifte an oder schlägt einen feinen Nagel hindurch, auf den die Kerze gesteckt wird. Eine Drahtspirale (Abb. 3) als Kerzenhalter kann eben-



falls an den Händen oder auf einem Brettchen befestigt werden, das man dann aufleimt.

Die Obstschale muß zur Weihnachtszeit ein besonders schönes Aussehen haben. Da legen wir rotbäckige, blankgeputzte Aepfel und einige Nüsse hinein.

Schachaufgabe



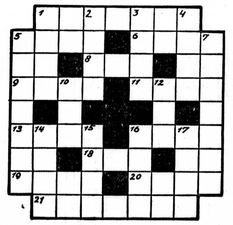
Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge matt.

Kontrollstellung (14): Weiß (8): Kg7; La3; Se2; Bb5, c2, g3 und 4, h3. — Schwarz (6): Kg5; Ddb; Sa2; Bb6, c3 und 5.

Richtig gestoppt?

Neulich hat die amerikanische Sprinterstaffel einen neuen Weltrekord mit 39,8 Sekunden für die 4×100-Meter-Staffel aufgestellt. „Ganz ausgeschlossen, die Zeit von 39,8 Sekunden!" meinte Freund Besserwisser. „Ich will das beweisen! Der beste Sprinter, nämlich Jesse Owens, läuft die Strecke in 10,2 Sekunden. Das ist einmalig; aber selbst wenn alle vier Läufer 10,2 gelaufen wären, so müßte die Zeit 40,8 lauten. Oder es müßte ein Wunder geschehen sein, daß einer der vier weit unter 10 Sekunden gelaufen ist. Glaubt ihr das? Ich nicht! Ich gehe jede Wette ein, daß die Zeit nicht stimmt!" Die Wette wurde angenommen. Freund Besserwisser hat sie verloren; die Zeit heißt richtig 39,8 Sekunden. Aber wie ist das möglich?

Kreuzworträtsel.



Bedeutung der einzelnen Wörter: Von links nach rechts: 1. Rennen, 5. Wasser, 6. Nährmutter, 8. Nebenfluß der Donau, 9. Körperorgan, 11. Gemütsbewegung, 13. alte Dichtung, 16. Halbinsel der Ostsee, 18. Getränk, 19. Schwimmvogel, 20. Umgrenzung, 21. Freund. — Von oben nach unten: 1. Gartenblume, 2. Charaktereigenschaft, 3. Bewegung, 4. Liebesgott, 5. Nordeuropäer, 7. Biograph Karls des Großen, 10. Fahrzeug, 12. Dichtung, 14. Höflichkeitsbezeigung, 15. Hauch, 16. Gebieter, 17. Gebiet.

Wie stark war die Gesellschaft?

In einer Gesellschaft waren dreimal soviel Männer als Frauen. Vier Männer gingen mit ihren Frauen weg, da blieben noch viermal soviel Männer als Frauen. Wie stark war die Gesellschaft?

Silbenrätsel.

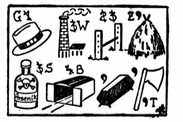
Aus den 25 Silben:

al — ba — bel — burg — chen — de — el — em — fort — ge — ha — ler — li — mar — me — now — pier — ra — ran — re — sel — stim — trill — wech — zen

sind elf zweisilbige und ein dreisilbiges Wort zu bilden, die in ihren Anfangs- und Endbuchstaben, beidemal von oben nach unten gelesen, ein Sprichwort ergeben.

1. Kaufmänn. Urkunde
2. Priesterliches Gewand
3. Taschenart
4. Universitätsstadt
5. Fluß in der Schweiz
6. Fechtwaffe
7. Stadt in Mecklenburg
8. Weiblicher Vorname
9. Gartengerät
10. Französische Festung
11. Zeiteinteilung
12. Gesangsverzierung

Bilderrätsel.



Rätsel

Das Rentrum magst du die erwerben.
Man kann es nicht von Bätern erben;
Oft kommt trotz manchem Weh und Ach
Dann auch das Maskulinum nach.
Das erste fordert hohes Streben,
Das in sich selber dich beglückt;
Das letzte braucht man, um zu leben;
Schon manchen hat's der Schuld entrückt.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Schachaufgabe: 1. Dh1—h2, D?4×h2; 2. Ka5—b4 matt, — a) 1. . . . . Kb5—b6; 2. La5—b4 matt, — b) 1. . . . . Kb5—c4; 2. Dh2—c2 matt, — c) 1. . . . . D?2×g4; 2. Dh2—c7 matt, — d) 1. . . . . beliebig anders; 2. D oder D setzt matt.

Einstellrätsel: Werra, Heinz, Spiel, Stuhl, Solon, Lenau, Wiehe, Chile, Taube. — Weihnacht.

Silbenrätsel: 1. Calisaur, 2. Nevers, 3. Seeland, 4. Tunis, 5. Saffian, 6. Isolen, 7. Erasmus, 8. Halali, 9. Isquiaue, 10. Nazareth, 11. Dambirsch, 12. Esplanade, 13. Ihar, 14. Nashthe, 15. Hanau, 16. Agnes. — Erst sieh in dein Haus, dann sieh heraus.

Kreuzworträtsel: a) 1. Kamel, 4. Ali, 7. Aiem, 8. Mauk, 9. Pol, 10. Aine, 11. Miene, 14. Store, 17. Abele, 19. Range, 21. Era, 23. Arie, 24. Anna, 25. Lal, 28. Ulbas; b) 1. Kap, 2. Atom, 3. Metik, 4. Nas, 5. Luna, 6. Fere, 8. Miere, 10. Aaobe, 12. Stage, 13. Karat, 15. Elend, 16. Tara, 18. Erna, 20. Mil, 22. Gas.

Das richtige Wechselgeld: Der Kellner soll elf Münzen haben, und zwar: ein Fünfmarkstück, ein Zwei- und zwei Einmarkstücke, ein Fünfzigpfennigstück, vier Zehner und zwei Fünfer. Mit diesen Geldstücken kann er jede Summe aus zehn Mark herausgeben, mit Ausnahme von Kupfergeld.

Verkannt

Der kleine Knabe stand wie verklärt auf der Brücke und starrte in die immer stärker werdende Glut hinter dem Kamm des Hügels. Ein Fremder, der vorüberkam, beobachtete ihn und sagte schließlich:

„Nicht wahr, ein herrliches Schauspiel!"

„Ja!" entgegnete der Knabe aus tiefster Brust, ohne den Blick von dem feuerroten Himmel abzuwenden.

„Ich glaube, mein Junge, in dir steckt ein Dichter. Du bestaunst die Natur in ihrer ganzen Größe", sagte der Fremde. „Gewiß steht du bei jedem schönen Sonnenuntergang an dieser Stelle?"

„Wieso Sonnenuntergang?" fragte der Knabe verwundert. „Das ist doch die Dorfschule, die abbrennt!"

Auf Umwegen

„Weißt du, Liebling, daß die Wissenschaft festgestellt hat, eine Frau brauche mehr Schlaf als ein Mann?"

„Na und?"

„Om! Ich meine bloß — es wäre vielleicht besser, wenn du heute abend nicht auf mich wartest!" („Neue F. Z.")

Ein tapferes Mädel

„Wenn ich Sie nun küssen würde, Fräulein Irene, was würden Sie dann tun?"

„Ich denke niemals an eine Gefahr, bevor sie da ist!"

„Und was tun Sie dann?"

„Dann blicke ich ihr ins Auge!" („Tidens Tean")

Boshaft

Der Schöngeist und der Bankier saßen beim Wein.

„Wollen wir ein wenig unsere Gedanken austauschen?" fragte der Bankier.

Der Schöngeist antwortete boshaft:

„Sie wollen doch stets ein Geschäft machen!" machen!"

Vorsichtig

Der berühmte Autor fragte den noch berühmteren Kritiker:

„Ihre ganz private, Ihre ganz ehrliche Meinung über mein Stück?"

Der Kritiker lächelte:

„Wollen wir nicht lieber Freunde bleiben?"

*

Die Ausstellung der Jurylosen war eröffnet. Der Porträtist G. wanderte wißend durch die Säle.

„Warum hat man mein Bild so hoch gehängt?"

Der Freund lächelte:

„Habe Geduld! Die Kritik wird es schon herunterreißen."

*

„Gnädige Frau", sagte das Hausmädchen voller Aufregung, „der Herr liegt bewußtlos in der Diele und hat einen Briefbogen, auf dem lauter Zahlen stehen, in der Hand und einen Karton neben sich!"

„Wunderbar!" jubelt die Hausfrau, „dann ist mein neues Kleid angekommen!"

*

Fahrgast: „Chauffeur, fahren Sie doch nicht so wahnsinnig."

Chauffeur: „Sie wollten doch schnell nach dem Krankenhaus."

Fahrgast: „Ja, aber ich will nicht dortbleiben." („Nachtausgabe")

*

Der Professor Liebmann schließt seine Vorlesung mit dem Satz: „Seine Zeitgenossen verstanden es also nicht, diesen großen Dichter zu würdigen; unsterblich wurde er erst viele Jahre nach seinem Tode!" („Neue F. P.")

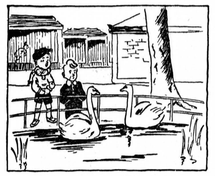
*

„Nachdem ich Ihnen mein Haus Müllerstraße 5 verboten habe, teile ich Ihnen mit, daß ich heute nach Marienplatz 6 verzogen bin und Ihnen dieses Haus ebenfalls verbiete." („Woche")

Lilligim Sonntag im Zoo

„Können Sie nicht lesen? Der Aff' könnte Sie doch beißen."

„Was geht das Sie an? Ist doch nicht Ihr Aff'."



„Warum hat der Schwan so'n langen Hals?"

„Klar! Damit er nicht ertrinkt!"

„Papa, kiek mal, wie der dick ist!"

„Sagen Sie, wenn der Bengel nochmal sone anzügliche Bemerkung macht, dann sollen Sie mal seh'n."

„Mama, ich will mal auf dem Kamel reiten."
„Nein —, das dürfen nur große Kinder."

Der neue Wärter: „Ich kann den Spucknapf hinstellen, wohin ich will, immer spuckt das Vieh daneben."

Leider zu spät

In der Tür des Kompaniegebäudes trifft der Herr Hauptmann die beiden Essenträger. Mit dem Kübel in der Hand machen sie Front.

„Na, zeigt mal her", sagt der Hauptmann leutselig.

„Verzeihen, Herr Hauptmann —"

„Ach was, — ich möchte das Essen kosten!"

Aus dem obersten Knopfloch der Drillichjacke des einen Soldaten zieht er den Löffel, tunkt ihn ein und — —

„Pfui Teufel, das schmeckt ja wie Abwaschwasser!"

„Verzeihen Herr Hauptmann — — das ist es auch!"

Spaß muß sein

In Garnisonlazarett ist an der Tür einer gewissen Oertlichkeit ein Schild angebracht: „Schlüssel beim wachhabenden Unteroffizier!"

Darunter stand mit Bleistift geschrieben:

„In besonders dringenden Fällen wende man sich an den Chef des Sanitätswesens beim Reichskriegsministerium!"

Kopf geschüttelt

Richter: „Was taten Sie, Huber, als Ihnen der Einödbauer sagte Sie wären ein Esel?"

Huber: „I hab' bloß den Kopf geschüttelt, Richter."

Richter (zum Einödbauern): „Aber das ist doch kein strafbares Vergehen, Einödbauer?"

Einödbauer: „Doch, Herr Richter. Er tat nämlich nicht seinen Kopf schütteln, sondern meinen."

Der Glückspilz

Er (zu seiner Frau): „Unser Nachbar, der Großhändler Peters, hat wirklich eine glückliche Hand. Alles was er anfaßt, wird zu Gold." — „So. Da bring ihm doch das Armband, das du mir zum Geburtstag geschenkt hast. Er möcht's mal anfassen."

Angenehme Aufforderung

Stallbursche (zum Löwenbändiger, der im Käfig mit seinen Tieren arbeitet): „Draußen steht der Schneider mit der Rechnung." — „Sag' ihm, ich ließe ihn hierher bitten."

Zu sehr geschmeichelt

Ria (zu einer Freundin): „Wie gefällt dir diese meine neueste Photographie?" — „Ausgezeichnet. So solltest du immer aussehen."

Ersatz

„Was, du hast deinen Radioapparat verkauft?" — „Ja, ich bin Vater geworden!"

*

Wollfracht hat Zahnschmerzen. Er geht zu Dr. X.

„Was kostet Zahnziehen?" fragt Wollfracht.

Dr. X. sieht sich den Mann genau an, dann sagt er:

„Wenn Sie ruhig sind und niemand im Wartezimmer einen Laut hört, kostet es vier Mark, wenn Sie schreien — zehn!"

*

Die junge Frau reichte dem Manne einen Teller Suppe.

Dann sagte der Mann: „Dürfte ich wohl um einen Schluck Wasser bitten?"

„Durstig sind sie auch?" meinte die junge Frau mitleidig.

„Das nicht", erwiderte der Mann, „aber ich muß nachspülen, damit ich den Geschmack wieder loswerde." („Lustige Blätter")

*

An einem Dorf ist eine sehr kleine Kirche. Einen Besucher, der bei ihrer Besichtigung äußert: „Da gehen doch nicht alle Dorfbewohner hinein", wird die klassische Antwort erteilt: „Wenn sie alle reingehen, dann gehen sie nicht alle rein; wenn sie aber nicht alle reingehen, dann gehen sie alle rein. Sie gehen aber nicht alle rein."

*

„Hast du schon Freytags ‚Soll und Haben' gelesen?"

„Freitags habe ich keine Zeit, ich lese nur sonntags!" („Nachtausgabe")

Unter den Zeugnissen, die bei der Herstellungsfirma des neuen Haarwuchsmittels „Herbagen" einliefen, fand sich auch eine Bescheinigung eines Fräuleins L. M. in A., die schrieb: „Seit einigen Jahren leide ich an ziemlich starkem Haarausfall. Nach kurzer Behandlung mit Herbagen hörte er auf, und nach längerer Anwendung des Mittels trat reichlich junger Nachwuchs auf!"

(„Lustige Blätter.")

Wenn Hans von Weber mit Frauen zusammentraf, betrachtete er nur ihre Füße. Eines Tages wurde ihm in München auf dem Presseball eine junge Dame vorgestellt, die sofort das stärkste Interesse des Bibliophilen erweckte. Entzückt betrachtete er immer wieder ihren Fuß, der in einem Schuh von kostbarstem Leder steckte.

„Was für ein Bucheinband!" rief er aus, „was für ein Bucheinband!"

Wie alt ist Ihr Bronchialkatarrh nun schon? Wollen Sie sich denn einfach mit dieser Plage ab finden, ohne an die Folgen zu denken? Alle meinen, es gibt kein richtig wirksames Mittel dagegen? — Wenn Sie einmal eine Zeitlang „Klipdocalin" nehmen würden, wären Sie bald anderer Ansicht. Denn „Klipdocalin" wirkt nicht nur huflemmend, schleimlösend, entzündungshemmend und keimtötend, sondern es verjagt die angreifende Erkältungsnot mit Gewalt. Muskelkraft und Lebensfreude gegen die tückischen Reize und dient ihr so als wirksamer Helfmann. „Klipdocalin" ist von Professoren, Aerzten und Kranken erprobt und anerkannt. Kosten die aber keine Kaufzahlungen, sondern nur das Original-„Klipdocalin", Packung mit 80 Tabletten RM. 2.71 in allen Apotheken, wo nicht, dann Rosen-Apotheke, München. — *Verlangen Sie von der Herstellerfirma Carl Bühler, Konstanz, kostenlos und unverbindlich Zusendung der interessanten, illustrierten Aufklärungsschrift S 305 von Dr. phil. nat. Straub.*

„Strickchen" RM 16.75 Kinder-Zweirad mit Luftbereif. Weihnachts-Prospekt kostenlos. E. & P. Stricker, Fahrradfabrik Brackwede-Bielefeld 565

„Zurück zur Natur" Bei Hexenschuß, Gicht, Rheuma, Ischias, Rückenschmerzen, Kopfgicht mit Kräuter-Auszug **Nadalin** einreiben. Altbewährtes Hausmittel. Nach 2 Einreibungen meistens schon Linderung. Flasche Mk. 3.25 frk. E. Nachn. Nadalin-Vertrieb, Borken I. W.

Gesetzlich Berechtigt für **Rheuma u. Ischias Haut- u. Beinleiden** (Ekzeme, Flechten, offene Beine, Krampfadern u. a.) **Bad Driburg** - Tel. 343

Brutmaschine und Schrotmühle wieder vorrätig. Ferner Kükenlampen, Kückenglucken, Kückenschutzhauben, Kückenfutter, Kückenschalen, Kückenschutzhauben, Kückenfutter, Kückenschalen, Kückenschutzhauben, Kückenfutter, Kückenschalen

Im Frieden der Weihnacht

Die Tage, denen wir so lange und mit so großer Erwartung entgegengefiebert haben, sind nun da. Wieder läuten — wo klingt das schöner als in unserer deutschen Heimat — von den ragenden Türmen der Städte und den kleinen Kirchen der Dörfer die Glocken die Weihnacht ein. Während wir in den früheren Stunden des Heiligen Abends eilend noch unserer Wohnung zustreben, entzünden sich hinter den verhängten Fenstern der Häuser wieder die Lichter des Christbaums, ein Klavier schlägt leise eine Weise an, alte traute Lieder dringen an unser Ohr und die vielen Glockenstimmen jubeln über den Giebeln und Dächern bis weit hinaus in das einsame Land: Friede . . . Friede . . . Friede . . . Ob wir uns auch noch so sehr wehren, weiche, uns scheint unmännliche Gefühle, greifen an unser Herz. Alle, die jetzt noch gehn, haben das gleiche Ziel: nach Haus!

Diese Tage sind Tage der Gemeinschaft wie nur wenig andere im Jahr. Was durch die Bande des Blutes oder der Freundschaft zusammengehört, kommt wieder zusammen. Kinder reisen zu ihren Eltern, Eltern zu ihren Kindern, Verlobte zu ihren Bräuten, Freunde zu Freunden, alle von dem gleichen Gedanken beseelt, im Lichtkreis der Weihnacht gemeinsam die Stunde des Heils zu begehen, die frohe Botschaft zu vernehmen, daß das Kind uns geboren ist, durch das der Friede des Herzens allen werden soll, die guten Willens sind. Es ist verständlich, wenn wir Menschen des Alltags, wir Kämpfer des modernen Lebens vielleicht ein wenig mißtrauisch dieser Stunde begegnen, die ganz mit Liebe ausgefüllt ist. Vielleicht sogar fürchten wir, die wir täglich uns üben müssen, hart zu sein, vor der Rührung, die unser Herz weich macht. Es sind sicher nicht immer die Schlechtesten, die so fühlen und auszuweichen versuchen. Aber ist es nun richtig zu fliehen, die Gemeinschaft der Weihnachtsfeier zu sprengen? Und wird die Flucht uns nicht in neue Einsamkeit stürzen?

Vor diesen Tagen und Stunden vermag niemand zu fliehen. Wohl aber gilt es, durch Vertiefung des großen Gedankens dieses Festes eine sichere Haltung zu gewinnen und so jeder falschen Rührung zu begegnen. Dazu müssen wir freilich uns aus dem engen persönlichen Gefühls- und Erlebniskreis lösen, wir dürfen nicht nur auf uns wirken lassen, sondern müssen selbst wirken, tätig uns stellen zu der Botschaft, die uns unter dem Christbaum wird. Ist es nicht merkwürdig, daß sich bei uns vielfach der Begriff „feiern" mit dem Inhalt „nichts tun" gefüllt hat. Aber ungefähr das Gegenteil soll er besagen. Feier ist aktive Teilnahme an einem Erlebnis der Gemeinschaft, ist seelische Bewegung auf ein großes Ziel hin. Das gilt auch von der Feier der Weihnacht, in der uns die unfaßbare Liebe Gottes offenbar wurde. Diese Liebe Gottes aber verpflichtet uns, daß wir uns ihr würdig erweisen. Denn die Botschaft der Liebe ist nicht nur dem einzelnen, sondern allen geworden, „die eines guten Willens sind". Und liegt nicht gerade in diesem Wort eine unerhört eindringliche Aufforderung zur Aktivität, zur Liebestat, zum Liebeseinsatz? Wo aber bleibt da Raum für leere Gefühle, falsche Rührung und gedankenlose Sentimentalität! Und kommt nicht erst aus dieser Aktivität jene wirkliche Freude, die stark macht, jener Friede, der das Herz wirklich ruhig macht?

Der Künstler, der uns das große dreiteilige Bild für die Titelseite unserer diesjährigen Festnummer gezeichnet hat, hat trefflich in ihm die Haltung kundgetan, mit der wir modernen Menschen die Botschaft der Weihnacht empfangen. Es hört sie der Bauer, es hört sie der Arbeiter, es hört sie der Soldat. Und in ihrer Auswirkung geht sie weit über die Festtage und ihre Stimmung hinaus; sie ist eine Botschaft auch für den Alltag, auch und vor allem für das Leben. Guten Willens zu sein, das heißt, den Auftrag des Schöpfers erfüllen, die Ordnung in dieser Welt heilig und unangetastet lassen und in ihr dem gemeinsamen Wohle dienen. Und steht nicht gerade dies zu unerbittlicher Entscheidung in unseren Tagen, wo der Geist der Unordnung im allerweitesten Sinne, der Geist der Vernichtung, der Bolschewismus sich anschickt, alle Ordnung des Lebens der Völker zu zerstören? Wohin wir uns wenden, überall erhebt er drohend seine Faust, erhebt sie auch wider den tiefsten Geist der Weihnacht. Durch die mutige und entschlossene Tat des Führers können wir in unserem Vaterlande friedlich uns um den strahlenden Christbaum versammeln, eine starke Wehr schützt unsere Freude und unseren Frieden. Das ganze deutsche Volk hat dem Geiste der Unordnung und der Vernichtung Abschwur getan und bejaht einmütig die Gesetze des Lebens, die der Wille des Schöpfers uns auferlegt hat. Diese Bejahung räumt vor allen Dingen der Familie den ihr gebührenden ehrenvollen Platz ein, sie macht Nächstenliebe und Nächstenhilfe zur Pflicht. So hat Weihnachten, das deutscheste aller Feste an wahrhaftem Glanz nicht verloren. Als große unzerreißbare Gemeinschaft steht das deutsche Volk um den Christbaum und ist sich des tiefen Glückes bewußt, das ihm beschieden ist.

Madonna unter den Räubern

Ein Weihnachtserlebnis Albrecht Dürers

Von Franz Friedrich Oberhauser

Die schöne Justine Reuchlin sah frühzeitig am Weihnachtstag in einer geräumigen, schweren Kutsche, um Meister Albrecht Dürer zu besuchen, der sie eingeladen hatte, den Heiligen Abend in seiner Gesellschaft zu verbringen.

Beide waren sich auf ihrer großen Reise von Venedig nürnbergwärts im Tirolischen wieder begegnet; Justine schätzte Dürer sehr. Sie hatte ein weißes, damastenes Kleid angezogen; sie war sehr reich, denn ihr Vater besaß eine kleine Flotte von Handelsschiffen in Venedig; trotzdem aber lebte sie allein und fast vergessen im Palazzo an der Piazetta.

Es mochte ein halbes Stündlein vergangen sein, als die Pferde scheuten und der Kutscher eine halb erfrorene Frau mit einem Kind am Wegrand fand. Justine fühlte Mitleid, und obwohl der Kutscher warnte, nahm sie die Frau in den Wagen. Da saß sie nun, das Kind in den Armen, und ihre Einsamkeit kam ihr langsam immer mehr zum Bewußtsein. Sie deckte das ganz in Tücher eingehüllte Kind ein wenig ab: da sah sie ein drolliges, gesundes und rundes Kindergesichtchen und . . . seltsam . . . die einsame junge schöne Frau Justine begann ein Kinderlied zu singen, ein Wiegenlied, das ihr nicht merkwürdig unerwartet aus ihrer eigenen Kinderzeit einfiel, genau, Wort für Wort; ein kleines, einfaches Lied, ein Lied ihrer Mutter. Und während sie sang, wurde es in ihrer Erinnerung ganz licht, und Bilder schwangen sich herauf: der Hafen, ein altes, schönes, gelbgestrichenes Haus mit vielen Zimmern . . . Justine war daheim.

Und sie neigte sich auf das holde Kindlein nieder und küßte es, als wäre es ihre eigene Jugend, ihre eigene helle Kinderzeit.

Plötzlich begann es draußen zu lärmen; dunkle Gestalten kamen aus dem Wald. Wegelagerer hielten die Kutsche an, und einer von ihnen, ein großer, bärtenhafter Mann mit schweren Lederhandschuhen, riß den Wagenschlag auf.

„Holde Frau!" hörte Justine eine tiefe, ruhige Stimme, „entschuldigt den Ueberfall. Aber unser Geschäft . . ."

Die tapfere Justine war nicht erschrocken, sie war nicht feige; sie sah dem Vermummten in die dunklen Augen.

„Mitleidiges Nachl" sagte sie, „heut ist Heiliger Abend und Ihr kennt keine Rast, habt keine Achtung vor nichts . . ."

„Ihr seid schön, wenn Ihr so redet, und jung seid Ihr! Wie hoch schätzt Ihr Eure Jugend und Eure Schönheit ein? Ihr liebt das Leben. Wieviel ist es Euch wert? Macht rasch, es ist kalt, der Mond ist voll, die Luft rauh . . ."

Justine stieg, das Kind in den Armen, aus der Kutsche. Sie spürte einen starken aber nicht groben Griff; der Räuber half ihr.

„Ich hab's nicht mehr bei mir! Da! Nun gebt den Weg frei, ich habe Eile!" Damit warf sie dem Mann einen kleinen Lederbeutel zu. Der Hauptmann fing ihn geschickt auf.

„Ihr habt ein Kind?" sagte der Räuber. „Das ist soviel Leben und wiegt mehr!"

„Wie Maria auf der Flucht, ist's nicht so, Kapitän?" hörte Justine eine Stimme von weiter her. Gedämpftes Männerlachen drang unter den Bäumen her.

„Maul halten!" schimpfte der Hauptmann, und zu Justine gewandt, sagte er: „Nicht viel, ein kleines Lederzeug mit etlichen Talern. Habt Ihr noch andere Kostbarkeiten in der Kutsche? Laßt sehen!" Er drängte Justine zurück, aber sie wehrte sich, „keinen Schritt!" sagte sie scharf.

Der Hauptmann lachte einmal kurz auf, dann griff er in die Kutsche, packte die schlafende Frau und zog sie in das Mondlicht. „Wohl ein Liebhaber . . . oder Gatte, schade um Euch, schöne Frau."

„Seid barmherzig!" sagte Justine bittend. „Laßt sie ruhen, fand sie am Wegrand, will sie mitnehmen in die Stadt."

„Erst einmal nachsehen", begann der Hauptmann wieder, „ob's keine Frauenlist . . ." Er deckte das Gesicht ab, hob die Schlafende hoch; das Weib erwachte. Ihre Augen standen weit offen. Fast erschrocken, die Lippen bewegten sich. Der Reiter erschrak. Als hätte ein Wort Wunder gewirkt, legte er das Weib behutsam in die Kutsche zurück, schwang sich brummend aufs Pferd, warf es herum, daß der Schnee im Mondlicht aufstäubte, reichte Justine das Lederbeutelchen zurück.

„Verzeiht!" sagte er, „der Weg ist frei!" Ein Befehl, ein halblauter Ruf in die Nacht, die Kutsche rollte weiter.

Justine sah, daß die Reiter sie begleiteten, immer tauchte einer schattenhaft auf, verschwand wieder, dann zeigten sich mehrere, ritten hintereinander, dann verschwanden sie, denn der Wald war zu Ende.

Wie Marie auf der Flucht nach Aegypten, so hatte einer der Briganten gesagt. Nicht ich, dachte Justine, das gilt von ihr, der fremden Mutter! Und Justine drückte das Kind wieder an sich und begann, leise und glückhaft von neuem das alte mütterliche Wiegenlied zu singen . . .

*

Im „Gasthaus zu den drei Goldfasanen" wohnte Albrecht Dürer. Oftmals war er auf den kleinen, bereisten Balkon getreten, um in der herankommenden Nacht Ausschau nach der jungen, schönen Justine Reuchlin zu halten, die für ihn in Venedig soviel an Lob und Bewunderung zu erkennen gab. Er machte sich Vorwürfe über seinen Wunsch; er hätte ihr entgegenfahren oder sie abholen müssen, aber eine so schöne junge Frau allein durch Nacht und Wälder reisen zu lassen, wenn auch nur ein wenig, erschrocken, die Lippen bewegten sich. Der Reiter erschrak. Als hätte ein Wort Wunder gewirkt, legte er das Weib behutsam in die Kutsche zurück, schwang sich brummend aufs Pferd, warf es herum, daß der Schnee im Mondlicht aufstäubte, reichte Justine das Lederbeutelchen zurück.

„Verzeiht!" sagte er, „der Weg ist frei!" Ein Befehl, ein halblauter Ruf in die Nacht, die Kutsche rollte weiter.

Justine sah, daß die Reiter sie begleiteten, immer tauchte einer schattenhaft auf, verschwand wieder, dann zeigten sich mehrere, ritten hintereinander, dann verschwanden sie, denn der Wald war zu Ende.

Wie Marie auf der Flucht nach Aegypten, so hatte einer der Briganten gesagt. Nicht ich, dachte Justine, das gilt von ihr, der fremden Mutter! Und Justine drückte das Kind wieder an sich und begann, leise und glückhaft von neuem das alte mütterliche Wiegenlied zu singen . . .

*

Im „Gasthaus zu den drei Goldfasanen" wohnte Albrecht Dürer. Oftmals war er auf den kleinen, bereisten Balkon getreten, um in der herankommenden Nacht Ausschau nach der jungen, schönen Justine Reuchlin zu halten, die für ihn in Venedig soviel an Lob und Bewunderung zu erkennen gab. Er machte sich Vorwürfe über seinen Wunsch; er hätte ihr entgegenfahren oder sie abholen müssen, aber eine so schöne junge Frau allein durch Nacht und Wälder reisen zu lassen, wenn auch nur ein wenig, Stündchen weit. Da kam Justine. Das Kind in den Armen stand sie da, in ihrer jungen Schönheit und begann von den Räubern zu erzählen, von dem Weib, das jetzt drunten in der Mägdekammer schlief, und von der Maria auf der Flucht . . .

Dürers Augen begannen zu leuchten.

„Justine", sagte er, „wie seid Ihr schön! Ich habe eine Idee; Ihr begeistert mich dazu: so, wie Ihr da seid, vor mir, jetzt gleich, will ich eine Skizze auf die Tafel bringen, will Euch hinterlegen, wunderbar, als Mutter Gottes unter den Räubern im Wald." Und in seinem großen Zimmer, vor dem breiten Tisch, auf dem die weißen Blätter lagen, Pinsel, Bleistift und Stifte und Kohle, saß Justine dem Meister Dürer Modell.

Spät am nächsten Morgen erfuhren sie, daß die fremde Frau mit dem Kind verschwunden war. An diesem Morgen aber war auch eine zweite, rätselhafte Sache geschehen: Dürers Skizze der Mutter Gottes, die er Justine zeigen wollte, und an der er begeistert fast diese ganze Heilige Nacht gearbeitet hatte, war ebenso verschwunden, wie das Weib. Und ehe Dürer etwas sagen oder tun konnte, fiel eine mächtige Stimme in das Erschrecken der beiden Menschen:

„Seid uns nicht gram, Meister!" Justine erinnerte sich, als sie diese Stimme hörte, an den großen Reiter in der Nacht, „ich war es, der dies Wahnis holte! Nennt es nicht Diebstahl! Wißt, diese Frau, diese junge, blonde edle Frau rettet meinen Weib, unserer Frau Mutter Agnes das Leben und mit dem ihren, das ihres, meines Kindes. Ihr verzeiht mich wohl? Immer soll diese edle schöne Frau bei uns sein, wunderbar auf den schönen Zügen, die Ihr schuft, Meister Dürer, in Eurem Kunterlein, in der Muttergottes unter den Räubern . . ."

Er reichte damit der Frau Justine die Hand; sie nahm sie — ein leichter Druck, der Blick des Mannes tauchte klar und dankbar in die hellen, blauen Augen der jungen Frau. Dann winkte der Räuber Albrecht Dürer zu, und ohne viel Umstände zu machen, schwang er sich durch das Fenster, daß die großen Sporen heftig klirrten, Hufgeklirr erscholl, und ehe sich die Beiden noch richtig des ganzen Zwischenspieles bewußt wurden, war der Reiter am Ende der Gasse verschwunden . . .

„Seid Ihr böse?" fragte Justine.

„Wie könnte ich, Frau Justine", sagte Dürer leise.

„Wie schön war es! Ich war daheim, ich sang ein Wiegenlied meiner Mutter, ich fand es wieder, ich fühlte meine ferne Heimat, als ich dies fremde Kind in den Armen hielt. Könnt Ihr all dies verstehen, Meister Dürer?"

Justines Augen schimmerten leicht.

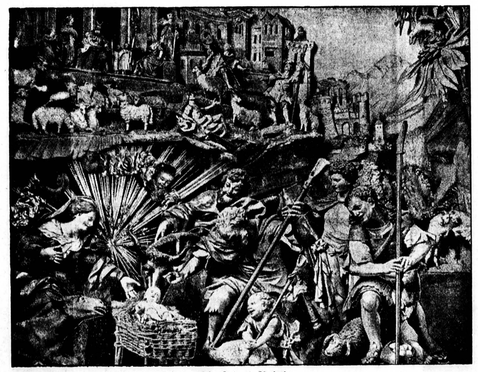
„Ihr werdet ein neues Bildnis machen, vielleicht ein Schöneres, wenn Ihr Zeit habt, und Euch meiner erinnert!"

„Euch vergessen, dieses Abenteuer verlieren aus den Gedanken, wer könnte das?"

„Ich nicht, Meister Dürer, dazu verehre ich Euch zu sehr!"

Sie saßen noch ein Weilchen an diesem weihnachtlichen Tage beisammen und erzählten sich von Venedig, von Nürnberg und von der deutschen Heimat viele Dinge; dann fuhr die junge Frau zurück; Dürer dachte lange und viel an sie, an den Ueberfall, an die fremde Frau, an die Räuber und das Wildnis.

Für Justine aber blieb diese Weihnachtsreise allezeit wie eine wunderbare erlebte Legende.



Die Geburt Christi

Ausschnitt aus einem Werk von Taddäus Stammel, dem bekannten Bildhauer aus dem 18. Jahrhundert und bedeutendsten Vertreter der österreichischen Barockplastik. (Graph. Werkst, K.)

Das dreiteilige Titelbild zu unserer Festnummer zeichnete Helmuth Schulz (Bavaria Verlag, Gauting).

Operation gelungen — Patient tot

Von der Medizinischen Gesellschaft ist anläßlich des 100. Geburtstages des großen Chirurgen Ernst v. Bergmann in Berlin eine Ausstellung eröffnet worden, die die Entwicklung der Chirurgie zu Lebzeiten Ernst v. Bergmanns veranschaulicht. Die hier abgebildete lustige Plastik zeigt die erste Chloroformnarkose, die an einem Bären des Berliner Zoologischen Gartens ausprobiert wurde. Die Aerzte sind als Tiere, die den kranken Bär behandeln, dargestellt. In der Unterschrift werden sie als die Professoren Schönlein, Jüngken und Romberg bezeichnet. Die Operation war seinerzeit glänzend gelungen, der Patient jedoch tot. — Eine Bronze von Bildhauer Wolf, seinerzeit im Auftrage Friedrich Wilhelms IV. angefertigt.

Der Turm von „Elbe I"

Die angestrengten Bemühungen, das gekenterte Feuerschiff in der Elbmündung zu heben, sind erfolglos geblieben. Das Schiff ist versandet. Der aus dem Wrack herausragende Turm, von dem allnächtlich das Feuer auf die See blinkte, mußte als Schiffahrtshindernis abgesprengt werden. Es ist der einzige Zeuge des gesunkenen Feuerschiffes, der an Land gebracht wurde, wo ihn unser Bild in Cuxhaven zeigt. (Erich Zander, K.)

Der Dank an die Blindenhunde

Auch in diesem Jahr folgte der Deutsche Tierschutz-Verein zu Berlin einer schönen Tradition, indem er seine Bescherung für die Hunde der Blinden vornahm.

Die Kunst dem Schaffenden

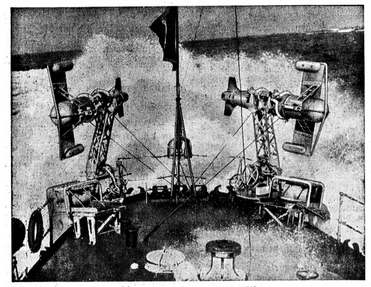
Das Amt für Feierabend der NS.-Gemeinschaft „Kraft durch Freude" veranstaltet in allen größeren Betrieben und Fabriken seit Jahren Kunstausstellungen. Eine dieser Ausstellungen befindet sich in diesen Tagen zum erstenmal in einer Dienststelle der Deutschen Arbeitsfront zu Berlin. — Ein Lithograph bei der Arbeit. (Scherl Bilderdienst, K.)

Der Abschluß des deutsch-japanischen Abkommens

Der japanische Außenminister Hachiro Arita am Tage des Abschlusses des deutsch-japanischen Abkommens gegen den Bolschewismus. In der Hand hält er ein Führerbild. (Pressephoto, K.)

So arbeitet die Paßfälscherzentrale in Moskau

Im amtlichen Werk der Sowjetregierung „Stalin-Weißes-Meer-Kanal" ist von dem Sowjetjuden Abraham Isaaksohn-Rottenberg, der heute noch von europäischen Polizeibehörden als gemeingefährlicher Verbrecher steckbrieflich gesucht wird, ein Porträt veröffentlicht, das nicht ihn, sondern einen friedlichen Weinhändler in Berlin darstellt, dessen Bild eigens zu dem Zweck gestohlen wurde, um diese „Größe" des moskowitischen Lebens zu tarnen. Wir zeigen links den Abdruck jener Seite des amtlichen Werkes, auf der der Genosse seinen fragwürdigen Lebenslauf neben seinem angeblichen Porträt erzählt. Rechts jener friedliche Berliner Bürger, der jetzt bei Reisen ins Ausland riskiert, als „Verbrecher Rottenberg" verhaftet zu werden.



„Äußerste Kraft voraus!"

Das Heck des italienischen Zerstörers „Saetta", aufgenommen während der Fahrt. Hochaul schäumt die See von den rasenden Umdrehungen der Schraube. Rechts und links die Suchottern für die Minensuche. Vor dem Gitterdavit an jeder Seite ein Ablaufgerüst für Wasserbomben zur U-Boots-Abwehr. (Pressephoto, K.)

Bundespräsident der Schweiz für 1937

Bundesrat Motta, der Leiter des politischen Departements, wurde bei den Bundesratswahlen zum Bundespräsidenten für 1937 gewählt. (Erich Zander, K.)

Unwetter über England

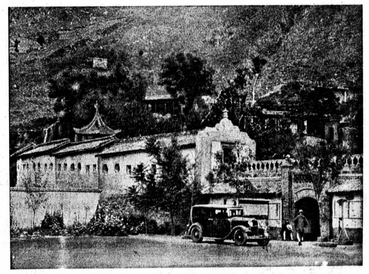
Die Landstraße zwischen Birkenhead und Chester ist nach dem schweren Regen und Orkan, der über England niederging, vollkommen überschwemmt. (Pressephoto, K.)

Antibolschewistische Kundgebungen

im nationalen Spanien. Um die Geschlossenheit der antibolschewistischen Abwehrfront zu zeigen, führten die faschistischen Falangisten bei ihrer Kundgebung die Fahnen des neuen Spanien gemeinsam mit den Farben Deutschlands, Italiens und Portugals. (Scherl Bilderdienst, K.)

Schwedens neuer Gesandter in Berlin

Der bisherige Staatssekretär im Stockholmer Ministerium für Handel, Arvid Richert, wurde auf diesen Posten berufen. (Pressephoto, K.)



Hier wurde Tschiangkaischek gefangengenommen

Der Marschall hatte sich am 10. Dezember mit seinem Gefolge in dieses jahrtausendalte Schwefelbad Lintung bei Sianfu begeben, um einen kurzen Urlaub zu genießen. Dort wurde er gefangengenommen. Unter seinem Gefolge befand sich auch der Minister des Innern, Chiang Tso-ping, der mehrere Jahre Gesandter in Berlin war. (Weltbild, K.)

Weihnachtsabend am Chemin des Dames

Aus den Erinnerungen eines Frontsoldaten / Von Karl Schorn

An einen bleichen, wolkenverhüllten Mittag hängt sich nicht endenwollende Dämmerung. Gegen Sechs ist es düster wie in einem Sack. Die Nachtwachen ziehen auf, von jeder Korporalschaft die Hälfte, um abwechselnd alle zwei Stunden einander abzulösen.

Das Rübenfeld vor meiner Schießscharte liegt in undurchdringlicher Schwärze, wie ein Asphaltsee. Kaum merklich heller ragt die Wand des Nachthimmels dahinter auf, in der von Zeit zu Zeit das schwache Blinzeln eines Sternes sichtbar wird. Der Graben in meinem Rücken ist ein finsterer Schlauch. Die Kameraden, die uns nachher ablösen sollen, liegen zusammengekauert in ihren Löchern und schlafen. Nur ein leises metallenes Klirren aber hin und wieder ein dumpfes Stiefelgetrampel verrät mir, daß fünf, sechs Meter nebenan ein Gruppenkamerad von mir steht. Wer von den 15 anderen es ist, weiß ich nicht. Fährt drüben 'n Nordwesten eine Leuchtrakete hoch, so sehe ich halbminutenlang über die Sandsackballustrade des Schießstandes seine verschwommene Silhouette auftauchen. Zum Schutz gegen die kalte Feuchte der Luft hat er sich die Zeltbahn über den Kopf gezogen und steht wie ein Kuttenmönch in seiner Zelle.

Durch die Finsternis wird vom Laufgraben her klechernes Kochgeschirrgeklirr und Fußgetrappel vernehmbar. Es sind die Essenholer, die von der Feldküche aus dem Mittelteil mit der Suppe herausgestiegen kommen. Der ganze Graben wird plötzlich wieder lebendig. Hier und da geistert aus einem Loch der schlichterte Schein einer Kerze. Auch Tee mit Rum gibt es, das ist bis hierher zu riechen. Da kommt auch Karl Galle schon angelaufen: „Willi du das? Hier, deine Feldflasche. Dein Essen habe ich unter die Decken verstaut." In Ordnung. Wenn das Essen nachher kalt geworden ist, kann man es im Kochgeschirrdeckel über der Kerze anwärmen. Der Tee mit Rum aber wird gleich geflucket. Das Zeug tut gut, schon mehr Rum mit Tee ist das, allein schon der Duft frischelt bis unter die Hirnschale. Die Küchenbullen haben ein paar Lichterchen draufgetan. So spürt man doch etwas davon, daß Heiliger Abend ist.

Im Graben sängt das Zeug auch an, seine Wirkung zu tun. Aus allen Löchern gespenstert jetzt Kerzenschein. Irgendwo aus der Erde steigt das zarte Orchester einer Mundharmonika hervor: „Ihr Kinderlein, kommet," und ein paar dunkle Soldatenstimmen brummen leise mit. Andere haben sich aufgerafft und tappen im Finstern den Graben entlang von Loch zu Loch und suchen nach ihren Landsleuten. Unteroffizier Schlüter, der Grabendienst macht, leuchtet Streichholzkrate hinter der anderen hoch. Ein paar Wunderkerzen abbrennen oder dem Franzmann den Christbaum anzünden, nennt er das. Aha, hinter den Schießscharten, ist das nicht unangebracht. Es gibt ein Gefühl von Sicherheit, wenn man den Drahtverhau und jedes Rübenblatt da vorn bis zum Grabenwall des Franzmanns hinüber, pong grellen Magnesiumlicht entblättert, vor sich liegen sieht. Aber es dauert jedesmal eine Weile, bis sich die Augen in das Dunkel wieder eingewöhnt haben.

Nach rechts hinaus, wo unser Graben eine Biegung nach Westen hinüber macht, sehe ich jetzt ein paar winzige Lichtpünktchen flimmern. Immer mehr werden der Flämmchen, und nun erkenne ich deutlich: Es ist ein Christbaum, der dort irgendwo am rechten Flügel unserer Kompanie oder am linken Flügel des Nachbarregiments auf der Böschung brennt. Nach Kameraden von mir dahaben das Wunder schon entdeckt. Als wieder eine Rakete hoch geht, sehe ich sie in langen Reihen auf den Schießauftritten stehen und die Hälse recken. Dann kommt von ganz fern ein Singen herüber, schwach, kommt näher und näher. Mit einemmal sind wir alle mit hineingerissen in ein großes gewaltiges Singen: „Stille Nacht, heilige Nacht", das über uns hinwegzogt, sich fortpflanzt und in der Ferne sich verliert. Dann flutet es von rechts her wieder heran: „O selige Nacht, in himmlischer Pracht," bebt sich hoch über uns hinweg und verebbt weit draußen in der Nacht. Eine riesenhafte, überweltliche Stille tritt ein, in der selbst die üblichen Zweimannschüsse von drüben und drüben verstummt sind. Am hellsten Himmel ist ein breites Wolkentor aufgegangen, durch das die Sterne hereinglühimmern. Der Krieg ist ausgetoben zu dieser Stunde.

Plötzlich sehen wir den Weihnachtsbaum drüben lichterloh in Flammen stehen. Funken tanzen durch die Luft wie feurige Mücken. Und — peng-peng sängt der Franzmann zu schießen an. Nicht auf Menschen diesmal: es macht ihm Spaß, die flackernde Baumkarel aus Korn zu nehmen. Noch ein Niederlesein von glühenden Nadeln, dann hat der Spuk ein Ende. Stille und Dunkelheit decken sich über die Fronten. Um acht kommt Karl Galle, mich abzulösen.

Ich liege im unruhigen Schlaf. Der brennende Weihnachtsbaum auf der Grabenböschung spukt durch meinen Halbschlummer. Dann bin ich zu Hause bei Vater und Mutter und Schwester. Aber unser Haus steht dicht am Rande des Grabens, hier oben am Chemin des Dames. Die Franzosen schießen uns in die Stube hinein, und der brennende Weihnachtsbaum zündet das ganze Haus an. Vater und Mutter und Schwester sind plötzlich verschwunden. Ich tappe zwischen den Rübenfeldern und finde sie draußen im Ackerlegen, alle drei nebeneinander in feldgrauer Uniform und den Helm auf dem Kopf. Sie sind tot. Da ruft der Gruppenführer meinen Namen. Ob ich will oder nicht, ich muß zurück in den Graben. —

Es war der Unteroffizier vom Grabendienst, der mich zur Ablösung rief. Noch ganz benommen torkele ich hinter ihm drein auf meinen neuen Posten.

Diesmal habe ich Patrouillendienst in dem neuen Graben, der die Sehne eines alten Grabenbogens bildet und unsere Kampflinie um ein erhebliches Stück verkürzt und nach vorn verlegt. 60 Meter weit führt er durchs Niemandsland. Er ist noch nicht ausgebaut, und seine Brüstung reicht nur bis Schulterhöhe. Drahtverhau gibt es hier auch noch nicht. Ich habe die Aufgabe, die Strecke vom rechten Flügelposten unserer Kompanie bis zum linken Flügelmann des Nachbarregiments abzupatrouillieren, dabei in regelmäßigen Abständen Leuchtraketen abzuschießen und das Vorgelände zu beobachten. Es ist nicht recht gemütlich hier, zumal da das Gerücht umgeht, daß vor uns Senegalesen liegen sollen. Diese Schwarzen schleichen wie die Panther, das blanke Messer zwischen den Zähnen, und sollen nachts besser sehen können als bei Tage.

Schon beim ersten Gang sehe ich auf halber Strecke ein schwärzliches Etwas droben auf dem Böschungsrand stehen. Atemlose Sekunden. Da erkenne ich das zahlgebrannte Gerippe eines Tannenbaumes. Der Weihnachtsbaum von vorhin muß das sein. Wie ein Gespenst breitet er sein gräßiges Gezweige vor dem bleichen Nachthimmel aus.

Sachte Regenschauer schleisen über das finstere Land, trommeln auf Mütze und Patronentaschen. Doch die Zeitdahn mit über die Ohren zu ziehen, mage ich nicht, da es mich ins Lauschen und Spähen behindert. Ein halb Dutzend mal mag ich meinen Gang gemacht haben, da bällert aus der Richtung auf Reims zu eine schwere Batterie los. Bumm — bumm — bummbumm — dann Sekunden später vier dumpfe Krepierer, wie erstickte Fußtritte eines Erdriesen. Und Salve auf Salve jetzt. Feldgeschütze mit gellendem Peng peng dazwischen. Dann das ungeheure Zerbrechen von Zentnermassen, wütendes Gebeller von Maschinengewehren. Der Horizont springt und zuckt von braunroten Einschlägen, silberweiß geistert der Widerschein der Leuchtraketen am Himmel. Stille Nacht, heilige Nacht" haben wir vorhin gesungen. Plötzlich ein rasendes Brodeln und Kochen. Schnellfeuer der Infanterie. Artilleriesalouen und Minseinschläge vermengen sich zu dumpfem Getrommel. Wie ein Fieber jagt es die Fronten entlang näher und näher. Das ganze Plateau steht überspritzt von einem silbernen Raketenwald. „Wunderkerzen" nennen sie diese Schüsse dahin. Maschinengewehre von hüben und drüben kämmen die feindlichen Gräben ab. Es klatscht und zwitschert mir um die Ohren, ich muß mich ducken. Eine Viertelstunde lang steht der unpeheure Raum der Nacht in grellem tobendem Aufruhr.

Mit einem Schlag setzt dann das Artilleriefeuer aus. Das Mahlen der Infanterie wird dünner. Angriff abgeschlagen? Sie werden es wissen, die da drüben. Und viel Tote und Verwundete werden heut zu draußen liegen unter dem Weihnachtshimmel. „Friede den Menschen auf Erden!"

Noch eine Schirmrakete schwirrt drüben los, schwebt wie eine zarte Silberquelle durch schwarze Tiefen, verzischt mir dicht vor den Füßen. Ich stecke den feinen Seidenstoff in die Tasche. Mein Mädchen soll sich ein Tuch für ihren lieben Hals daraus schneiden. Als Weihnachtsgeschenk von ihrem alten Krieger.

Um Mitternacht kommt die Ablösung. Auf dem Rückweg zum Kompanieabschnitt trete ich mit den Stiefeln auf ein knisterndes Knochenende. Noch einmal ist es der Weihnachtsbaum. Die Maschinengewehrsalve vorhin muß ihn wohl in den Graben gefegt haben. Ich hebe ihn auf und lege ihn auf die rückwärtige Böschung. Er soll nicht hier im Schlamm zertrampelt werden, unser Kriegsweihnachtsbaum von anno 1914.

Verschneites Gebirgskirchlein („Das deutsche Bild"-M)

Der Kanarienvogel

Eine heitere Weihnachtsgeschichte / Von E. Haake

Am Nachmittag des 24. Dezember 1887 saß ein junger deutscher Musiker recht nachdenklich in seinem Musikzimmer am Flügel. Er hatte stundenlang komponiert, aber zuletzt waren die Gedanken immer widerspenstiger geworden, und schließlich ertappte er sich dabei, daß er anstatt der Noten Zahlen aufs Papier schrieb. War es ein Wunder? Dreißig Dollars — das war sein Monatseinkommen, das er als Dirigent des Gesangvereins von Milwaukee bezog. Davon aber gingen gleich 20 Dollars für Miete ab. Blieben also noch ganze sieben Dollars für den Lebensunterhalt übrig.

Der junge Komponist holte gerade recht tief Atem, um verzweifelt zu seufzen, als sich die Tür öffnete und eine hübsche junge Frau eintrat. Mit schnellem Schritt ging sie auf den Gatten zu.

„Dir geht es wohl wie mir!" sagte sie lachend. „Ich sitze auch schon seit einer Stunde in meiner Küche und übe Rechenaufgaben! Stimmen wollen sie nie, aber das ist ja schon gewöhnt als Künstlerfrau! Aber das mal auf, heut ist Weihnachten, und da wird gleich das Christkind bei uns erscheinen, und zu viel Stunden bekommen und Schüler und Gesangvereine und Dollars . . ."

Sie brach ab, denn schon hatte es laut und vernehmlich an der Wohnungstür geklingelt.

Der Musiker war aufgesprungen und wollte hinauseilen.

„So ist es richtig!" sagte er fröhlich. „Ganz wie im Märchen!" Die junge Frau wollte ihn zurückhalten.

„Hoffentlich ist es nichts Schlimmes", meinte sie ängstlich. „Ich habe doch nur Scherz gemacht . . ."

Sie verstummte, denn ihr Mann hatte schon geöffnet und ließ einen vornehm gekleideten, recht würdevoll dreinschauenden Herrn eintreten.

„Herr Hugo Kann?" fragte er freundlich. Und auf die zustimmende Verbeugung des jungen Musikers: „Ich bin gekommen, um Sie zu fragen, ob Sie meinen beiden Kindern Klavierunterricht erteilen wollen! Sie sind recht beraubt — ich hoffe, Sie werden nicht viel Mühe mit ihnen haben!"

Der junge Komponist beeilte sich, einige höfliche Worte zu erwidern.

„Das freut mich, das freut mich ganz außerordentlich, daß Sie augenblicklich einverstanden sind!" fuhr der Herr fort. „Ich habe schon so viel von Ihnen gehört, obwohl Sie ja erst zugezogen sind . . ." Er ließ einen kurzen Blick durch das Musikzimmer schweifen, in dem sich nur ein alter Flügel, einige Notenstöße und mehrere Holzstühle befanden, die einem altgedienten Küchenstuhl täuschend ähnlich sahen.

„Mein Flügel hat mit der Michigan-See Bekanntschaft machen müssen", warf Kann etwas verlegen ein. „Er hat einen Schiffbruch erlebt, und deshalb . . ."

Aber der Herr machte eine abwehrende Handbewegung. „Wir haben alle so anfangen müssen", sagte er. „Wenn man jung ist, muß man kämpfen — — mir ist es noch ganz anders gegangen. Ich dachte, Sie unterweisen sie wöchentlich zweimal . . ."

Die junge Frau warf ihrem Manne einen beschwörenden Blick zu.

„Verlange um Gotteswillen nicht zuviel" — das war der Sinn dieser Augensprache — „sonst geht es weg, und wir sitzen wieder da ohne einen Pfennig Geld . . ."

Kann erwiderte diesen Blick.

„Ich dachte — ich meine — zehn Dollars monatlich!" stotterte er. Der Herr sah ihn scharf an. Dann zog er seine Brieftasche und legte fünf Dollars auf den Flügel. „Sie erlauben", sagte er höflich, „eine kleine Anzahlung . . ."

„Das ist aber wirklich nicht nötig!" warf Kann ein. „Mein, wirklich nicht", echote die junge Frau.

Aber der Herr war schon an der Tür. „Also fest, der erste, Sand auf deinem Gesicht aschrieben."

„Auf deinem nicht wenigerl" entgegnete ihr Mann. „Aber jetzt werden wir unser erstes Weihnachtsfest auch feiern, wie es sich gehört! Fünf Dollars — das ist ja ein Vermögen! Jetzt kann ich alle deine geheimsten Wünsche erfüllen . . ."

Er schwenkte den Geldschein in der Luft. „Mach' alles mit hier — ich lauf' schnell ein — bald bin ich wieder hier — —"

„Herrlich! Herrlich! Auf Wiedersehen!" Die junge Frau winkte ihm, auf der Treppe stehend, nach.

In großen Sätzen stürzte Kann davon. Erst mal eine Tanne und schöne Lichter dazu — fünfzig Cents kostete das im ganzen. Wieviel Zents kostete das im ganzen. Wieviel den alle noch 4½ Dollars — erschrieg, daß er sich fast verlaufen hätte.

Mit strahlendem Gesicht, mit einem großen Baum und Lichtern beladen, eilte er dahin. Plötzlich aber blieb er vor einem kleinen Laden stehen. Donnerwetter ja, da wohnte doch der nette Vereinsbruder vom Gesangverein, der ihm damals das Verpflichtungsschreiben überbracht hatte. Dem müßte er doch schnell mal fröhliche Weihnacht wünschen, die zwei Minuten Aufenthalt würde er schon wieder einholen.

Aber der Besitzer des Ladens sah ihm trübselig entgegen.

„Fröhliche Weihnacht?" fragte er melancholisch. „Sehen Sie sich bloß mal hier um. Da habe ich mir Kanarienvögel aus Deutschland senden lassen, echte Harzer Sänger, und wenn Feringe sie sind! Deutsch! Schon vor einer Woche sollten sie da sein! Natürlich kann ich sie jetzt nicht mehr verkaufen — ist ja viel zu spät!"

Kann sah ihn teilnahmsvoll an.

„Das tut mir wirklich leid", sagte er aufrichtig. „Was kostet denn ein solcher Kanarienvogel?"

Ueber das Gesicht des unglücklichen Besitzers glitt ein Schimmer freudiger Ueberraschung. „Sie möchten Ihrer jungen Frau einen schenken! Na, für Sie zwei Dollars, nicht mehr!" Und schon nahm er einen wundervoll trillernden Vogel aus dem Bauer und hielt ihn Kann hin.

Der junge Musiker sah verblüfft auf den Kanarienvogel.

„Eigentlich wollte ich — ich brauchte eigentlich . . ."

Der Vereinsbruder schlug sich vor die Stirn. „Ach Schafskopf!" sagte er. „Sie brauchen natürlich auch ein Bauer, so können Sie ihn ja nicht heimtragen! Mein Mitgeschick hat auch ganz hier im Laden. Ist billig . . . Hier . . . Er holte ein schöne, geräumiges Bauer herab und ließ den Vogel hineinflattern.

„Macht für Sie, na, sagen wir 1½ Dollars . . ."

Und schon drückte er Kann das Bauer mit dem Vogel in den Arm. Der junge Musiker bezahlte geistesabwesend. Wie ein Schlafwandler verließ er den Laden. Da hatte er ja was angestellt! Ein ganzer Dollar blieb ihm noch, das war der Rest! Mit dem Baum im einen, dem Vogelbauer im anderen Arm stürzte er nach Hause und schloß mit einem Anflug grimmigen Humors für die letzten Cents Stoff zu einem Freudengesang. Dann lief er mit schweren Schritten die Treppen zu seiner Wohnung empor. Die junge Frau stand schon oben an der Tür. Fröhlich klatschte sie in die Hände.

„Ein prächtiges Weihnachtsmann", lachte sie und zog ihn in die Wohnung. „Wie schön! Ein Christbaum und Lichter! Und was hast du unter dem Mantel bei?" Sie tanzte um ihren Mann herum. „Ach weiß schon, ein großer Karton mit Handschuhen und Strümpfen, das brauch ich ja so nötig, und . . ."

Mit offenem Munde stand Kann da, denn ihr Mann hatte schweigend die Papierhülle entfernt. Sprachlos blickte sie bald auf den Vogel, bald auf ihren Mann, der wie ein armer Sünder vor ihr stand. Der Kanarienvogel aber stimmte, wie auf ein gegebenes Zeichen einen hellen, süßen Gesang an, der das ganze Zimmer auffüllte.

„Ein Harzer Sänger", sagte Kann endlich stockend, als die junge Frau noch immer schweigend und halb abgewandt stand. „Ich habe — eigentlich wollte ich —"

Die junge Frau wandte sich um. Kein Schimmer von Enttäuschung war mehr auf ihrem Gesicht zu sehen.

„Das kommt davon, wenn man auch Männer einkaufen läßt?" sagte sie mit lachenden Augen. „Aber laß nur", setzte sie tröstend hinzu, mit einem Blick in sein erstauntes Gesicht, der sinat herrlich, und eine Ueberraschung ist es auch und außerdem — ein Gruß aus Deutschland . . ."

Kann atmete erleichtert auf.

„Ein Gruß aus Deutschland, ja", sagte er ernst. „Und jetzt wollen wir schöne deutsche Weihnachten feiern — hier drüben in Amerika . . ."

Die junge Frau nickte. Aber der Schalk lachte aus ihren Augen. „Na", sagte sie vergnügt. „Das wollen wir, du und ich und — der Kanarienvogel."

Joseph Rienee:

Das verlorene Ich

Der Roman eines seltsamen Frauenschicksals

4. Fortsetzung

Inhalt des bisher erschienenen Teiles:

Dr. Philipp Spielvogel, ein junger Arzt, müht sich seit einer Woche fieberhaft ab, eine Krankenschwester wiederzufinden, die er vor mehreren Jahren auf dem Wiener Bahnhof bei Kriegsschluß gesehen hat und deren Gedächtnis damals durch einen bestimmten Kriegsvorfall vollkommen erloschen war. Seine Erkundigungen führen ihn endlich in eine Heilanstalt nach Feldkirch. Der leitende Arzt der Anstalt teilt ihm mit, daß die Gesuchte unter dem Namen Hilde Hild als seine Sekretärin in der Anstalt tätig ist, ihr Gedächtnis aber noch nicht vollständig wiedererhalten hat. Spielvogel unternimmt am nächsten Tage mit Hilde Hild eine Dampferfahrt auf dem Bodensee — und gesteht ihr seine Liebe. Hilde aber will ihn abschrecken: Sie erzählt ihm ihren Fall. Das aber schreckt Dr. Spielvogel nicht ab. Im Gegenteil: Er faßt den Entschluß, alles verfügbare Material über Hildes Vergangenheit zusammenzutragen und dann mit Dr. Isel zusammen eine Heilung zu versuchen. Im Hotel Edeltraut entdeckt er zufällig ein Porträt, das im Zusammenhang mit Hilde zu stehen scheint.

Die Büros der Salzburger Holzverkehrs-AG. nahmen zwei Stockwerke eines stattlichen Eckhauses ein. Philipp wurde durch einen langen, gefälteten Gang in ein mit Klubmöbeln ausgestattetes Wartezimmer geführt, dessen Fenster auf den Kapuzinerberg gingen. Einige Minuten lang bewunderte er das malerische Stadtbild, dann kam der Diener wieder, dem er seine Karte gegeben hatte, und öffnete eine Tür ins Nebenzimmer.

Herr Neudörfer war ein stattlicher, breitschultriger Mann, mit einem großen, gesund gefärbten, offenen Gesicht, durchaus sympathisch wirkend, wenn auch der Haaransatz etwas zu tief und geradlinig, der Mund etwas zu dünnlippig war. Er sprach langsam, gut betont, gut überlegt, mit wenigen, aber sicheren Gesten, mit jenem von sich selbst und seinen Ansichten überzeugten Ton, der für Politiker und sonstige im öffentlichen Leben stehende Persönlichkeiten unentbehrlich ist.

„Sie wünschen mich in einer privaten Angelegenheit zu sprechen?" fragte er.

„Ja," erwiderte Philipp. „Ich bitte Sie, zu entschuldigen, daß ich damit Ihre Zeit in Anspruch nehme. Ich habe vor kurzem einige Tage im Hotel „Edeltraut" verbracht, das in Ihrem Unternehmen gehört.

Zufällig entdeckte ich dort ein Bild, ein Biedermeier-Porträt, das mich interessierte. Es hängt im Mansardenstock und stellt, wie ich erfahren habe, — eine Christine von Boltelini dar."

„Eigentlich wollte ich — ich brauchte eigentlich . . ."

Der Vereinsbruder schlug sich vor die Stirn. „Ach Schafskopf!" sagte er. „Sie brauchen natürlich auch ein Bauer, so können Sie ihn ja nicht heimtragen! Mein Mitgeschick hat auch ganz hier im Laden. Ist billig . . . Hier . . . Er holte ein schöne, geräumiges Bauer herab und ließ den Vogel hineinflattern.

„Macht für Sie, na, sagen wir 1½ Dollars . . ."

Und schon drückte er Kann das Bauer mit dem Vogel in den Arm. Der junge Musiker bezahlte geistesabwesend. Wie ein Schlafwandler verließ er den Laden. Da hatte er ja was angestellt! Ein ganzer Dollar blieb ihm noch, das war der Rest! Mit dem Baum im einen, dem Vogelbauer im anderen Arm stürzte er nach Hause und schloß mit einem Anflug grimmigen Humors für die letzten Cents Stoff zu einem Freudengesang. Dann lief er mit schweren Schritten die Treppen zu seiner Wohnung empor. Die junge Frau stand schon oben an der Tür. Fröhlich klatschte sie in die Hände.

„Ein prächtiges Weihnachtsmann", lachte sie und zog ihn in die Wohnung. „Wie schön! Ein Christbaum und Lichter! Und was hast du unter dem Mantel bei?" Sie tanzte um ihren Mann herum. „Ach weiß schon, ein großer Karton mit Handschuhen und Strümpfen, das brauch ich ja so nötig, und . . ."

Mit offenem Munde stand Kann da, denn ihr Mann hatte schweigend die Papierhülle entfernt. Sprachlos blickte sie bald auf den Vogel, bald auf ihren Mann, der wie ein armer Sünder vor ihr stand. Der Kanarienvogel aber stimmte, wie auf ein gegebenes Zeichen einen hellen, süßen Gesang an, der das ganze Zimmer auffüllte.

„Ein Harzer Sänger", sagte Kann endlich stockend, als die junge Frau noch immer schweigend und halb abgewandt stand. „Ich habe — eigentlich wollte ich —"

Die junge Frau wandte sich um. Kein Schimmer von Enttäuschung war mehr auf ihrem Gesicht zu sehen.

„Das kommt davon, wenn man auch Männer einkaufen läßt?" sagte sie mit lachenden Augen. „Aber laß nur", setzte sie tröstend hinzu, mit einem Blick in sein erstauntes Gesicht, der sinat herrlich, und eine Ueberraschung ist es auch und außerdem — ein Gruß aus Deutschland . . ."

Kann atmete erleichtert auf.

„Ein Gruß aus Deutschland, ja", sagte er ernst. „Und jetzt wollen wir schöne deutsche Weihnachten feiern — hier drüben in Amerika . . ."

Die junge Frau nickte. Aber der Schalk lachte aus ihren Augen. „Na", sagte sie vergnügt. „Das wollen wir, du und ich und — der Kanarienvogel."

„Ein Familien-Porträt im Hotel?" fragte der Generaldirektor verwundert.

„Dann dürfte es wohl meiner Familie oder mir gehören und nicht dem Hotelinventar. Vermutlich ist es seinerzeit beim Umbau des Schlosses in ein Hotel vergessen worden. Wollen Sie etwa das Bild kaufen?"

„Nein. Ich habe Anfang November 1918 in Wien eine Krankenschwester kennen gelernt, die diesem Bilde sehr ähnlich sah, und vom Pfarrer von Tweng hörte ich, daß die Letzte aus der Familie Boltelini, Maria, wieder diesem Bilde sehr ähnlich gesehen haben soll."

Der Generaldirektor blickte ihn unverwandt an. „Und was weiter . . ." fragte er.

„Ich weiß immer noch nicht, was Sie eigentlich wollen," sagte er, das Gesicht verziehend. „Sie erzählen mir da etwas von einer Aehnlichkeit mit meiner verstorbenen Nichte Maria. Schön, solche Aehnlichkeiten gibt es. Was habe aber ich damit zu tun?"

„Ich will von Ihnen erfahren, ob Sie untrügliche Beweise für den Tod Marias haben!"

„Herr, Sie wissen wohl nicht, was Sie damit sagen," fuhr Neudörfer auf. „Ich habe als einziges lebendes Familienmitglied Marias Erbe angetreten. Und Ihre Frage hat schon einmal Aufsehen erregt. Ich habe sie damals mit Abscheu zurückgewiesen. Wie kommen Sie dazu, mir solche Beweise abzufordern?"

„Ich erzähle Ihnen ja schon, daß ich eine Krankenschwester kennen lernte . . ."

„Die Maria, das heißt, die dem Bilde ähnlich sah, so. Leiten Sie davon das Recht ab, mich um die Beweise für Marias Tod zu fragen?"

„Nicht das Recht zu einer Auskunft. Herr Generaldirektor. Wohl aber das Recht, das Ersuchen an Sie zu stellen!"

„Ersuchen! Schön. Klimat schon etwas besser, da Ihnen also offenbar klar ist, daß Sie nicht die mindeste Berechtigung zu einer Frage haben. Aber ich verstehe eines nicht: wie hängt diese Ihre Krankenschwester mit dem Tode Marias zusammen?"

„Informern, als die Wahrheit bestehe, daß Maria mit der Krankenschwester identisch sein könnte, wenn Maria nicht gestorben wäre."

Gut, es war vielleicht von Philipp ungeschickt gewesen, die Frage nach den Beweisen für Marias Tod so zu stellen, daß ihr ein Zweifel an Neudörfers Erbberechtigung unterlegt werden konnte. Hatte es aber jemand, der seiner Sache sicher war, nötig, sich darüber aufzuregen? Konnte man da die Gereiztheit eines schlechten Gewissens vermuten? Oder war der Mann gerade heute verärgert gewesen, hatte er schlecht verdaut, eine schlimme Nachricht erhalten, oder sonst etwas? Aber dieser plötzliche Stimmungswechsel und etwas später dieses Erbleichen, hatte man sich das nur eingebildet? Philipp rief sich das Gespräch wieder ins Gedächtnis. Nachdem er die Aehnlichkeit der Krankenschwester mit dem Bilde erwähnt hatte, war die Stimme Neudörfers verändert gewesen, und als er die Heilanstalt Amerlingen nannte, war der Mann erblaßt! Konnte das irgendwie verdächtig erscheinen? Sicherlich, denn wenn Maria nicht gestorben war, dann hatte Neudörfer beidemal Gefährliches erfahren, erstens, daß man die Krankenschwester mit Maria in Verbindung brachte, und zweitens, daß man ihren Aufenthaltsort kannte! Auch fiel Philipp jetzt nachträglich auf, daß Neudörfers Fragestellung im ganzen Gebrauch eigentlich erstaunlich flor war, viel zu klar für einen Mann, dem ein Wildfremder mit einer solchen verwickelten Räubergeschichte ins Haus fällt.

So weit hatten sich die Verdachtsmomente gegen Neudörfer schon verdichtet, als Philipp von Bahnhof anlangte und dem Trumpf nach Wien seine Ankunft telegraphierte. Aber später, im Bahnabteil, besann der sogenannte gesunde Menschenverstand immer mehr von diesem Verdacht abzumagen, je mehr er sich von Salzburg entfernte. Dieser plötzliche Blässe hervorgerufen haben, oder künstliche Philipp seine durch die unfreundliche Art Neudörfers immer mehr geteigerte Antipathie?

„Haben Sie diese Pflegerin vielleicht ärztlich behandelt?" fragte Neudörfer.

„Nein," antwortete Philipp und bedauerte gleichzeitig, daß er sich nicht als Bildes Arzt ausgegeben hatte, der ja zur Einbringung von Auskünften berechtigt gewesen wäre. „Ich habe zwar den Fall mit dem Chefarzt der Anstalt eingehend besprochen und bin über die medizinische Seite der Angelegenheit informiert. Aber die Behandlung selbst liegt in den Händen des Chefarztes."

„Und hat sich niemand gemeldet, der diese Frau suchen könnte? Wie ist sie denn in die Anstalt gekommen?"

„Ihr Bruder hat sie hingebracht und für alle eventuelle Zeit die Pflegekosten bezahlt. Leer es Wort. daß ein Bruder gespielt hat, weil der Mann, der sich als der vermeintliche Bruder ausgab, schon 1917 gestorben ist."

„Ein Hochstapler, so . . . der für eine Unkenntnis . . . oder seine wirkliche Schwester, aber unter einem falschen Namen, die Kosten bezahlt! — Na, wissen Sie, Herr Doktor, mir kommt das alles reichlich phantastisch vor. Sie werden begreifen, daß ich an dieser Hintertreppenangelegenheit kein nennenswertes Interesse habe. Damit Sie aber nicht umsonst gekommen sind, will ich Ihnen die Dokumente über Marias Tod vorlegen." Er öffnete eine Schreibtischlade und entnahm ihr eine dicke Mappe. Dann blätterte er in den Papieren. „Hier ist der Totenschein," sagte er, das Blatt hinüberreichend, „und hier der Gerichtsbeschluß über die Verlassenschaft. Das genügt, denke ich."

Philipp durchblätterte die Dokumente, von deren Echtheit er zu ahnehin überzeugt war. Hier war wirklich nichts zu holen, kein Strohhalm, an dem er sich weiterhelfen konnte.

„Vielen Dank, Herr Generaldirektor," sagte er, die Dokumente wieder auf den Tisch legend. „Aber ich sehe, daß Sie in diesen Akten auch einige Lichtbilder haben, vermutlich von Maria. Dürfte ich sie ansehen?"

„Nein," sagte Neudörfer kurz, die Mappe rasch zuschlagend. „Das sind Familienbilder, und keines davon stellt Maria dar. Ich sehe keinen Anlaß, sie Ihnen zu zeigen."

„Dann will ich nicht länger stören," sagte Philipp, seinen Aerger mühsam bezähmend. „Guten Tag!"

Er drehte sich um und verließ das Zimmer, während ihm der andere einigermaßen verdutzt nachsah.

Auf dem Wege zum Bahnhof, den Philipp zu Fuß zurücklegte, wurde der Kern über das unhöfliche und trotzbietige Benehmen des Generaldirektors aber allmählich von der Ueberzeugung verdrängt, daß dieser für sein Benehmen doch einen Grund haben mußte.

„Wirklich?" sagte Philipp lächelnd, „erzählen Sie."

„Nun, ihr Heimatschein muß gefälscht sein. Eine Hilde Hild hat nie existiert, auch kein anderes weibliches Mitglied der Familie Hild mit anderem Vornamen das ungefähr so alt sein könnte wie die angebliche Hilde. Ich habe die Geburtsmatrikel in Klosterneuburg und im Wiener Rathaus gründlich durchforscht."

„Also ist sie bestimmt nicht die Schwester des Herrn Josef Hild. Und was haben Sie über diesen ermittelt?"

„Das, was die Leute Ihnen damals gesagt haben, stimmt. Der Josef Hild ist 1917 gestorben. Ein anderer Hild, der Josefs Papiere benützt haben könnte, kommt nicht in Frage. Für die gefälschten Dokumente wurden dem Josef Hild auf Wunsch Ersatzdokumente ausgestellt, die sich noch im Besitz der Familie befinden. Ich habe sie selbst gesehen, als ich das Foto zurückbrachte das Sie sich damals ausgeborgt haben."

„Kein Irrtum möglich?" fragte Philipp zweifelnd.

„Unmöglich. Ich habe die ganze Familienerbschaft durchgeackert und alle Dokumente geprüft. Meines Erachtens steht es nunmehr einwandfrei fest, daß Irrend ein Unbekannter die gefälschten Papiere benützt hat, um sich zu legitimieren, und den Heimatschein dann gefälscht hat, um die Kranke aus der Psychiatrischen Klinik in seine Hände zu bekommen. Sie müssen bedenken, daß sich Kiefer Anfang 1918 abhielte, als einige Millionen Menschen ihre Staatsbürgerschaft wechselten. Der Mann kann schon gewisse Zeit die Dokumente Hilds benutzt haben, denn eine Eisenbahnlegitimation war ja damals zu allerlei brauchbar. Billigere Fahrt für Hamsterreisen, leichteren Zutritt zu Bahnhöfen und so weiter. Oder er hat die Dokumente hierfür erhandelt auf irgend einer schwarzen Börse. Diese Frage kann erst beantwortet werden, wenn wir wissen, zu welchem Zweck er die Kranke in seine Obhut gebracht hat."

„Kurz und gut — wir wissen nicht mehr als früher," stellte Philipp fest. „Wir sind zum Ausgangspunkt zurückgekehrt und wissen nicht, wer Hild ist, wer seine anscheinliche Schwester ist und warum er sie aus der Klinik abgeholt hat. Wir haben nur einen einzigen Fortschritt erzielt: wir haben die Kranke gefunden!"

„Was," rief Keiser auffahrend. „Sie haben sie gefunden? Dort in Feldkirch?"

„Ja," sagte Philipp und berichtete dann von seinem ersten Gespräch mit Dr. Isel, daß er Hilde gesehen und auch gesprochen hatte, ohne allerdings ihren gemeinsamen Ausflug auf den Bodensee und die Art ihrer Beziehungen zu einander zu erwähnen. Dann schilderte er die Gedankengänge, die ihn bewogen hatten, den Herrn Neudörfer in Salzburg aufzusuchen, und erzählte den Verlauf dieser so unerquicklichen Unterredung.

„Das führt uns alles nicht weiter," sagte Keiser, als Philipp geendet hatte. „Von diesem Dr. Isel eine Personenbeschreibung des angeblichen Hilds zu verlangen, ist zwecklos, da er ihn vor fünf Jahren und auch damals nur für ganz kurze Zeit gesehen hat; ebenso zwecklos wäre es, ihn durch das Lichtbild des richtigen Josef Hild einzusenden, da wir ja wissen, daß dieser im Jahre 1917 gestorben ist. Und Ihr amerikanischer Verdacht gegen diesen Neudörfer? Sie haben ja inzwischen selbst eingesehen, daß Sie offenbar nur unter dem Eindruck seiner Unhöflichkeit zu Ihrer kleinlichen Einstellung kamen. Ich stimme Ihnen durchaus bei, daß ein Mann seines Niveaus kaum zu einer so abenteuerlichen Sache seine Hand geboten haben kann."

„Aber was sollen wir jetzt tun?" sagte Philipp verzweifelt. „Wenn wir annehmen, daß der angebliche Bruder die Dokumente Hilds benutzt hat, so haben wir keine Möglichkeit mehr, in dieser Richtung nachzuforschen. Und die Richtung Boltelini führt auch nicht weiter. Was bleibt uns noch übrig?"

Herr Zeiser strich sich einige Male andächtig über die Glatze.

„Die Richtung Boltelini," sagte er dann langsam, „ist noch nicht ganz erschöpft Wir müßten authentisch feststellen, ob Maria tot ist. Ein in Kriegszeiten ausgestellter Totenschein ist kein folgerichtiger Beweis."

Glück der Weihnacht

Wenn je des Himmels lebendige Zeichen hinab bis ins irdische Leben reichen, dann ist's in der Kleinsten seligem Traume vom Weihnachtsbaume.

Der Mensch wird älter. - Der Kindheit Dinge erscheinen ihm mählich zu geringe. Er blickt sich um auf der Lebensreise und wird zu weise!

*Doch schlug uns das Schicksal auch rauh und hart, und hat es uns tausendmal gena

„Wie wollen Sie das feststellen? Durch Zeugen?"

„Zeugen werden kaum mehr aufzutreiben sein. Aber sie muß doch irgendwo begraben sein. Wenn wir ihr Grab feststellen und die amtliche Bestätigung ihrer Beerdigung, so ist das ein eindeutiger Beweis ihres Todes. Als Frau wird sie kaum in der Kammkone geweilt haben, sondern nur im Etagenraum. Sie dürfte also entweder auf einem Ortsfriedhof oder auf einem Militärfriedhof bestattet sein. In beiden Fällen wird sich ein Grab und vielleicht ein Beerdigungsdokument vorfinden, oder kann der Friedhofsgärtner Auskunft geben. Vielleicht leben dort Leute, die sie gekannt haben."

„Das müßte man durch die hiesige jugoslawische Gesandtschaft machen. Ein Gesuch, dessen Erledigung Monate dauert!"

„Sicherlich. Auch wird die Begründung nicht ganz einfach sein, da Sie mit Maria nicht verwandt sind. Aber — man müßt's versuchen!"

„Noch besser wäre — hinfahren!"

„Das allerdings! Das wäre der beste und raschete Weg zu einem Ergebnis. Haben Sie ein Lexikon?"

„Wozu?"

„Ich will nachsehen, wo dieses Bielsani liegt."

Philipp holte den ersten Band Brockhaus aus seinem Arbeitszimmer, aber der Ort war nicht verzeichnet.

„Auf der Gesandtschaft werden sie es schon wissen. Also — sollen wir ein Gesuch machen . . . , oder . . . ?"

„Einen Augenblick, Herr Zeiser. Was fahren wir sonst noch tun, um weiter zu kommen?"

„Inserieren," sagte Zeiser kurz.

„Sie meinen, einen Aufruf veröffentlichen: „Wer weiß etwas", oder so ähnlich?"

„Ja. Selbstverständlich mit Lichtbild. In einigen Tagesblättern von Wien und der Provinz."

„An das habe ich schon oft gedacht," meinte Philipp. „Aber offen gesagt, Herr Zeiser, ich fürchte, daß das sehr viel kosten wird."

„Das kommt darauf an, wie lange Sie inserieren müssen. Wenn schon beim ersten oder zweiten Inserat eine Nachricht einlangt, so kostet es höchstens ein paar hundert Schilling. Da die Sache aber immerhin fünf Jahre zurückliegt, fürchte ich, daß Sie längere Zeit inserieren müssen."

„Ich auch. Übrigens könnten wir auch die Polizei verständigen, da die Fälschung eines Heimatscheines und die mißbräuchliche Benützung von Dokumenten nachgewiesen erscheint, ist ja ein krimineller Tatbestand naheliegend."

„Nichts," sagte Herr Zeiser. „Damit sind Ihre nächsten Schritte vorgezeichnet. Nachforschungen in Bielsani, Inserate oder Polizei. Sie können wählen!"

„Dann wähle ich die Nachforschungen in Bielsani," sagte Philipp nach kurzem Nachdenken, „und zwar werde ich selbst hinunterfahren. Bringt mich diese Nachforschung nicht weiter, so ist noch immer Zeit, die beiden anderen Wege zu beschreiten."

„Sehr gut," nickte Herr Zeiser. „Daß Sie selbst fahren, ist sicher das Vernünftigste und sicher auch das Billigste! Nur — Ihre Preis?"

„Noch habe ich vier Tage Urlaub," sagte Philipp nachdenklich. „Ich hätte nicht gedacht, daß dieser Urlaub so unruhig werden wird. Aber die Sache läßt mich einmal nicht los."

„Das verstehe ich sehr gut," nickte Zeiser und stand auf. „Denn ich muß Ihnen sagen, daß der Fall auch mich aufgewühlt interessiert. Ich bin sehr gespannt, was Sie für Nachrichten bringen werden. Sie verständigen mich doch sofort, sobald Sie zurück sind?"

„Selbstverständlich," entgegnete Philipp, ihm die Hand drückend. Als er die Türe öffnete, konnte sich Trumpf nur durch einen kühnen Sprung vor einer Beule retten.

„Du borstig an den Türen, Lauser!" rief Philipp zornig. Und schon streckte er die Hand zu einer tüchtigen Kopfnuß aus. Aber dem Trumpf gelang es, sich durch einen zweiten Sprung rechtzeitig in die Küche zu retten.

*

Volle zweiunddreißig Stunden, elfhundert Bahnkilometer, hatte Philipp Zeit, darüber nachzudenken, ob diese so rasch beschlossene Reise ein Narrenstreich war oder nicht. Dem dieses Nest Bielsani lag im gottverlassensten Winkel des Balkans, den man sich denken konnte, im ehemaligen Sandschak Novipazar, nahe der albanischen Grenze. Philipp hatte noch in Wien eine Karte der Gegend anfertigen können, in der Bielsani verzeichnet war, aber der Weg dorthin war erschreckend lang und umständlich. Man mußte bis Skopzie fahren, von dort nordwestlich bis nach Kosowska Mitrowiza, und dann waren noch fünfzig Kolometer bis Bielsani, die man vermutlich nur zu Fuß oder bestenfalls zu Pferd zurücklegen mußte, da keine Straße verzeichnet war und der Ort in verdächtiger Nähe einer Kote 1800 lag.

Nach Mitternacht des zweiten Reisetages kam Philipp mit gerädertem Knochen in Mitrowiza an, fiel im ersthesten Hotel todmüde ins Bett und schlief volle elf Stunden. Gegen Mittag erst weckte ihn der Hotelwirt mit der Meldung, daß er ein Mietpferd aufgetrieben habe. Philipp packte das Notwendigste an Wäsche und Toilettesachen in ein Bündel, dessen Hülle sein Pyjama darstellte, und übergab seinen Koffer dem Wirt zur Verwahrung. Dann aß er ein halbes Huhn in einer teuflischen Paprikatunke, trank zwei Gläschen Rakija und ließ sich vom Wirt den Weg beschreiben, der wenigstens bis Tabalija, wo er nächtigen mußte, nicht zu verfehlen war, weil er stets entlang des Ibar verlief.

Dann trat Philipp vor das Tor und betrachtete mißtrauisch das struppige Pferdchen, das ein Junge am Zügel hielt. Es schien lammfromm, war bloß mit einer vielgeflickten Trense gezäumt und trug einen landesüblichen Sattel: große mit Heu gefüllte Segeltuchwalster unter vier starken Holzleisten, welche den Sitz darstellten. Ein Stück Kotzen war darübergeschnallt, nur für die Fremden natürlich, denn die Einheimischen saßen auf den nackten Hölzern.

Der Wirt hatte schon Philipps Gepäck an den Sattel gebunden. Philipp nahm also die Gerte und schwang sich beherzt auf den Rotterbock. Und schon trabte der wackere Zuref in einem schaudervollen Trott an, der jedermann nach zehn Minuten seekrank machen mußte.

Die Straße war zwar kaum mehr als ein steiniger Karrenweg und machte alle Windungen des Ibar treulich mit. Verlief aber ziemlich eben, so daß man flott weiter kam. Mit einiger Ueberwindung konnte man sich an den Sattel und Zurefs Trab gewöhnen, man konnte absteigen und ein Stück weit die Beine vertreten und geriet am Ende in eine gewisse Stumpfheit, während der die Stunden verrannen. Hie und da kamen zweirädrige Ochsenkarren, Reiter mit aufgehaubten Sonnenschirmen und zerlumpte Wanderer mit ungeheuren Bündeln vorüber; sorgsam umgrenzte grüne Weideflecken mit mageren Schafen waren zerstreut in die silbergraue, sonnenflimmernde Landschaft getupft.

Abends erreichte er Tabalija, eine Ortschaft von etwa fünfzig Häusern, die aus zusammengelesenen Felssteinen aufgeführt schienen. Da gab es ein Gasthaus, eine kahle Stube mit dem unvermeidlichen Bild des Königs Peter mit dem weißen Kalpak. Der Wirt verstand ein wenig Deutsch, er versprach, für den Gaul zu sorgen und für morgen einen Führer nach Bielsani zu verschaffen. Ein kurzes Nachtmahl: Eier mit Zwiebeln, fades Maisbrot, Rakija — dann ein Bett, in dem die Müdigkeit sogar die zahllosen Wanzen vergessen ließ.

Mit vielen Flüchen begann der nächste Tag. Mit steifen Beinen, wund geriebenen Schenkeln und zerbissener Haut kroch Philipp matt wie eine Winterfliege ins Freie. Der gelbe „wilde" Rakija mußte ihn erst wieder ein wenig beleben. Der Zuref stand verguügt und vollgefressen vor der Tür, daneben ein zerlumpter Junge.

„Das ist der Junge, der dich zu den Türken führen wird, Gospodin," sagte der Gastwirt feierlich.

„Zu den Türken": das war Bielsani, denn dort wohnten nur Moslim. Der Wirt hatte Philipp gestern einiges über Bielsani erzählt. Es gab dort einen Gasthof, den der alte Serhad führte, eine kleine Moschee, zwei Dutzend Häuser und sogar die Ruinen einer christlichen Kirche. Das alles war aber wenig wichtig als die acht Stunden, die man bis Bielsani brauchte, acht Stunden auf dem Folterbock.

Aber Philipp biß die Zähne zusammen und brach auf. Noch ein Stück Straße — dann begann ein Weg, der stetig heraan führte, in ein zerklüftetes, wie von Säuren zerfressenes Wirrsal von Felsketten und Felsenschluchten, ein wildes Auf und Ab, eine mit Dornengestrüpp bewachsene, nur von Geiern bewohnte Einöde.

Es wurden zehn aus den acht Stunden, aber sie vergingen, und der Weißschimmel stammte schon herrlich weit, als sie in einen riesigen Talkessel hinabritten, der viele grüne Oasinen zeigte, viele kleine Weiden, am Fuße eines riesigen Porphyrkegels, der Slavica. Im Herzen des Talkessels stieg ein steiler Hügel empor, mit dem südlichen Kesselrand durch einen dammartigen Kamm verbunden, über den der Weg lief. Und der Hügel trug eine kleine Häusergruppe mit Holzhäusern und Ziegelwerk und die weiße Nadel eines Minaretts: Bielsani.

Der Pfad führte sonst abwärts, wurde breiter und war von Wacholderbüschen begrenzt, begann also das Ausehen eines menschlichen Wegs anzunehmen. Und der Anblick dieses weisen, im Grünen versteckten Häuserwürfels nach stundenlanger Einöde war erquickend und lockerte den schmerzenden Ring, den Sonne, Müdigkeit und Oednis um das Hirn geschmiedet hatten.

Ein Rudel Köter klaffte ihnen entgegen. Eine schmale Gasse zwischen kahlen Mauern tat sich auf, ein paar gegiebelte Holzbaten mit breiten Eisenbeschlägen, kleine holvergitterte Fenster über breiten Kreuzsteinen. Dann kamen sie auf den Maidan, einen kleinen Platz, rechts die Moschee, eine Art Schuppen, über dessen Tor türkische Initialen aemalt waren, geradeaus ein eiserner Schöpfbrunnen, zu den zwei Stufen führten und links ein einstöckiges größeres Haus mit etlichen scharfenkleinen Fenstern im Oberstock.

„Bielsani Han," sagte der Junge, auf dieses Haus deutend.

Philipp hielt das Pferd an und stieg mühsam ab. Die Beine schlenkerten wie abgestorben in den Gelenken. Er blieb an das Pferd gelehnt ein wenig stehen, um das Blut durch die Muskeln strömen zu lassen.

Kinderglück unter dem Weihnachtsbaum (Photo: Schuler / Eigene Bildanfertigung)

Ein graubärtiger Mann im roten Fez, mit blauer Aermelweste und weiten blauen Hosen trat aus der Tür. Er führte feierlich die Hand an Stirn, Mund und Brust.

Mit wichtiger Miene erzählte der Junge alles Wissenswerte über den Fremden, dann trat der Wirt einen Schritt näher und bot Philipp die Hand.

„Ich spreche wenig Deutsch," sagte er langsam. „Sei willkommen, Gospodin!"

Er führte Philipp durch den Flur in einen großen Hof, in dem zwei Akazien neben einer kleinen Zisterne standen und eine offene Steintreppe in das Stockwerk führte. Das Hinterhaus war gleichfalls einstöckig und enthielt im Erdgeschoß die Ställe, während im Obergeschoß wahrscheinlich die Frauen wohnten, da dort einige vergitterte Fenster auf den Hof gingen. Die Schmalseiten des Hofes wurden von hohen, stacheldrahtgesäumten Mauern gebildet, in denen noch die Löcher für die Traglatten des Wellendaches zu sehen waren. Das ganze Haus glich mehr einem befestigten Posten als einem Gasthof.

Eine Frau in weiten, weißen Hosen, mit weißem Umhängetuch, dessen Zipfel vor das Gesicht gebunden war, stand oben in dem engen Gang, auf den einige Türen mündeten. Sie öffnete ein Zimmer und leate gleichfalls die Hand an Stirn, Mund und Herz.

„Ich bin todmüde," sagte Philipp zu dem Alten. „Ich möchte heute nichts als Wasser zum Waschen und dann schlafen."

Der Alte nickte feierlich und erteilte einige Befehle. Philipp warf noch einen Blick in den Hof hinab und sah wie ein Knecht einen Eimer Wasser abfüllte und in den Stall führte. Dann trat er ins Zimmer.

Es war geräumig und enthielt nichts als einen Tepvich in der Mitte, eine breite und rund laufende Holzbank, die mit bunten Wolldecken belegt war und einen niedrigen dreibeinigen Schemel, der wohl als Tisch dienen sollte. Die schmale Fensterschorke zeigte, daß die Mauern des Hauses fast meterdick waren.

Philipp ließ sich seufzend auf die Bank nieder. Der Alte rückte ihm den Schemel zurecht, nahm einen hölzernen Leuchter von der Fensternische und entzündete die Kerze, da es inzwischen dunkel geworden war. Dann erschien eine scheinbar jüngere Türkin, die ein Tvaobrett mit Kaffee in Kupferkannen, Mokkatäschchen, Schnapsgläsern und kleinen Maisküchen trug. Philipp begriff, daß dies eine Art Empfangszeremonie darstellte: er trank dem Wirt zu, leerte ein Kaffeetäschchen und würate einen Knochen hinunter. Dann — nachdem die Zigaretten brannten — war es auch nötig, einige Fragen zu beantworten. Aber der Alte rauchte schweigend und schien Rücksicht auf den Zustand seines Gastes zu nehmen, dem die Augen zuzufallen drohten.

Die beiden Frauen schleppten einen Zuber mit heißem Wasser ins Zimmer, legten grobes Linnen auf die Polsterbank und verschwanden dann wieder. Auch der Alte erhob sich.

„Auf morgen," sagte er. „Gott gebe dir eine gesegnete Nacht!"

*

Das heiße Bad und mehr noch die Nacht ohne Ungeziefer, zwischen reinem Linnen, schien Wunder gewirkt zu haben. Philipp erwachte frisch, voll Tatkraft und fähig, seine Gedanken wieder gänzlich mit dem eigentlichen Zweck seiner Reise zu beschäftigen.

Aber diese Gedanken konnten notwendigerweise nur zu dem Schluß führen, daß diese Fahrt ins Herz des Balkans vergebens war. Denn es war undenkbar, daß in diesem entlegenen Nest je ein Feldzivil gestanden hätte, es war hier und auch tageweit im Umkreis kein Objekt vorhanden, in dem man eine solche Anstalt hätte unterbringen können, ganz abgesehen von den ungeheuren Schwierigkeiten des Nachschubes. Man konnte beinahe sicher sein, daß das Bielsani des Totenscheins nicht mit diesem Bielsani identisch war, aber trotzdem füllte Philipp darüber seine besondere Enttäuschung. Denn dieses kleine weltvergessene Türkennest, in dem malerischen Talkessel, dieser klattliche Han und das kühle Zimmer, dieser ganze Ausflug ins Reich der Scheherezade, getrieben ihm viel zu gut, als daß er die Strapazen der Reise bedauert hätte.

Also ließ er mit dem größten Behagen die Ereignisse des Vormittags an sich vorüberziehen: das Frühstück, das die alte Türkin ins Zimmer brachte: Rakija, natürlich, Maisbrot und eine Holzschüssel voll Schafmolken, die prächtig nach Mahm schmeckten. Eine kalte Ueberziehung des Oberkörpers an der Zisterne, die der Führerjunge verrichtete, das Rasieren auf dem Steinrand eben dieser Zisterne, wo ein halbes Dutzend zerlumpter Dorfbuben ein andächtiges Publikum abgaben, endlich ein Spaziergang durch das Dorf, nachdem er den Jungen aus Zofolia mit einem reichlichen Trinkgeld abgefertigt hatte

Trotz der abteilnen Lage schien Bielsani eine bewegte Vergangenheit zu haben, denn eine starke, jetzt allerdings in Trümmern liegende Mauer umringte die etwa dreißig Höfe. Am nördlichen Ausgang des Dorfes stand auch eine Kula, ein türkischer Wachturm, von dem nur das Erdgeschoß erhalten war, in dem der einzige Handwerker des Ortes, ein Dvankenmacher, hauste. Mit den elenden Steinhütten verglichen, an denen Philipp vorgestern vorübergeritten war, waren die Häuser Bielsanis Paläste zu nennen.

(Fortsetzung folgt.)

Drei Frauen regieren auf Hollands Thron

Von Konrad Joachim Schaub

Königin Emma - Königin Wilhelmina - Kronprinzessin Juliane

Kronprinzessin Juliane wird einst die dritte Frau sein, die in ununterbrochener Reihenfolge auf Hollands Thron regiert.

Salut: 100 oder 101 Schuß?

Heiß und drückend steigt der Tag des 31. August 1880 über Den Haag auf. Ernst sind die Gesichter der Haager Bürger. Spannung liegt über der ganzen Stadt. Hollands Königshaus hat nur noch einen Thronfolger — Alexander, Prinz von Oranien — der leider seit langem schwach und kränklich ist. Der König der Niederländer will aber das Haus Oranien nicht aussterben lassen. So gab er, der 62jährige, im letzten Jahr den Holländern eine neue, 21jährige Königin, Emma, Prinzessin von Waldeck-Pyrmont. Wird sie, die aus herzlicher Liebe dem König nach Holland folgte, nun heute die oranische Thronfolge für alle Zeiten sichern? Das ist die Frage, die alle Niederländer bewegt. Da! Aus dem königlichen Palast Het Loo geht die Fahne hoch. Im selben Augenblick dröhnt der erste Schuß ins Land. Salut! Es gibt keinen Haager Bürger oder Fischer, der in diesem Augenblick nicht auf die Straße eilt und zählt. Keiner spricht. Doch die Freude leuchtet aus allen Augen. Lautlos zählen sie. Schuß auf Schuß kommt von dem Schloß herüber . . . 95, 96, 97, 98, 99, 100 . . . Hollands Königin Emma schenkte also einer Tochter das Leben. Wilhelmina, Helena, Paula, Maria, Prinzessin von Oranien-Nassau. Heralde verkünden es nun in jeder Stadt und jedem Dorf. Fremde schütteln sich herzlich die Hand. Wenn sich die Niederländer auch gern einen Prinzen gewünscht hätten, so kommt ihr Jubel doch aus ehrlichem Herzen. „Leve de Koningin!" ruft es nun überall in Holland. Aber diese Gedanken konnten notwendigerweise nur zu dem Schluß führen, daß diese Fahrt ins Herz des Balkans vergebens war. Denn es war undenkbar, daß in diesem entlegenen Nest je ein Feldzivil gestanden hätte, es war hier und auch tageweit im Umkreis kein Objekt vorhanden, in dem man eine solche Anstalt hätte unterbringen können, ganz abgesehen von den ungeheuren Schwierigkeiten des Nachschubes. Man konnte beinahe sicher sein, daß das Bielsani des Totenscheins nicht mit diesem Bielsani identisch war, aber trotzdem füllte Philipp darüber seine besondere Enttäuschung. Denn dieses kleine weltvergessene Türkennest, in dem malerischen Talkessel, dieser klattliche Han und das kühle Zimmer, dieser ganze Ausflug ins Reich der Scheherezade, getrieben ihm viel zu gut, als daß er die Strapazen der Reise bedauert hätte.

Also ließ er mit dem größten Behagen die Ereignisse des Vormittags an sich vorüberziehen: das Frühstück, das die alte Türkin ins Zimmer brachte: Rakija, natürlich, Maisbrot und eine Holzschüssel voll Schafmolken, die prächtig nach Mahm schmeckten. Eine kalte Ueberziehung des Oberkörpers an der Zisterne, die der Führerjunge verrichtete, das Rasieren auf dem Steinrand eben dieser Zisterne, wo ein halbes Dutzend zerlumpter Dorfbuben ein andächtiges Publikum abgaben, endlich ein Spaziergang durch das Dorf, nachdem er den Jungen aus Zofolia mit einem reichlichen Trinkgeld abgefertigt hatte

Trotz der abteilnen Lage schien Bielsani eine bewegte Vergangenheit zu haben, denn eine starke, jetzt allerdings in Trümmern liegende Mauer umringte die etwa dreißig Höfe. Am nördlichen Ausgang des Dorfes stand auch eine Kula, ein türkischer Wachturm, von dem nur das Erdgeschoß erhalten war, in dem der einzige Handwerker des Ortes, ein Dvankenmacher, hauste. Mit den elenden Steinhütten verglichen, an denen Philipp vorgestern vorübergeritten war, waren die Häuser Bielsanis Paläste zu nennen.

(Fortsetzung folgt.)

Heiß und drückend steigt der Tag des 31. August 1880 über Den Haag auf. Ernst sind die Gesichter der Haager Bürger. Spannung liegt über der ganzen Stadt. Hollands Königshaus hat nur noch einen Thronfolger — Alexander, Prinz von Oranien — der leider seit langem schwach und kränklich ist. Der König der Niederländer will aber das Haus Oranien nicht aussterben lassen. So gab er, der 62jährige, im letzten Jahr den Holländern eine neue, 21jährige Königin, Emma, Prinzessin von Waldeck-Pyrmont. Wird sie, die aus herzlicher Liebe dem König nach Holland folgte, nun heute die oranische Thronfolge für alle Zeiten sichern? Das ist die Frage, die alle Niederländer bewegt. Da! Aus dem königlichen Palast Het Loo geht die Fahne hoch. Im selben Augenblick dröhnt der erste Schuß ins Land. Salut! Es gibt keinen Haager Bürger oder Fischer, der in diesem Augenblick nicht auf die Straße eilt und zählt. Keiner spricht. Doch die Freude leuchtet aus allen Augen. Lautlos zählen sie. Schuß auf Schuß kommt von dem Schloß herüber . . . 95, 96, 97, 98, 99, 100 . . . Hollands Königin Emma schenkte also einer Tochter das Leben. Wilhelmina, Helena, Paula, Maria, Prinzessin von Oranien-Nassau. Heralde verkünden es nun in jeder Stadt und jedem Dorf. Fremde schütteln sich herzlich die Hand. Wenn sich die Niederländer auch gern einen Prinzen gewünscht hätten, so kommt ihr Jubel doch aus ehrlichem Herzen. „Leve de Koningin!" ruft es nun überall in Holland.

Leitzter Kronrat

An einem der ersten Julitage des Jahres 1888 versammeln sich die Mitglieder des Kronrats, der langjährige Freund des Hauses Oranien, Ministerpräsident Thorbecke, die Königin und Wilhelm III. im Schloß des Haag zu einer Besprechung. Alt und gebeugt geht der König seit dem Tode seiner beiden Söhne. Schwer wird ihm heute manchmal das Sprechen.

„Meine Herren, ich habe Sie heute gerufen weil ich mit Ihnen die letzten Maßnahmen treffen will über meine Nachfolge. Sie alle wissen, ich habe keine Söhne mehr, ich habe auch keinen Bruder, weder einen Neffen, noch einen Vetter. Mit mir stirbt das alte und ruhmreiche Haus der Oranier in seiner männlichen Linie."

„Damit, Sire", erklärt Thorbecke, „wird Eure Tochter Wilhelmina einst Eure rechtmäßige Thronfolgerin, denn das letzte Gesetz vom Oktober des vorigen Jahres sieht vor, daß, wenn ein König nur Töchter hat, im Falle des Mangels männlicher Erben zuerst die älteste Tochter zur Thronfolge berufen wird."

„Euer Majestät", führt nun der Präsident der ersten Kammer fort, „auch die Generalstaaten haben durch Gesetz vom 1. August 1884 Königin Emma, Eure Hohe Gemahlin, zur Regentin für die Dauer der Minderjährigkeit Eurer Tochter bestellt."

„Ich weiß, mein Land und mein Kind in den besten Händen", erklärt Wilhelm III. „aber Luxemburg, Herr Justizminister?"

„Der Artikel 71 der Wiener Kongreßakte hat dem damaligen niederländischen Könige, Wilhelm I., Luxemburg als Entschädigung für seine Nassauischen Erblande zugesprochen. Für Luxemburg gilt seit undenklichen Zeiten nur die männliche Erbfolge. Ich sehe daher leider keine Möglichkeit, Sire, Ihrem Hause und damit Holland das Großherzogtum zu erhalten."

„Ich weiß. Nach meinem Tode wird also der frühere Herzog Adolf von Nassau in Luxemburg wieder die Regierung übernehmen. Ich kann es heute nicht mehr ändern . . . ich habe meine zwei Söhne für immer verloren, hoffentlich aber den Niederlanden eine gute und tüchtige Königin für die Zukunft geschenkt!"

Königin Emma grüßt ihr Volk
Im Wagen sitzend Königin Wilhelmine und der Prinzgemahl (Photo: Atlantic)

Hollands zweiter Kronprinz stirbt

Wieder ist es ein Sommertag. Wilhelm III., der König der Niederländer und Großherzog von Luxemburg sitzt in seinem Arbeitszimmer und arbeitet. Vor ihm steht der Justizminister und legt Akte nach Akte zur Unterzeichnung vor. Energisch geht die Feder über das Papier, niemand würde wohl ahnen, daß Wilhelm von Oranien-Nassau schon 67 Jahre alt ist, wenn nicht viele weiße Strähnen das Haar durchzögen. Es klopft! Etwas unwillig ob der Störung ruft der König: „Herein!" Minister van der Vlier, der Hofprediger betritt das Zimmer.

„Verzeihung, Sire, daß ich jetzt störe. Aber eine traurige Botschaft führt mich her . . . . Gott dem Herrn hat es gefallen, heute morgen unseren Kronprinzen, den Prinzen von Oranien, Alexander, von seiner Krankheit zu erlösen."

Der König sinkt in sich zusammen. „Alexander nun auch, mein letzter Sohn", spricht er mehr zu sich selbst als zu den beiden anderen. „Ich hab' kein Glück. Erst nimmt mir der Tod den Aeltesten, Wilhelm, der im Zorn von mir nach Paris ging, und nun verliere ich auch den letzten männlichen Erben meines Hauses. Ich bin alt, wer weiß, wie lange noch . . ."

„Sire, so dürfen Sie nicht sprechen", fällt ihm van der Vlier ins Wort. „Denken Sie an Ihre kleine Tochter!"

„Ja, meine Wilhelminte, sie ist die Letzte. Sie wird einmal herrschen. Kleine Tochter, heute bist du erst vier Jahre, ich fürchte, du wirst bald eine sehr junge Königin werden . . ."

Hollands zweiter Kronprinz Alexander war am 21. Juni 1884 geboren. Kinderlos wie sein älterer Bruder Wilhelm.

Königin Emma

Am 17. Oktober 1890 bringt der „Standaard" die offiziöse Meldung, daß Wilhelm III., König der Niederlande, ernstlich erkrankt sei. „Bis vor 14 Tagen hat aber der König seine gewöhnlichen Arbeiten noch erledigen können. Wie bekannt ist, verläßt der König das Loo nicht mehr und die Minister müssen alles schriftlich mit dem König erledigen."

Der Zustand des alten Königs — er ist jetzt 73 Jahre — verschlechtert sich nun täglich. Am 28. Oktober teilt der Minister des Innern Baron Mackay mit, daß die Aerzte erklären, daß der König nicht mehr imstande sei, zu regieren. Der Justizminister und der Minister der Kolonien bestätigen dies den Kammern und berichten, daß der König bei ihrem letzten Besuch bereits so apathisch gewesen sei, daß er niemand, nicht einmal seine eigene Tochter oder die Königin, erkannt habe.

„Im Namen Ihrer Majestät Wilhelmine von Gottes Gnaden, Königin der Niederländer, wir Emma, Königin-Witwe, Regentin des Königreiches. Es hat Gott gefallen, Meinen geliebten und geehrten Gemahl, König Wilhelm III., zu sich zu nehmen. Die Krone ist durch sein Ableben, das Uns alle mit tiefer Trauer erfüllt, auf Meine geliebte Tochter Wilhelmina Helena Paula Maria übergegangen. Ihr Thron findet seine stärkste Stütze in der innigen Treue und Anhänglichkeit des Niederländischen Volkes an das Haus Oranien! Kraft des Gesetzes bin Ich während Ihrer Minderjährigkeit berufen, als Regentin des Königreiches die Königliche Regierung wahrzunehmen.

Palast Het Loo, den 24. November 1890. **Emma."**

„Mutter Königin"

Königin Emma ist ihrem Land nicht nur eine gute und verständige Regentin, sondern sie ist vor allem eine vorbildliche Mutter. Soweit es die vielen Regierungsgeschäfte überhaupt zulassen, kümmert sie sich selbst sehr sorgfältig um die Erziehung ihrer einzigen Tochter Wilhelmina, der „kleinen Königin", wie sie die Holländer getauft haben. Wilhelminas Jugend aber ist angefüllt mit Arbeiten und nochmals Arbeiten. Belustigungen stehen kaum auf ihrem täglichen Programm. Die Sorge der Königin-Witwe Emma um die Erziehung ihrer Tochter geht soweit, daß ihre Hausärzte wiederholt die größten Bedenken äußern, weil sie fürchten müssen, daß die Gesundheit der Königin diese Ueberlastung auf die Dauer nicht aushalten wird. Eines Tages, als die Königin-Witwe wieder einmal selbst die Schulaufgaben Wilhelminas überhört und der Hofmeister Salvedra de Grave, der die wissenschaftliche Erziehung der jungen Königin leitet, sie bittet, sich doch im Interesse des Landes mehr zu schonen, antwortet sie unbeirrbar: „Sie haben recht, de Grave, ich müßte mich schonen. Aber ohne die Sorge um die Erziehung meiner Tochter, wo läge dann groß mein Verdienst? Dann hätte ich vielleicht nur das eine, daß ich Holland eine Königin geschenkt habe. Für mich ist aber das Mindeste, daß ich in ihrer Jugend über diese Königin wache, und daß ich nicht nur eine körperlich kräftige, sondern auch eine sittlich starke und innerlich große Königin aus ihr mache."

„Ons Wilhelmintje"

Hollands künftige Herrscherin wächst heran. Körperliche Uebungen sind das einzige Vergnügen, das man ihr erlaubt. Jeden Morgen reitet Wilhelmina aus, und wenn es das Wetter erlaubt, wird geschwommen. Sie fährt ihren Wagen selbst und meistert mit geschickter Hand dabei ihre zwei Rappen. Vor allem ist aber Hollands künftige Königin für Wissenschaft und Kunst sehr empfänglich. Stundenlang streift sie durch die alten Gemäldegalerien. Für sie heißt sie Zeichnen und Malen schon damals — wie auch heute noch — die Lieblingsbeschäftigung, für die sie gern jede freie Minute opfert, und wofür sie auch jeden Verweis ihrer Lehrer wortlos und ohne Groll einsteckt.

Eines Morgens ist Wilhelmina wieder ihrer Mitz mit dem Rad aus dem Schloß entflohen und radelt nach dem damals noch kleinen Fischerdorf Scheveningen. Dort setzt sie dann auf einem alten Fischerkahn und zeichnet eifrig ein kleines Idyll von Netzen, alten Kähnen und Geröll. Ein paar Fischerjungen schauen ihr schon eine Weile zu und verspotten kritisch jeden Strich der entstehenden Zeichnung mit der rauhen Wirklichkeit. Ja, sogar Ratschläge erteilen die frischen Jungs der kleinen Künstlerin. Da tritt ein alter Fischer heran, der schon seit ein paar Minuten die eifrige Gruppe beobachtet hat, wirft einen Blick auf die beinah fertige Zeichnung und — ärgerlich, daß die Jungens hier faulenzen und zuschauen — sagt er zu Wilhelmine:

„Es wäre wirklich besser, du hilfst zu Hause deiner Mutter, als hier dem lieben Herrgott an einem Werktag die Zeit zu stehlen und das schöne Papier so vollzukritzeln." Wilhelmina klappt gehorsam ihren Zeichenblock zu, nimmt ihr Rad und antwortet:

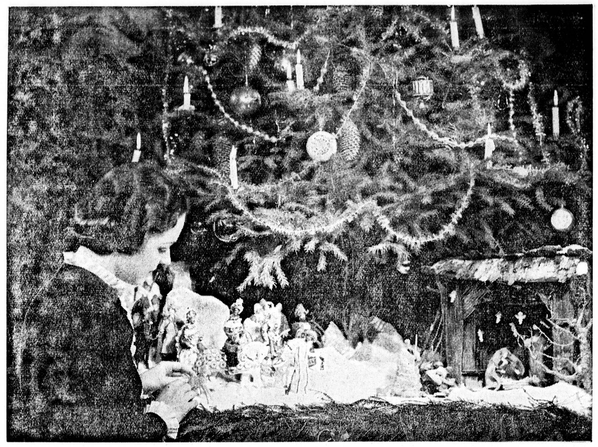
„Du hast recht, ich muß noch sehr viel lernen. Bis ich meiner Mutter aber helfen kann, dauf muß ich erst noch ein paar Jahre warten." Lachend schwingt sie sich auf ihr Rad und fährt davon. Entsetzt starrt der Fischer ihr nach. „Du meine Güte, ons Wilhelmintje!" ist alles, was er vor Schreck ausrufen kann, als er Hollands „Kleine Königin" erkennt.

So ist überall im Land „ons Wilhelmintje!" bald bekannt. Ueberall wird sie geliebt und verehrt. Wilhelmina ist das „Kind der Nation" geworden. Ihr gutes Herz ist schon sprichwörtlich — kennt sie doch alle Armen von ihren fast täglichen Besuchen in dem Armenviertel nahe dem Schlosse Loo — dennoch ist der oranische Eigensinn ihr Erbteil. Ihre vorherrschende Eigenschaft ist Selbstbewußtsein und ein starker Wille. Hat sie einmal nach reiflicher Ueberlegung eine Entscheidung gefällt, so hält sie daran fest.

(Fortsetzung folgt.)

Wie sie die Weihnacht feiern

Filmschauspieler und Filmkinder unterm Christbaum



Wie mögen sie Weihnachten feiern? Das ist eine Frage, die alle Filmfreunde interessiert. Und gibt es derer nicht Millionen bis ins kleinste Dorf, wo der Film, wenn auch notdürftig, so doch erobernd im Vereinssaal sein Reich aufgeschlagen hat! Dort und in den fürstlichen Lichtspieltheatern der großen Städte sind die Filmschauspieler alltäglich mit ungezählten Zuschauern beisammen, und die größten unter ihnen haben sich viele unbekannte Freunde geschaffen, die sich nicht nur für den Schauspieler, sondern auch für den Menschen interessieren, der dort auf der Leinwand seine künstlerische Mission erfüllt.

In der heiligen Nacht legt auch der Schauspieler einmal alle Masken ab. Alles hastige Treiben, aller Lärm der Ateliers verstummt, alle Blendung des Spiels verschwindet, auch der „große Stil" muß abgelegt werden. Was übrig bleibt ist nur der Mensch mit seinem natürlichen Gesicht, seinem schlichten Sinn und einfältigen Herzen. Diese Stunden der heiligen Nacht sind für die Schauspieler vielleicht mehr als für jeden anderen Stunden der stillen Selbstbesinnung, wirkliche Stunden der Stille. — Welche Gedanken mögen sie beherrschen, wenn sie, die vielleicht sonst vom dankbaren Beifall Tausender umjubelt, nun plötzlich keinen Laut mehr vernehmen, der von außen kommt, nur andächtig der Stimme lauschen, die aus ihrem Innern aufsteigt und sie an das große, unfaßbare Wunder erinnert, das einstens in dieser Nacht geschah . . .!

Sicherlich aber werden sie sich wie alle ihre Volksgenossen in dieser heiligen Nacht unter dem Christbaum einfinden: im kleinen Familienkreis, in der Runde gleichgesinnter Freunde oder auch allein in der stillen Wohnung. Sie blättern die Briefe und Karten der vielen Bekannten und Unbekannten durch, die ihnen dankbar ein frohes Weihnachtsfest wünschen, lauschen den feierlichen Klängen, die der Rundfunk in alle Häuser trägt. Wenn sie dann an ihrem Baum die Lichter anzünden, bewegen sich ihre Gedanken sicherlich in den gleichen Bahnen wie die der anderen all, der Reichen wie der Armen. Auch sie werden ja eine Erinnerung haben an jene Weihnachten, da sie irgendwo in der Heimat in der Weihnachtsstube mit Vater, Mutter und Geschwistern unter dem Lichterbaum beisammen waren, da sie noch niemand kannte und niemand nach ihnen fragte und sie nichts waren, als eins der vielen Kinder, die das Christkind glücklich gemacht und so reich beschenkt hatte. Der Zauber der Weihnacht hält auch sie gefangen, und der Gedanke, diese stillen Stunden in der gleichen großen Gemeinsamkeit des Friedens und der Freude zu begehen, mag ihnen ein großes Maß neuer Kraft schenken, ihre gewiß nicht leichte künstlerische Aufgabe zu erfüllen und uns immer neue Freude zu bereiten.

Zu unsern Bildern

Maria von Tasnady, die uns aus dem in Venedig preisgekrönten Film „Schlußakkord" noch in bester Erinnerung ist, richtet die Krippe unter dem Weihnachtsbaum (oben).

Peter Bosse ist trotz seiner vielen Filme noch ein rechtes Kind. Sein Gesicht strahlt vor Vergnügen über den großen Teddybär, und der Spiegel macht seine Freude zur doppelten Freude (Rundbild).

Peterchens „Kollegin" ist Traudl Stark. Ihre schönen Augen sehen staunend und beglückt in die Lichterpracht des Weihnachtsbaumes und spiegeln den Glanz seligen Kinderglücks (rechts).

Hansi Knoteck zündet das erste Licht an — gleich wird die Bescherung beginnen (links).

Photos (4) Ufa.

Ein deutscher Maler malt die Weihnacht

Maler der Weihnacht! Wer unter den großen Meistern der Farbe und des Stiftes wäre es nicht! Dieses größte aller Wunder und mehr noch sein übermächtigender Inhalt haben die Künstler aller Zeiten gebannt; und in der Darstellung dieses Geheimnisses haben sie wie kaum sonst irgendwo ihre künstlerische Kraft, ihr persönliches Temperament und ihre völkische Eigenart ausgeschöpft. Wir sehen die Weihnacht in der Darstellung aller Völker und Zeiten; die enthusiastischen Südländer haben sie gemalt, die innerlichen Meister des Nordens, es gibt Bilder der afrikanischen Völker, wie der Chinesen und Japaner. Immer ist das eine Wunder in eine verschiedene Form gebracht, und man müßte dicke Bücher schreiben, wollte man alle Kunstwerke schildern, die das Wunder der Weihnacht künden.

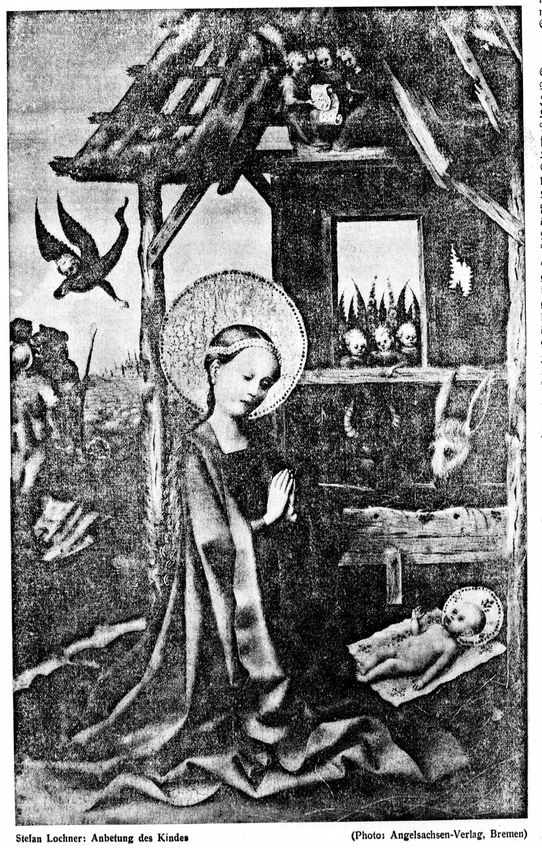
Die fremden Meister mögen unseren Schönheitssinn und unsere Kunstliebe enttäuschen, die Darstellungen unserer deutschen Künstler bewegen uns das Herz. Sie vermögen zu uns unmittelbarer zu sprechen, weil sie unsere Sprache reden. Weil sie deutsche Menschen malen, die wir kennen in ihrer seelischen Beschaffenheit, in ihren Empfindungen, ihrer Haltung und Gebärde. Und gerade darin kommt uns der mittelalterliche Meister Stefan Lochner (Mitte des 15. Jahrhunderts) vor allen nahe; er schreibt eine Sprache des Bildes, die in ihrer Schlichtheit und Volkstümlichkeit jeder versteht und vor deren Erhabenheit und Würde sich jeder gern in schweigender Betrachtung neigt.

Man kann vor diesem Bilde, dessen Besitzer die Erben von der Heydt sind, lange stehen und wird nicht müde zu schauen. Da ist das eine Große: das ganze Bild in seiner strahlenden, eindringlichen Wirkung, da sind die vielen kleinen Einzelheiten, von denen eine jede, für sich betrachtet, schon wieder ein großes Kunstwerk ist. Sicherlich hat der Künstler alles um des großen Ganzen willen geschaffen, und so mag das Bild denn auch als Ganzes dastehen, damit einem jeden aus der Freude am Schauen die Freude der Weihnacht erblühe.

Vor dem Kinde kniet Maria in Andacht versunken; und diese Andacht ist die Stimmung des ganzen Bildes. Sie darf durch nichts gestört werden, alles muß draußen bleiben, die Hirten, die Schafe, ja selbst die Engel dürfen nur bis an das Fensterlins und still hereinschauen. Was aber drinnen ist, die beiden sanften Tiere des Stalles, selbst auf ihre unwissenden Tierseelen strahlt ein Widerschein dieses großen Geheimnisses, so daß sie sich ruhig verhalten und schüchtern ihre Köpfe neigen. Es ist sehr schade, daß wir hier das Bild nicht in der Farbe wiedergeben können, in der es gemalt ist. Es geht so vieles von seiner wirklichen Schönheit dadurch verloren.

Aber sehen wir uns einmal diese Maria an. Ist sie nicht ganz eine der anmutigen in Gesicht und Gebärde? Ist ihre Anmut nicht der Liebreiz des deutschen Mädchengesichts? Unversehrte Reinheit strahlt von ihrer Stirn, fraulicher Demut leuchtet auf ihrem Antlitz. Züchtig kniet sie da, mit allen Sinnen in sich gekehrt und ganz dem Wunder ergeben, das sie kaum begreift. Und dennoch geht adelige Würde und Hoheit von ihr aus, die uns tiefste Ehrfurcht aufzwingt. In emaille-feinem Lochnerblau fließt der weite Mantel von ihren Schultern in würdigem Faltenwurf wie das Gewand einer hohen Fürstin. Und gerade in dieser Vereinigung von Anmut und Würde liegt die Meisterschaft dieser Darstellung beschlossen. — Und dann das Kind! Mit offenen und schon erkennenden Augen liegt es da, die kleine Rechte schon segnend erhoben. Kind und Mutter sind getrennt, und doch schließt eine starke innerliche Kraft sie zusammen zu einer seelischen Einheit.

In einer vertraulichen Schlichtheit ist das Bild dann weitergeführt. Der Mann wird auch hier zum Kind, mit seinen gläubigen Augen und schlichten Gedanken sieht er, was weiter vor sich geht, und kleidet es in eine wundervolle poetische Form. Man sehe sich nur einmal die Hirten an, wie sie erstaunt — man müßte in der Sprache des Volkes sagen: verdutzt — die Botschaft des Engels vernehmen, der es sichtbar sehr eilig hat, so daß er sich gar nicht erst zur Erde niederläßt. Die drei Putten mit ihren hohen Flügeln lugen durch das Fenster des Stalles wie unsere Kinder durch den Türspalt, wenn sie am Weihnachtsmorgen vor der Krippe stehen. Und erst die drei, die sich so traulich in den Dachsparren niedergelassen haben! Sie singen ein weihnachtliches Lied und gar nach Noten! Deutsches Gemüt strahlt herrlich aus diesem Bilde, das deutsche Innigkeit und deutsche Erzählkunst, durchwirkt mit seinem kristallklarem Humor, gestaltet hat. So ist diese herrliche Darstellung der Weihnacht zugleich ein Zeugnis und ein Spiegelbild der deutschen Seele.



Stefan Lochner: Anbetung des Kindes (Photo: Angelsachsen-Verlag, Bremen)

*

Aus dem Leben des Meisters Stefan Lochner sind uns bestimmte Daten nur aus seiner späteren Kölner Zeit bekannt. Aber er ist ein echtes Kind der Rheinlande gewesen, und der Rhein wurde gewissermaßen der Strom seines Lebens. Sein oberer Lauf ist die Heimat seiner Kindheit; zwischen Schwarzwald und Bodensee (in Meersburg?) stand wohl seine Wiege. Diese Landschaft hat ihm die Freude an der Farbe, das lebhafte Temperament, die Liebe zu den rhythmisch bewegten Formen und die lebendige Schau der Natur geschenkt. In seiner Jugend aber ist Lochner den Rhein hinuntergezogen und in den Niederlanden in die Schule der großen Meister gegangen. Dort hat er wohl die persönliche Unterweisung Jan van Eycks und des Meisters von Flémalle erfahren. Die Kunst der Niederlande beherrschte zu dieser Zeit die Regel und das Gesetz der unbedingt treuen Naturdarstellung. Das war für das wildwüchsige Herz des jungen Künstlers gewiß eine harte Schule; aber sie brachte ihm die handwerklichen Fertigkeiten. Eine neue Maltechnik eignete er sich hier an, die in der Handhabung umständlich und schwerfällig, in ihrer Beherrschung dennoch die Grundlage aller Wunderwerke Lochnerscher Malerei wurde. Aber die letzte Größe gab ihm die Mitte des Rheinstroms: Köln, wo der Meister sich um das Jahr 1440 niedergelassen hat und wo er auch im Jahre 1451 gestorben ist. Köln, die alte blühende Handels- und Kaufmannsstadt, entwickelte in ihm jene eigene so sehr volkstümliche Lebensauffassung, die gleich aufrichtig dem Religiösen wie dem Weltlichen hingegeben ist. Hier erst verschmelzen in ihm die natürlichen Anlagen seines Herzens und die schulische Erfahrung seiner Wanderjahre zu jener meisterlichen Kunst, die alle Jahrhunderte überdauert. Hier schuf er das weltbekannte Altarbild des Domes, auf dem sich alle Heiligen Kölns zur Anbetung des Kindes versammeln, hier schuf er den großen Weltgerichtsaltar und die vielen Madonnenbilder, die uns immer aufs neue entzünden. Daß seine Kunst auch in unserer Zeit verstanden und geliebt wird, bewies die Lochner-Ausstellung dieses Jahres in Köln, zu der alles Volk in dichten Scharen strömte.

Josef Johannes Link

Alarm im fernen Osten!

Vom Banditen zum Marschall

Tschanghsueliangs Lebensweg. - Der Gegenspieler des „Bismarcks Asiens"

Von Graf Andre Tolstoy

Der Verfasser unseres Artikels, ein Großneffe des berühmten Schriftstellers, hat die Lage in China an Ort und Stelle studiert. Als Offizier der weißrussischen Gegenrevolution floh er 1919 mit dem Rest der Kolchak-Armee in die Mandschurei und lernte dann während seines Aufenthaltes in China sowohl Tschiangkaischek, als auch dessen Gegenspieler Tschanghsueliang persönlich kennen.

Was Frankreich unter Richelieu und Deutschland unter Bismarck erlebte, ging in China unter Tschiangkaischek vor sich. Dieser geschulte, gewandte Oberstkommandierende der Streitkräfte von Nanking hatte es unternommen, den Feudalismus, der China in zahllose unabhängige Machtbereiche der Generäle zersplitterte, zu unterdrücken, der kommunistischen Gefahr eine Schranke zu setzen und die vielen Provinzen unter einer zentralen Regierung zu vereinigen. Der China zu einem Staat zusammenschmieden will, muß zunächst die Macht der Generäle brechen. Jahrhunderte hindurch haben sie das 400 Millionenvolk in einem unaufhörlichen Zustand des Bürgerkriegs gehalten. In den letzten Jahren aber begannen sie zu verschwinden. Entweder war es der Tod oder — entscheidende Niederlagen, die ihnen der „Bismarck Asiens" beibrachte.

Der General im Mandarinengewand

Wie in allen Ländern, in denen ein starker Staat hergestellt wurde, setzten auch in China die Bankiers Moskaus noch einmal all ihr auf eine Karte, um sich der Entwicklung entgegenzustemmen. Diese Revolte gegen den Fortschritt war im Zeichen der Mitte seit langem im Gang. Die Mobilmachung in Sikchiang war zugleich eine Mobilmachung gegen Tschiangkaischek, der die Herausforderung sofort durchschaute, ebenfalls mobilmachte und den kriegslüsternen Truppen des Generals Tschanghsueliang, ein willenloses Werkzeug Sowjetrußlands, ist klein von Statur und hat eine frauenhaft weiche Stimme. In Mandarinengewändern aus Seide, den Fächer in der Hand, pflegte er in seinem Garten umherzuspazieren. Aber in Uniform, von seinem Stab umgeben, über die Karte gebeugt, ist er ein völlig anderer Mann. Seine Laufbahn war typisch für ihn. Als Bandit wurde er mit seiner verwegenen Schar von Anhängern so gefährlich, daß ihn die Regierung aus Gründen der Selbsterhaltung zu einem General in der regulären Armee ernannte. Als er, der Tschiangkaischek unterstellt war, kürzlich in einer schweren Auseinandersetzung durch diesen eine Niederlage erlitt, hat er sich mit seiner starken Armee in die Provinz Honau zurückgezogen.

Ich diente in der Kolchak-Armee in der weißrussischen Gegenrevolution 1919. Wir wurden besiegt und marschierten, ein geschlagenes Heer, 8000 Meilen quer durch Sibirien nach Wladiwostok. 500 000 Mann begannen den Marsch, weniger als 25 000 beendeten ihn. Mit den Sowjets dicht auf unseren Fersen, überschritten wir die mandschurische Grenze bei der Stadt Hun Chun in der Provinz Kirin und wurden sofort von Tschanghsueliangs Truppen entwaffnet. Aber die russischen Kommunisten waren inzwischen schon an der Grenze, und wir fürchteten, sie würden uns auch in der Mandschurei nachstehen. Ohne Waffen waren wir ihnen hilflos ausgeliefert.

Da faßte unser Kommandant den Plan, Tschanghsueliang vorzuschlagen, daß wir seine Truppen im Gebrauch unserer beschlagnahmten Maschinengewehre unterweisen würden. Der General war einverstanden, und 100 unserer Offiziere begannen die Ausbildung, während die unsere Mannschaften einige Meilen außerhalb der Stadt im Interniertenlager blieben. Sollten die Sowjets uns nachsetzen, wollten unsere Offiziere mit den Maschinengewehren die Chinesen in Schach halten, sie zur Bewaffnung unserer Mannschaften zwingen und eine Verteidigung gegen die Verfolger organisieren. Zum Glück kam es nicht dazu, aber durch die Maschinengewehr-Instruktion kamen wir mit der Armee und den Menschen Tschanghsueliangs in enge Berührung.

Die Armee des Vorzeigegeneral

Später gab uns der Marschall ein Bankett in seiner Residenz in Mukden. Er erschien in chinesischen Gewändern und aß von der reich besetzten Festtafel mit den chinesischen Stäbchen, während für uns schweres Silberbesteck bereit lag. Der Zweck des Bankettes war, die Schaffung einer Luftwaffe für seine Armee zu besprechen. Er kaufte europäische Maschinen und wählte aus unserer Kavallerie seine Piloten. Die Bewaffnung seiner Armee wurde ständig modernisiert und enthielt nun bereits Maschinengewehre, schwere Artillerie und sogar Panzerzüge.

Schließlich gab uns Tschanghsueliang die Freiheit wieder. Begleitet von einer kleinen Eskorte schickte er uns zu Fuß von Hun Chun nach Kirin. Wir waren unbewaffnet. Das Gebiet war von Banditen bevölkert, und, wie es vorauszusehen war, wurden wir eines Tages in einem Dorf, wo wir übernachteten, überfallen. Der Kommandant der Eskorte floh, und die Eskorte selbst schloß sich den Banditen über. Man plünderte uns von den Dorfbewohnern was nicht niet- und nagelfest war, während wir Weißrussen sehr freundschaftlich behandelt wurden. Sie boten uns scheinbar für russische Brigaden, die Pech hatten und vertrieben worden waren; da wir somit eine Art von Brüdern waren, kleideten und speisten sie uns und waren sehr enttäuscht, als wir es ablehnten, uns ihnen anzuschließen.

Wie wir es auf unserem Marsch gesehen hatten, waren die Soldaten Tschanghsueliangs und die Briganden die besten Freunde. Das ging so weit, daß Truppen, die zur Bekämpfung der Wegelagerer-Banden ausgeschickt wurden, den Räubern durch bestimmte Feuersignale selbst Meldung von ihrem Kommen gaben und so rechtzeitig warnten. War ein Briganden-Führer reich genug, so brauchte er nur eine Provinz, und aus einem verfolgten Wegelagerer war über Nacht ein General geworden. Nicht anders war es bei Tschanghsueliang.

Straße in Sianfu

Ein Bild von der Hauptstadt der chinesischen Provinz Shensi, die im Mittelpunkt der chinesischen Ereignisse steht. (Atlantic, K.)

Die Zauberyacht von Santa Margherita

Besuch beim „Herrscher des Aethers"

Marconi, der erste Rundfunkreporter der Welt

Die neuesten Pläne des großen Erfinders

Die „Elettra", das schimmernde weiße Schiff, auf dem Gualielmo Marconi, der „Bezwinger des Aethers", mit seiner Frau und seinem Töchterchen lebt, liegt im Hafen von Santa Margherita. Jedermann an der Riviera di Levante kennt diese geheimnisvolle Yacht, die einen der genialsten Erfinder unserer Zeit beherbergt. Die Kluge Marconia, der von Mussolini zum Mitglied des großen Faschistischen Parteirates berufen wurde, schmückt ein Bild des Duce mit der eigenhändigen Widmung: „Dem Senator Marconi, dem Maler des Raumes und dem Beherrscher des Aethers". Hier arbeitet ein bescheidener, vornehmer Mann, dem die Welt viel zu danken hat, an neuen großen Plänen.

Marconi war von Kindheit an ein leidenschaftlicher Bastler gewesen, und als er im Jahre 1894 von der Existenz der sogenannten Herh-Wellen hörte, beschäftigte ihn der Gedanke, ob man denn diese Wellen, die durch den Aether schwingen, nicht auch zur Sendung von Botschaften auf drahtlosem Wege verwenden könne. Der damals erst 20jährige Techniker hielt es für ausgeschlossen, daß er als erster auf diese Idee gekommen sein sollte. Dessen ungeachtet unternahm er mit seinem Freund Mangani nach dieser Richtung hin Versuche, die für die moderne Radiotechnik von unwälzender Bedeutung werden sollten.

Mit Taschentuch und Donnerbüchse

Marconi konstruierte sich einen Sender und beauftragte den Freund, sich mit einem selbst gebastelten Empfänger in 100 Meter Entfernung aufzustellen. Er werde mit seinem Empfänger drei Punkte, die im Morsealphabet den Buchstaben S bedeuten, in den Aether senden, und der Freund sollte mit einem weißen Taschentuch winken, wenn er die drei Punkte wirklich auffangen könne. So geschah es. Unter atemloser Spannung stellten sich erst ein, als Marconi im Jahre 1898 als erster Rundfunkreporter der Weltaufrat. In Irland fand eine große Segelregatta statt, bei der hohe Wetten getätigt worden waren. Der Erfinder hatte im Auftrag einer irländischen Zeitung sein Sendegerät auf einem der beteiligten Boote aufgebaut und sah fortlaufend die Resultate des Rennverlaufes bekannt. Stündlich erschien eine Extraausgabe der Zeitung, um die sich das Publikum buchstäblich raufte. Die erste drahtlose Sportreportage war ein gewaltiger Erfolg — auch in finanzieller Hinsicht.

Als dann gar Marconi kurze Zeit später mit seinem Zauberapparat der englischen Königin Viktoria einen Dienst leisten konnte — der Prinz of Wales, der spätere Eduard VII., hatte sich auf seiner Yacht den Fuß gebrochen, und Marconi gab von Bord der „Osborne" fortlaufend Funkberichte über sein Befinden — da krönten sich die Geldgeber, um diesen genialen junoen Erfinder zu unterstützen. Das historische Telegramm, das Marconi der Königin Viktoria drahtlos übermittelte, hatte den Wortlaut: „Seine Königliche Hoheit hat eine ruhige Nacht verbracht, der Zustand des Knies ist zufriedenstellend. Marconi". So entstand im Jahre 1898 der erste regelmäßige drahtlose Telegraphendienst, der doppelte Bedeutung gewann, als durch ihn bereits am ersten Tage ein Schiff aus schwerer Seenot gerettet werden konnte.

Ein „S" jagt übers Meer

Aber der Erfinder hatte längst andere Pläne. Er errichtete an der Küste von Cornwall 1901 eine große Sendestation, mit der er das kühne Experiment seines Lebens unternehmen wollte: Nachrichten über den Ozean bis nach Amerika zu senden. Wieder war es der Schicksalsbuchstabe S, der von Cornwall aus in einem kalten Novembermorgen in den Aether geschickt wurde, und Marconi stand mit seinem deutschen Assistenten Kemp 2700 Kilometer von dem Sender entfernt an der Küste von Neufundland. Und dann trafen ganz schwach zur vereinbarten Zeit die drei Punkte ein — sieben Jahre, nachdem der Buchstabe S durch einen Verabredungsbruch gegeben war, sagte er über das Weltmeer! Marconi war damals 27 Jahre alt.

Und heute? Marconi, der ewig Junge, bestreitet es nicht, daß er sich mit dem Problem der Todesstrahlen befaßt. „Aber es ist unwahrscheinlich", sagt er, „daß man die Todesstrahlen in der nächsten Zeit verwirklichen wird". Bedeutungsvoller für die Gegenwart sind seine Bemühungen, das Navigationsgerät einfacher und im Preise zu verbilligen. Und ganz besonderes Interesse verwendet der Erfinder auf das Studium der Kurzwellen. „Ich habe festgestellt", berichtet er, „daß ein Kurzwort wie ‚Nein' mit Kurzwelle in der Sekunde siebenmal um die Erde kreist. Wenn ich dieses Wort in meinen Sender spreche, so höre ich also pro Sekunde im Empfänger ein siebenfaches Echo. In dieser unvorstellbaren Geschwindigkeit, in der ein Wort die Welt umkreist, liegt fürwahr eine große Möglichkeit für die Nachrichtenübermittelung der Zukunft!"

zh.

Ein Archiv der Lebensretter

Die seltsame Sammlung eines amerikanischen Millionärs

In den Vereinigten Staaten ist die „Rettungsmedaille" in der Form, wie man sie beispielsweise in Deutschland verleiht, unbekannt. Trotzdem kann ein tapferer Mensch, der sein Leben in die Schanze schlägt, um einen Mitmenschen aus Todesnot zu befreien, auf ein Anerkennungsschreiben des Gouverneurs, unter Umständen sogar des Staatsoberhauptes rechnen, aber eine ehrenvolle öffentliche Auszeichnung findet nicht statt. Während in unserem Lande ein Lebensretter als Inhaber der Rettungsmedaille sozusagen in die Annalen der Alltagshelden eingeht, würde in USA. die Heldentat eines Lebensretters bald vergessen sein, wenn nicht — Mr. Peacock wäre, der Mann, der aus Liebhaberei sich ein „Archiv der Lebensretter" angelegt hat, in dem er seit Jahren alle Fälle von Alltagsheldentum verzeichnet.

Lokomotivführer, Bahnwärter, Schaffner, Feuerwehrleute, Aerzte, Briefträger, Piloten, Kaufleute, Kammerdiener, Straßenarbeiter — die buntesten Berufe findet man hier nebeneinander, und alle verdienen es, der Vergessenheit entrissen zu werden, weil sie im Dienste der Nächstenliebe das Größte aufs Spiel setzten, was ein Mensch zu vergeben hat: das Leben.

Wir wollen ein paar Fälle aus diesem Archiv des stillen Heldentums herausreißen, das seit seinem Bestehen in Philadelphia von vielen Interessenten besucht wurde, sehr zur Freude seines Stifters, der selbst sein Leben einem einfachen Fabrikarbeiter verdankt, der ihn vor dem Ertrinken bewahrte. Mr. Peacock beschäftigt ein eigenes Ausschnittbüro, das ihm alle Fälle von Lebensrettungen, soweit darüber Zeitungsmeldungen erscheinen, zuschickt. Und dann beschäftigt sich der Millionär das notwendige Material dazu, ein Photo des Retters, einen von ihm verfaßten Bericht und die Aussagen der Geretteten.

Das Heldenlied eines Eskimos

Da ist zum Beispiel das Heldenlied des Eskimos Manak, der als Bewohner der Südspitze Labrador amerikanischer Staatsbürger ist. Manak war es, der eine Polarexpedition, die dem sicheren Tode verfallen war, dadurch rettete, daß er drei Tage und drei Nächte durch Eis und Schnee eilte, um Hilfe zu holen. Und dann trat er, bescheiden von einer Rettungskolonne, ohne auszuruhen, den Rückweg an, um den Freunden rechtzeitig Unterstützung zu bringen. Oder da ist der Lokomotivführer, der von seiner Maschine aus sah, wie drei Knaben auf einem vereisten See einzubrechen waren. Er stoppte sofort seinen Zug, rettete die Ertrinkenden, übergab sie einem Arzt, um sodann wortlos die Fahrt fortzusetzen. Man ließ die Tragödie eines 18jährigen Kindermädchens, das in ein brennendes Zimmer eindrang, um zwei schlafende Kinder zu bergen, wobei es selbst tödliche Brandwunden erlitt. Die Heldentat eines Zeitungsverkäufers, der sich vor ein durchgehendes Pferdegespann warf, um eine Mädchenschulklasse, die sich auf einer Wanderung befand, vor einer furchtbaren Katastrophe zu bewahren.

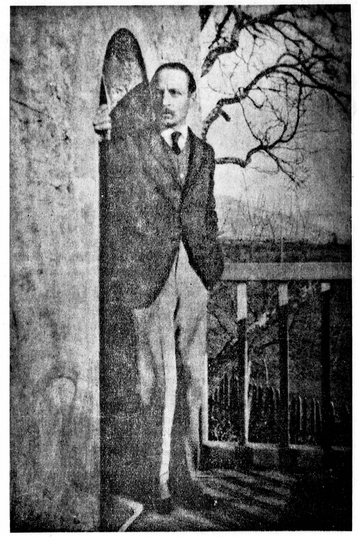
Das wunderbarste Heldenlied, das Mr. Peacock in seinem Archiv bewahrt, ist aber zweifellos das des Piloten Billy Bonthrop. Im Jahre 1926 war die Stadt Vicksburg von einer furchtbaren Ueberschwemmung des Mississippi heimgesucht worden. Bonthrop wußte, daß hier sein Bruder mit Frau und Kindern lebte. Er flog nach Vicksburg und sah, wie die Fluten den Großteil der Stadt bereits vernichtet hatten. Nur einzelne Häuser ragten noch aus dem Wasser, darunter das Haus des Bruders. Der Bruder hatte sich mit Frau und Kindern an das Dach geklammert. Bonthrop ließ eine lange Strickleiter herab und flog mit seiner Maschine dicht über das Hausdach hinweg. Dem Bruder gelang es, die Strickleiter zu erhaschen, in rasendem Tempo wurde er in die Luft gerissen, doch gelang es ihm, sich festzuhalten. Abermals kreiste der Apparat über dem Dach, so langsam, daß er beinahe abzustürzen drohte. Und auf der untersten Leitersprosse, die das Dach zu berühren drohte, stand der Bruder des Piloten, der sich nur mit einer Hand festhielt, um mit der anderen das Kind zu retten, das ihm die Frau entgegenreichte. Auf diese tollkühne Weise brachte er seine beiden Kinder in die Maschine, jedesmal mußte er mit seiner lebenden Beute die in der Luft wirbelnde Strickleiter emporklimmen! Schließlich machten die Brüder auch noch den Versuch, die Frau zu retten. Schon hatte Bonthrop von der Strickleiter aus sie erfaßt, als ihn seine Kräfte verließen. Das Ehepaar stürzte mit einem Verzweiflungsschrei in die Fluten und wurde fortgetrieben. Hilflos mußte der Pilot Billy Bonthrop dieser Tragödie zusehen. Aber die beiden Kinder waren in Sicherheit — Billy Bonthrop hat sie in sein Haus aufgenommen.

Der Löwe als Lebensretter

Es soll nicht unerwähnt bleiben, daß in das Archiv der Lebensretter auch Tiere eingetragen sind, die ihren Herren das Leben retteten. Da sieht man Bilder von treuen Hunden, die Menschen aus Todesgefahr retteten, von Pferden, von Katzen, ja, sogar — von einem Löwen. Dem Löwen Edy — er lebt heute noch — hat der bekannte amerikanische Raubtierdresseur Shi Lona sein Leben zu verdanken. Shi Lona wurde im Jahre 1934 bei einer Zirkusvorstellung in Chikago von einem wütenden Tiger angefallen. Eine unbeschreibliche Panik entstand, als man den Bowerleur blutüberströmt unter der rasenden Bestie liegen sah, die sich weder durch die Peitsche noch durch Schreckschüsse der Wärter von ihrem Opfer ablenken ließ. In der gemischten Raubtierarmee, die Shi Lona an jenem Abend vorführte, befand sich auch ein vierjähriger Löwe, der seinem bewußtlosen Herrn im entscheidenden Moment zu Hilfe kam. Er stürzte sich auf den Tiger und verbiß sich in seinem Nacken, so daß das Tier von dem Menschen abließ. Dann sah man sich zu verteidigen. Erst nach viertelstündigem Kampf konnten die Kämpfenden mit Eisenstangen getrennt werden. Ein Jahr lang rang Shi Lona mit dem Tode. Aber heute tritt er wieder auf, und sein Lieblina ist der rettende Löwe Edy, dem er sein Leben verdankt.

Rainer Maria Rilke

Zum zehnten Todestage des Dichters am 29. Dezember



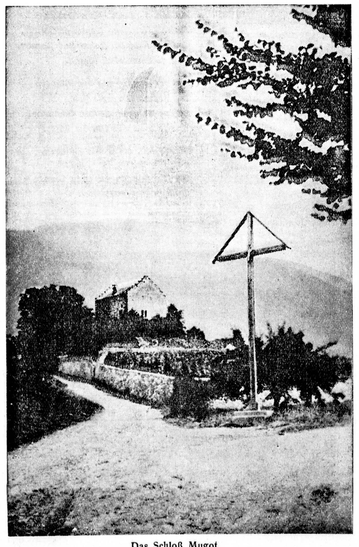
Rainer Maria Rilke

„Junger Mensch irgendwo, in dem etwas aufsteigt, was ihn erschaurn macht, nüh' es, daß dich keiner kennt. Und wenn sie dir widersprechen, die dich für nichts nehmen, und wenn sie dich ganz aufgeben, die, mit denen du umgehst, und wenn sie dich ausrotten wollen, um deiner lieben Gedanken willen, was ist diese deutliche Gefahr, die sich zusammenhält in dir, gegen die listige Feindschaft später des Rußmed, die dich unsichächlich macht, indem sie dich ausstreut. Bitte keinen, daß er von dir spräche, nicht einmal verächtlich. Und wenn die Zeit geht und du merkst, wie dein Name herumkommt unter den Leuten, nimm ihn nicht ernster als alles, was du in ihrem Munde findest." Es sind Rilkes eigenen Worte, die er seinen Malte Laurids Brigge aufzeichnen läßt, und sie stehen für sein bewegtes Leben: was kennt man schon von ihm, der ohne festen Wohnsitz und ohne Abreise da und dort war, der anonym und unbekannt durch die Schönheiten vieler Landstriche ging und die Traurigkeit großer Städte, der die weiten, einsamen Steppen Rußlands, wo die Volkserzählungen unermüdlich wie ein heller Born unterm moosdunklen Stein springen, im Schauen aufnahm, den Norden, auf den ihn wohl einer seiner Lieblingsdichter, J. P. Jakobsen vorbereitet hatte, die Dome Italiens, die Fürstenschlösser mit ihren altersdunklen Bildern und verblichenen Seiden und Brokaten, Capri, Frankreich, das Land Auguste Rodins. Was kennt man schon von ihm, der sich schließlich in die Einsamkeit des alten Schloßturmes von Muzot in der großartig gestürmten Wallliser Bergwelt zurückzog, fern von allen Menschen, wo nach langen Jahren des Schweigens „wie ein Gewitter" die „Duineser Elegien" aus ihm herausbrachten und er am 29. Dezember 1926 der Leukämie erlag, jener seltsamen Krankheit, da der ganze Körper plötzlich zu einem einzigen Kriegsschauplatz widerstreitender Kräfte wird und die weißen Blutkörperchen stärker als die roten geworden diese und das Leben verzehren.

Wir haben seine Werke vor uns und von den ersten Gedichtbänden, wo sich Eigenes nur zaghaft andeutet, Bänden wie „Traumgekrönt", „Frühfrost" und „Mir zur Feier", und wir sehen die Gewalt, so geheimnisvoll und anziehend, die von seinen musikalischen und auf der Sprache wie auf einer vollöntigen Geige spielenden Strophen ausgeht, wachsend über das „Stundenbuch" und die „Weise von Liebe und Tod des Cornets Christoph Rilke", den „Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge", bis zu der „Sonette an Orpheus" und den „Duineser Elegien". Wir haben die Übersiedlungszeit der Werke im Fortschritt der Jahre, aber wir haben eine Welt vor uns, die sich verwandelt. Und je mehr wir uns bemühen, sie in ein überschaubares Bild zu bringen desto dichter scheint sich dieses Bild zu verhängen, bei dem man an jene kühnen Gestaltungen der Gotik denken muß, wo zugleich Geburt und Tod, Seligkeit und finstere Abgründe geschaut werden. Die Größe des Problems, dem hier nicht nachgegangen werden kann, hat Hermann Pongs kürzlich gesagt: „Rilkes dichterische Erscheinung, widerspröchlich, fragwürdig, immer großartig zugleich, ist wie ein Rätsel in die Zeit gestellt, ihr zur Lösung aufgegeben. Immer wieder verführt er zu Deutungen, eine schießt sich vor die andere, das Bild nur tiefer verdunkelnd. Wer sich gläubig seinen Worten hingibt, ist schon verloren, er sieht sich in ein Labyrinth versetzt, aus dem kein Ariadnefaden führt. Man muß die Kraft haben, durch diese verführerischen Worte hindurchzublicken auf den Grund der Existenz, aus der sie gesprochen sind, und man muß den Mut haben, den Blick durchzuhalten, auch wo diese Existenz nur selber verzehrend nach Grund sucht."

Eine zauberhafte Gewalt ist von diesem stillen Menschen ausgegangen, der die Menschen, die ihm auf seinem Lebenswog begegneten, nicht entgehen konnten. „In der Unterhaltung mit Rilke", so erzählt Gustaf Pauli in seinem eben erscheinenden Erinnerungen „kam ich mir wie ein Dickhäuter vor und hatte im übrigen das Gefühl, allein mit ihm zu sein, auch wenn andere um uns herum waren, denn das Gegenwärtige wurde unwesentlich und schien zu verblassen, wenn er sprach . . . Im seiner Erscheinung war der zierlich gebaute blonde Mann mit dem gleichsam horchend vorgestreckten Kopf in aller Einfachheit sehr gepflegt. Dem entsprach die Deutlichkeit seiner vollkommen dialektfreien Rede, bei der sein klangvolles Organ nie angestrengt zu werden brauchte. Es entsprach ihm auch die kalligraphisch feinere Handschrift seiner Briefe."

Eine kleine Erzählung von Dora Gelbrich, die dem Dichter persönlich näher kam, mag noch dazu beitragen, von seinem Bilde etwas zu verlebendigen: „Der Meister sprudelte förmlich immer von neuem Arbeitsfreude, Kraft und Mut aus. Geistig müde habe ich Rilke nie gesehen. Irgend etwas fand er immer und überall, das ihm Anregung gab. Ich erinnere mich: der Abend seiner Abreise von Paris. Ich war müde, erschöpft von Reisevorbereitungen, kaum fähig, ein Wort zu reden. Ein Gedränge am „Gare du Nord", diesem häßlichsten aller Bahnhöfe. Aber auch hier noch fand Rilke eine künstlerische Stimmung mitten in dem hastenden Getriebe:



Das Schloß Muzot, wo der Dichter die letzten einsamen Lebensjahre verbrachte

Die Felsenkirche zu Raron, an der Rilke begraben liegt

„Sieh dort hinten diese Dämmerung der Nebelluft mit den verstreuten roten und grünen Lichtern. Wie ein herrlich graues Gewand mit Edelsteinen!" Und schon sprach er von allerhand schönen Dingen; „Es gibt oft ähnliche Stimmungen im Leben wie hier auf diesem Bahnhof; diese ungebuldigen, wütenden Menschen und doch wird man immer wieder etwas Schönes finden können, wie wir es eben gesehen haben. Das mußt du nie vergessen. Immer aufnahmebereit bleiben, das übrige ist nicht für uns."

Dieses „Immer aufnahmebereit sein" geht über seinem ganzen Leben und Schaffen. Seine Dichtungen sind „erfahren"; diesem Worte selbst begegnen wir bei keinem Dichter so häufig wie bei Rilke, der weiß: „Alle Kraft die wir fortgeben, kommt, erfahren und verwandelt wieder über uns. So ist es im Gebet. Und was gibt es wahrhaft Getanes, das nicht Gebet wäre?" Im „Malte" sagt er: „mit Versen ist so wenig getan, wenn man sie früh schreibt. Man sollte warten damit, und Sinn und Süßigkeit sammeln ein ganzes Leben lang und ein langes womöglich und dann, ganz zum Schluß, vielleicht könnte man dann zehn Zeilen schreiben, die gut sind. Denn Verse sind nicht, wie die Leute meinen, Gefühle (die hat man früh genug) — es sind Erfahrungen. Um eines Verses willen muß man viele Städte sehen, Menschen und Dinge, man muß die Tiere kennen . . . man muß Erinnerungen haben . . . Und es genügt noch nicht, daß man Erinnerungen hat. Man muß sie vergessen können, wenn es viele sind, und man muß die große Geduld haben, zu warten, daß sie wiederkommen. Denn die Erinnerungen sind es nicht. Erst wenn sie Blut werden in uns, Blick und Gebärde, namenlos und nicht mehr zu unterscheiden von uns selbst, erst dann kann es geschehen, daß in einer sehr seltenen Stunde das erste Wort eines Verses aufsteht in ihrer Mitte und aus ihnen ausgeht." Wie sich bei Rilke Denken, Fühlen und Glauben verweben mit dem „Gewußten" und „Erfahrenen" möge ein Gedicht zeigen, von Adolf von Grolman bezeichnet als „vielleicht bedeutsame Gedicht, in welchem sein dichterisches Wissen um das Raunen der Historie, sein adliger Familiensinn und seine religiöse Schau am unverhörtesten sich vermischen, wo — genau wir auf einem archaischen oder frühgotischen Gebilde — das Aeußerste an Hoch-Mut und Demmstein zusammenklingt", die

Auferstehung:

Der Graf vernimmt die Töne,
er sieht einen lichten Riß,
er weckt seine dreizehn Söhne
im Erbbegräbnis.
Er grüßt seine beiden Frauen
ehrerbietig von weit —;
und alle voll Vertrauen,
stehn auf zur Ewigkeit
und warten nur noch auf Erich
und Ulriken Dorotheen,
die sieben- und dreizehnjährig
(sechzehnhundertzehn)
verstorben sind in Flandern,
um heute vor den andern
unbeirrt herzugehn.

Zehn Jahre ist nun schon der Mund des Dichters Rainer Maria Rilke verstummt. ruht seine sterbliche Hülle an der schweren Mauer der Felsenkirche zu Raron unter von immergrünem Efeu umrankten Grabhügel, dessen Gewinde sich schon um das kleine schwarze Kreuz schlingen. Er, der zu seinen Lebzeiten „der Dichter der Wenigen" war, hat jetzt größte Kreise erobert, wenn man von der Zahl der verkauften Bücher auf die Zahl der Leser schließen darf. Seine Werke erleben in erstaunlich kurzen Abständen immer neue Auflagen. Uebertragungen ins Französische, Italienische, Englische, Russische, Polnische sind geleitet. Von seiner Formkraft ist noch immer in der Durchschnittkraft unserer Tage abzulesen. Rilke ist eine wirkende Macht Große Einschränkungen sind in der reichen und noch immer anschwellenden Rilke-Literatur gegen ihn gemacht worden: vom Politischen und Volkhaften her, denn seine Dichtung ist tatsächlich mehr universaler als volkhafter Natur. (Paul Valery hat Rilke als „europäischen Gebietden deutscher Nation" bezeichnet), vom Religiösen her. denn Rilke hat sich späterhin „vom Christentum leidenschaftlich entfernt", wie er es in einem Brief ausdrückt. Eine Verteilung seines Werkes von der geistigen Gesamtlage des Volkes her ist aber, wie Hermann Pongs sagt, in die Zeit gestellt und ihr zur Lösung aufgegeben.

Hubert Butterwegge.

Fotos: Aus dem im Insel-Verlag erschienenen Buch von Lou Andreas-Salomé „Rainer Maria Rilke" (1), ion Kurt Herbig, den Haag (2),

Nicht alle haben einen Heiligen Abend

„Nicht alle haben einen Heiligen Abend!“ Wie eigenartig mutet uns dieser Satz an, der einer vergangenen Zeit angehören könnte. Gibt es heute noch Menschen, die nicht Weihnachten feiern können? Brennt nicht im neuen Deutschland auch dem unbemittelten Volksgenossen ein Weihnachtsbaum? Haben nicht Tausende und Millionen Arbeit gefunden, die vor einigen Jahren noch ihr Weihnachtsfest in trauernder Stimmung verbrachten? Und doch leben mitten unter uns Menschen, vielleicht schon der Bruder, die Schwester, vielleicht unser Nachbar, für die es keinen Heiligen Abend gibt. Nicht, weil sie etwa zu arm wären, sich das Fest zu verschönen, sondern weil sie auch am Tage der Weihnacht eingespannt bleiben in das Räderwerk eines vielfältigen Getriebes, ein Räderwerk, das nicht stillstehen darf, weil es Lebensnotwendigkeit und Lebensbedürfnis von Millionen von Volksgenossen geworden ist. Nicht immer ist der Beruf friedlich und gefahrlos. Der Kampf gegen die Elemente, gegen das Unheil in jeder Gestalt geht weiter, fordert sein Opfer, den Einsatz des Lebens jener, die auch am Tage des Friedensfestes keine Rast kennen dürfen. Gewiß, es wird ihnen jener Tag als Feiertag ersetzt, aber wird er wirklich ersetzt? Ist ein Sonntag ebenso wie jene weihevollen Stunden? Vielen von uns wäre schon der Gedanke unmöglich, diese Stunden fern von dem Zuhause zu verbringen, und wenn wir an jenem Heiligen Abend am Lichterbaum stehen, wollen wir auch ihrer gedenken, die jetzt schon wieder eingespannt sind in Hast und Unrast ihres Berufes.

Die Kerzen am Weihnachtsbaum erstrahlen. Vor freudiger Erwartung, die Wangen gerötet, drängen sich die Kinder um den Gabentisch. Aus dem Lautsprecher ertönen getragene, weihevolle Klänge. Weihnachten, das Fest des Friedens ist da. Aber während die Wellen des Aethers die Botschaft des Heils in Hütten und Paläste tragen, steht der Sprecher am Mikrophon, spielt das Orchester im Senderaum, singt der Chor, steht der Maschinenmeister an den mächtigen Generatoren, überhaupt ist der ganze Stab Angestellter aufgeboten, der zu einer Rundfunkübertragung gehört. Für sie gibt es keinen Heiligen Abend. Für sie ist auch er ein Abend angespannter Arbeit, lediglich verschönt durch das Bewußtsein, Millionen von Menschen eine Weihnachtsfreude zu bereiten.

Ueber der Nordsee liegt eine kalte Dezembernacht. Nichts ist anders, als an irgendeinem Abend. Unablässig blinkt die lange Reihe der Elb- und der Weserfeuerschiffe ihr Feuer in die Nacht hinaus, das treu bewacht wird von seiner Besatzung. Im Lotsis brennt der Lichterbaum. So feiern sie hier draußen Weihnachten auf vorgeschobenen Posten, im Kampf mit den Elementen für die Sicherheit ihrer Volksgenossen.

Hell strahlen die Kerzen am Weihnachtsbaum. Aber plötzlich kommt eine Flamme dem Schmuck zu nahe, einem dürren Zweig. Schon züngeln Flammen empor. Der Weihnachtsbaum brennt! Weiter klettern die Flammen an Gardinen, Möbeln. Zu lähmendem Schreck hat sich die Weihnachtsfreude gewandelt. Laute Hupensignale tönen vor der Straße herauf. Die Feuerwehr! Auch für diese wackeren Helfer aus Feuersnot gibt es keine Weihnachten. Im Gegenteil, für sie ist der Heiligabend anstrengender, aufreibender denn je. Trotz vielfältiger Warnungen, trotz aller Vorsichtsmaßregeln ereignen sich Christbaumbrände zu Dutzenden, zu Hunderten an einem Abend. Für die Feuerwehr ist das Weihnachtsfest das Signal zu höchster Alarmbereitschaft.

Während in den ersten Wohnungen bereits Weihnachtsfriede und Weihnachtsstimmung eingekehrt sind, hasten auf der Straße noch die letzten Menschen, die letzten Geführte vorüber, die alle noch rechtzeitig zum Christfest kommen wollen. Hochaufgerichtet steht der Verkehrsschutzmann da. Um ihn brandet der Verkehr der Großstadt. Verkehrschupos Weihnachten! Und dann, wenn der Straßenverkehr abgeebbt ist, patrouilliert er immer noch mit hallendem Schritt durch die leeren Straßen. Auch am Weihnachtsabend ist die Polizei nicht von ihrer Aufgabe befreit, über Leben und Eigentum der Mitbürger zu wachen.

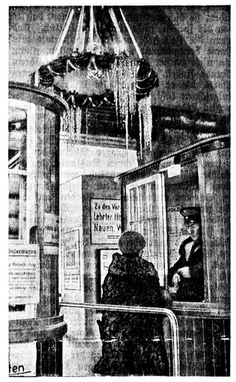
Noch am späten Abend klingelt die Elektrische durch die Straßen, hupt der Autobus. Der Verkehr der städtischen Beförderungsmittel darf nicht aussetzen. Wohl wird durch Ablösung dafür gesorgt, daß die Beamten, wenn auch spät, ihr Weihnachtsfest feiern können. An ihre Stelle treten Beamte, die bereits mit ihren Familien unterm Weihnachtsbaum versammelt waren.

Ueber die weite Ebene donnert der D-Zug. Der Lokomotivführer erfüllt seine Pflicht am Heiligabend ebenso wie zu anderen Tagen, zugleich mit ihm das Heer von Weichenstellern und Bahnhofsbeamten. Für sie und die Reisenden brennt in der Bahnhofshalle ein mächtiger Lichterbaum und sorgt dafür, daß auch auf das Hasten des modernen Verkehrs ein Abglanz von Friede und Ruhe fällt.

Indessen sitzt die Telephonistin in der Fernsprechzentrale vor ihrem Schaltapparat, verbindet Brandmeldungen, Unglücksmeldungen und die letzten Verabredungen von Menschen, die das Weihnachtsfest gemeinsam verleben wollen. Zu gleicher Zeit sitzt auch der Telegraphendeamte vor dem tickenden Morseapparat. Fernsprech- und Telegraphenbetrieb dulden keine Unterbrechung, ebensowenig wie der Betrieb in den Elektrizitäts-, Gas- und Wasserwerken. Auch hier sorgt eine, wenn auch stark verminderte Belegschaft für den Fortgang der Arbeit.

Für alle diejenigen, die am Christfest in der Fremde weilen, halten Hotels und Gastwirtschaften ihre Pforten offen. Die Angestellten dieser Betriebe opfern ihre Weihnachtsruhe, um ihren Gästen einen Ersatz für die Weihnachtsfeier im eigenen Heim, im Kreise der eigenen Familie zu bieten.

Durch die hochgehenden Wogen des Weltmeeres stampft und schlingert das Schiff. Hoch oben auf der Kommandobrücke der wachhabende Offizier. Mögen sie unter Deck Weihnachten feiern, ihn bindet die Pflicht. Dasselbe Bild unten im Maschinenraum. Der riesige Schlund der Feuerung ist unersättlich.



Er muß auch am Heiligen Abend die Fahrkarten „knipsen“

Weihnachten, das Fest des Friedens und der Liebe! Nicht immer, nicht für jeden, und doch zieht sein gewaltiger Zauber auch den in den Bann, von dem Beruf und Pflicht das Höchste erfordern.

Deutsche Weihnachten

Markt und Straßen stehn verlassen,
Still erleuchtet jedes Haus,
Sinnend geh ich durch die Gassen,
Alles sieht so festlich aus.

An den Fenstern haben Frauen
Buntes Spielzeug fromm geschmückt,
Tausend Kindlein stehen und schauen,
Sind so wundervollt begückt.

Und ich wandre aus den Mauern
Bis hinaus ins freie Feld,
Hehres Glänzen, heiliges Schauern!
Wie so weit und still die Welt!

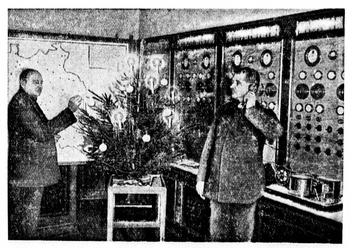
Sterne hoch die Kreise schlingen,
Aus des Schnees Einsamkeit
Steigt's wie wundersames Singen –
O du gnadenreiche Zeit!

Eichendorff

In der Kaserne

Der Christbaum im Speisewagen

Die Köche des Hapagdampfers feiern nach anstrengender Arbeit den Heiligen Abend



Weihnachten in der Meldezentrale der Feuerwehr (Erich Zander 3, Hapag, Scherl Bilderdienst.)

Welt der Frau

So wurde das Lied „Stille Nacht, heilige Nacht“

Schnee und eisgewordener Regen jagt der grimmige Winter des Jahres 1818 gegen die winzigen Fenster des Schulhauses zu Arnsdorf. Heulend wühlt der Sturm um das kleine Gebäude, als zagere er sich über das sanfte Licht, das er nicht löschen kann da drinnen im traulich warmen Stübchen, wo Franz Gruber wie so manches Mal einer lauschenden Kinderschar gar feine Geschichten erzählt oder sie liebliche Liedlein lehrt. Heute erzählt er von Maria und Joseph, dem obdachsuchenden, heiligen Paar. — Plötzlich klopft knarrend die Türe auf, erschrocken springen die Kinder auf. Eine junge, schwächtige Frau, gestützt von einem älteren Mann, der schützend den Arm um sie legt, tritt ein. Hinter ihnen eine Schar Armenhäusler in größter Erregung.

Erstaunt erhebt sich Franz Gruber: „Ei nun, was soll das?“ — „Herr“, tönt die liebliche Stimme des jungen Weibes bangzitternd an sein Ohr, „sie jagen hinter uns her, wir sollen aus dem Dorf, es seien genug Arme hier. —“ und leise, schmerzlich „— doch — ich kann nicht mehr.“ So weh klingt es von den blassen Lippen, so notvoll und flehend ist der Blick der dunklen Augen, daß Franz Grubers stets hilfsbereites Herz in erbarmendem Mitleid dem fremden Paar sich erschließt. Die schimpfenden, ihm drohenden Armenhäusler und die Kinder schickt er hinaus. Kurz entschlossen behält er die armen Leute in seiner Wohnung.

„Einer wird Gott's lohnen“, murmelt die junge Frau, als Franz Gruber den beiden die Türe zum einfachen Schlafstübchen öffnet. In tiefes Sinnen versinkt er. Warum sind die Menschen so herzherzig, warum eilt es so wenig wehrt, tatbereites Mitleid für des Nächsten Not? — Aus seinem schmerzlichen Grübeln weckt ihn der Bote des Bürgermeisters, er bringt ein Schreiben. Endlich soll er aufhören, jedes herzulaufende Lumpenpack in der Schule zu beherbergen, sonst könnte er selbst des Weges ziehn. — Das Blatt entfällt seiner Hand. Wie leicht ist Verjagen, wenn man selbst im Warmen am reichgedeckten Tisch sitzt. — Ein bitteres Lächeln umspielt seinen Mund, sein gequälter Blick sucht das Haus des reichen Wiesenbauern, dessen anmutiges, warmherziges Töchterlein seine innige Liebe erwidert. Niemand darf darum wissen! Das reiche, feine Dirndl und er, der arme Schulmeister! Nun soll er gar das Dorf verlassen, da muß er das zuckende Herz fest verschließen, denn sein Marie soll ihm nicht ins Elend folgen — und anders handeln, als er tat, das kann und will er nicht. Ein echter Christ will er sein, bedenke des heute am Vorabend der heiligen Nacht.

Ein heftiger Windstoß drückt das schlechtschließende Fenster auf und wirbelt ein Blatt vom Tisch herunter. Franz Gruber schrickt zusammen, er greift nach dem engbeschriebenen Blatt. Ach so, die Verse. Ganz vergessen hat er, daß sein Freund Josef Mohr, der Kantor des Dorfes, ihn gebeten, eine Melodie dazu zu suchen. Die alte Orgel ist entzwei, nun möchte der Kantor mit dem neuen Lied seine Gemeinde in der Christmette erfreuen.

Wie kann Franz Gruber weihnachtliche Weisen finden mit einem Herzen voll Weh und Gram und nagender Sorge? Da kommt aus der Schlafkammer leiser Sang. Mit weicher, süßer Stimme singt die fremde Frau ein altes Wiegenlied:

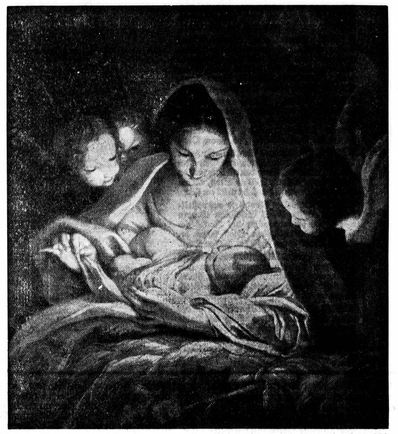
. . . Was trug Maria unter dem Herzen, Ehrie eleison! Wieder klingt zarter Wiegengesang aus der Kammer. „Dort, dort!“ ruft Burgl mit verklärtem Gesichtchen und geht behutsam zur Türe. Sie schaut durch einen Ritz. „Da sind sie ja, da ist Maria und Joseph, nun kommt das Christkind bald.“ — Ganz versunken mit gefalteten Händen sinkt klein Burgl in die Knie und flüstert ihren Weihnachtsspruch:

„Weil du zu uns kommen bist,
Du lieber, heil'ger Christ,
sag ich heut: Ich hab' die schön . . .“

Franz Gruber schaut und schaut. — Licht wird es in seinem schmerzverdunkelten Herzen. Ja, er will singen, will christestjubelnd singen. Diese Nacht, in der Mette, soll seines Freundes Lied erschallen, soll freuderingend der Gemeinde künden vom ewigen Geheimnis der Christgeburt. — Klein Burgl kniet unbeweglich. Sanft hebt Franz Gruber sie auf und zieht das Kind bewegt an sich. In ihm singt und klingt es:

„Stille Nacht, heilige Nacht,
Alles schläft, einsam wacht
Nur das traute, hochheilige Paar.
Holder Knabe im lockigen Haar
Schlafe in himmlischer Ruh' . . .“

So fand in dieser Christnacht des Jahres 1818 Franz Gruber sein unsterbliches Lied.



Carlo Maratti („Das deutsche Bild“, M.)

WEIHENACHT

Nun stehen alle Erdenbäume
in tiefes Schweigen tief versenkt.
Die Sterne schwingen durch die Räume
wie Ahnungen der Lichterträume,
mit denen Weihnacht uns beschenkt.

Nun naht auf engelsfrommen Flügeln
die heilige Nacht voll Glanz und Glück.
In Judas Tal, auf Judas Hügeln
strahlt Gott, und alle Bäche spiegeln
den hohen Glanz jubelnd zurück.

Nun möcht' ich Baum und Bach und Sterne
und Tal und seliger Hügel sein,
so wartend still, so menschenferne,
so ganz allein, ach, wie so gerne,
und sehr bereit fürs Kindelein:

Damit sein Friedensreich gelänge
in mir zu reisser Gnadenpracht,
und ich wie hundert Glocken sänge,
weil Erdennot und Erdenenge
auch Weg sind in die Weihenacht.

Fürstin und Bauer

Am 16. August dieses nämlichen Jahres (1762) standen sie vor der Kaiserin Maria Theresia, die vierundvierzig: Bauern, Schmied und Gerber, Krämer, Huter, Zimmermann und drei weißhaarige Pfarrer.

Demütig und stolz zugleich, wie die Berge die Menschen formen, standen sie in dem Porzellansaal von Schönbrunn — mit verwitterten Gesichtern und zergerbten Händen, wie die gute Erde selbst und der leibhaftige Acker, der da in den unfruchtbaren Marmor getommen war und sein Wesen nitgebracht hatte: Ainbutter, goldein wie der große Tag, Sommesvolle, und in feingeflochtenen Weidenkörbchen den Käse der jungen Eisch Meraner Aepfel. Die waren köstlicher als alles Obst, das die steifen Pagen auf Silber und Kristall an die Tafel der Majestäten trugen.

Der Kaiserin war es, als träume sie; als versänken der Saal, der Thron und die Krone; als höre sie wieder das Kind im spanischen Mückelein, und ein längst verjunkener Wintertag stand auf mitten im heißen, rosenüberreifelten Sommer von Schönbrunn.

Da fuhr sie mit ihrer Aia im klingelnden Schlitten über das weiße Land, an dem großen Wasser hin, das durch ihr Reich rauscht und Donau heißt, in das große Haus voll schwarzer Mönche und singender Knaben.

Da war ein großer Saal, schön und reich wie dieser, und in seiner von barocken Engeln umflügelten Fensterecke hatselte der pausbackige Tiroler Pater die Krippe zurecht: das Christkind auf dem Stroh, den Weihnachtsstall vor den Toren von Betlehem und rund herum die Tiroler Berge mit Burgen und Mühlen, Bergwerken und Gehöften. Gemsen und Jägern, Hirten und Bauern. Die stiegen von den Bergen und standen vor dem Kleinen König, genau wie die Vierundzwanzig da: adlernasig, mit verwitterten Gesichtern, Wolle, Butter, Obst und Kamm in den zerfurchten Händen.

Maria Theresia sahe die Spange, und die schwere Seide ihres Mantels glitt an ihr nieder. Sein Purpur hatte sie umflossen als eine Wolke, die sie von allen Sterblichen trennte. Nun stieg sie vom Throne und trat zu den Bauern und war nicht mehr die Majestät, nur mehr die Mutter ihrer Millionen und das Weib, das sich aus den eisigen Höhen der Krone nach der warmen, mütterlichen Erde sehnte.

Ob sie noch immer ihre alten Reppen aufstellten, fragte die Monarchin.

„Ei ja, Majestät. Wenn unser Landl am schönsten und stillsten ist, holen wir sie vom Dachboden, gwaschn sie ehrebietig und bestehrt der Gurter von Sankt Jörgen. Der hatte eine daheim, die brauchte die hasse Stube, und jede Weihnacht tämmte er um streitwillen den Tisch, die Stühle und die Bänke aus und aß mit seinem Weib, seinen zwölf Kindern und Knecht und Dirn in der Diele.

„Und wenn die Krippe steht und das Christkind im Stroh da liegt“, erzählte der Gurter weiter in seiner bedachtsamen Art, „dann singen wir dem kleinen Herrgöttlein unsere schönsten Weisen.“

„Singt!“ bettelte die Kaiserin, inbrünstig, schier wie das hungrige Karrnerkind um ein Stücklein Brot, um ein Lackl warme Suppe.

Da stellte der Gurtner seinen Koxh Nepel hin, und der Salzhauser legte seinen Butterknollen dazu. Der Kallgatter von Gratsch hielt immer noch ehrfürchtig die Rolle Pergament in der hasen Hand. Darauf standen Punkt um Punkt die Klagen der Landschaft: Wegen Maut und Zoll, Monopol und Forstgesetz, wegen der Einfuhr der welschen Weine und mancherlei örtlicher Unbill und Bedrängnis, vor allem aber wegen der kleinen Münzen und des großen Unwillens und Auflaufs, den sie im Lande gezeitigt hätten.

Alle die Klagen, Punkt um Punkt, sollten die erkorenen Vierundvierzig in dieser seltsamen Audienz vor das Ohr der Kaiserin tragen. Sie aber sahen nur mehr ihr kaiserlich königliches Auge, ihr mütterlich warmes Angesicht. Sie falteten die Hände und sangen:

„Es wird schon glei dumper,
es wird ja schon Nacht.
Drum komm' i zu dir her,
mein Heiland, auf d' Wacht.
Will singen a Liedel
dem Liebling, dem kleinen.
Du magst ja nit schlafen,
i hör di ja weinen.
Hei, hei, hei, hei, schlaf süaß,
herzliebs Kind!

Vergiß jatz, o Kindel,
dei Kummer, dei Leid,
daß du da mußt liegen
im Stall auf der Heid!
Es sieren ja die Engel
bei Tiegerklatt aus.
So schön, sag i, ist nit
der Kaiserin Haus.
Hei, hei, hei, hei, schlaf süaß,
du lieb's Kindl!“

Leise, wie man in der Christnacht singt, das allerholdseste Kindlein nicht zu wecken, hatten die Sänger begonnen. Lauter, wie beim Morgte-Amt in der glashellen Frühe setzten sie wieder ein. Und zu guterletzt war es ein einziger Jubel von Schwoben und Schalmeien. Ueber alle Berge her klangen sie in das alte Lied, in den Saal der kalten Spiegel und steifen Perücken und lockten und lockten . . .

Die Sehnsucht nach dem Angesicht seiner Kaiserin hatte Südtirol entkommen. Nun flammte in der Kaiserin die Sehnsucht nach diesem ihrem allerschönsten Lande auf.

„Ich will kommen . . wenn es am allerschönsten und am stillsten ist“, gelobte sie insgeheim.

„Ganz still will ich kommen, nicht wie die Kaiserin durch ihr Reich fährt . . . Auf meinem Schloß Tirol, im Kranz seiner hohen Berge will ich weiße Weihnacht feiern.“

Den Sängern aber schenkte sie von den neuen Talern, die man ihr eben blitzblank von der Kaiserlichen Münze gesandt hatte.

Die tragen die Vierundvierzig in hoher Ehrfurcht heim, löteten sie daheim an die schwere, silberne Uhrkette und erzählten . . . vor allem aber und ohne Ende bis an das Grab . . . benedeiend von der allermildesten Kaiserin.

(Entnommen der „Meraner Mär“ von Maria Veronika Rubatscher, der südtiroler Dichterin. Ein geschichtstreuses Bild einer bewegten Zeit. Voll Märchenglanz, der bis zum heutigen Tag die mütterliche Gestalt der Kaiserin Maria Theresia umgibt. Voll Christnachtzauber und zugleich christlich-symbolischer Tiefe im Höhepunkt der Erzählung: in dem Weihnachtserlebnis der Kaiserin in den Tiroler Bergen. G. Grote, Verlag, Berlin 1936.)

Keine Weihnachten ohne einen Weihnachtsgast

Immer wird die Gastlichkeit des Hauses in erster Linie von der Frau bestimmt. Wohl ist es natürlich, wenn der Mann, der Wochen und Monate in der Trockenstube der Arbeit stand, ein paar Festtage ganz für sich und seine Hemdte haben möchte, um einmal wirklich nur „daheim“ zu sein. Und doch sollte es möglich sein, diesen an sich berechtigten Wunsch mit dem Gebot der Zeit, das wie ein Notruf ans Herz dringt, in Einklang zu bringen. Sind wir denn nicht in unseren Wollen und Flicken, auch im Wegen und im gläubigen Betreten neuer Wege stärker, klarer und sicherer geworden, seitdem die Erkenntnis über uns hereingebrochen ist, daß es nicht mehr um unser kleines Einzel- und Familienleben geht, sondern um das große Ganze, das gesunden und erstarken muß an der Liebe und Opferfreude des einzelnen?

Solch ein neuer Weg, der vielen bisher noch fremd und unverschlossen war, ist der: Weihnachten feiern mit einem Menschen, der ohne uns einen freudlosen Abend hätten würde, dem das Leben oder ein hartes Schicksal die Kraft nahm, selbst sich ein Weihnachtslicht zu entzünden, und der nun abseits der hellen Festfreude stehen würde, wenn wir ihn nicht bitten, unser Gast zu sein an diesem christlichsten und lieblichsten aller Heimfeste. In vielen Familien ist es wohl Tradition, am Weihnachtsabend eine arme, bedürftige Familie zu bescheren. Aber ein Gast bei unserer Familienfeier? Würde dieser Feier nicht ihr Eigentlichstes und Schönstes genommen? So sehr ist dieses Fest verflacht und verweltlicht, daß wir den zwingenden Zusammenhang des Weihnachtsgeheimnisses mit irgendeiner eigenen Tat christlicher Gemeinschaftsliebe gar nicht mehr empfinden. Hier liegt das eigentliche Mißverstehen des christlichen Geschehens der Weihnachtsnacht, daß die Christen den Weg finden von Mensch zu Mensch, vom Ich zum Wir, den persönlichen Weg, den alle großen Liebenden der Tat gegangen sind, den Weg des persönlichen Hinfindens des einen zum anderen.

Ein schwerer Weg, denn nichts gibt der Mensch so ungern auf wie das Persönliche, das er sich im Denken und Fühlen, in Gewohnheit und Brauch, in der Atmosphäre des häuslichen Lebens geschaffen hat. Aber auch gerade das Kennzeichen wahrer und echter Liebe, die auf Letztes und Liebstes verzichten kann, wenn eine Not es fordert. Es darf ein Opfer sein. Mitbergebrachtes, das uns teuer ist, zurücksetzen, um ein Ziel der Liebe zu erreichen. Die Erkenntnis einer Zielforderung, die auf verschiedenste Weisen Volksverbundenheit schaffen will, läßt auch die äußeren und innerlichen Vorausssetzungen finden, sie zur Tat werden zu lassen.

Wer soll unser Weihnachtsgast sein? — ein Kind? — oder ein Erwachsener? Wo Kinder sind, singt sich ein Kind leichter ein. Die kleine Schar findet unsichere zueinander, und es bleibt den Eltern doch eine genußsame Stunde, miteinander in der Wärme und Traulichkeit des Heimes den Heiligabend zu verbringen. Sind keine Kinder da, nur große da, kommt wohl ein Erwachsener in Betracht. Vielleicht ein junger Mensch, der allein steht, auf den keine Mutter und kein Zuhause wartet; oder ein einsames Alter, dessen Hände zu müde geworden sind, sich selbst noch ein Bäumlein zu schmücken. Die besonderheit unseres Hausbackes, vor allem auch unsere teckliche Leistungsfähigkeit wird die Wahl bestimmen. Denn darauf kommt es an: daß wir imstande sind, diesen Menschen wirklich wie einen lieben Gast unserem Kreise einzufügen. Daß er sich nicht als „Ueberflüssiger“ fühlt, dem nur barmherzig Speise und Trank gewährt wird, sondern als Freund, der aus dem Herzen heraus zu Gast gebeten ist. Etwas von seinem Leben, seinen Verhältnissen müssen wir schon wissen, um ihm wie einem Bekannten zu begegnen, um auch ihm einen kleinen Gabentisch richten zu können, seiner Person und seinen Verhältnissen angepaßt. Das brauchen keine großen wertvollen Geschenke zu sein; ein Etwas, als heimlicher Wunsch erfüllt, nimmt alles Fremde weg, wie die Sonne den Schnee, und schafft ein Vertrautsein, das zueinander führt.

Wir aber sind die eigentlichen Beschenkten; denn wir sind dem Sinn des Festes unendlich viel näher gekommen.

G. L.

Festlichkeiten im Winter

Um die Weihnachtszeit werden wir zu Hochzeiten und Gesellschaften eingeladen, zu denen wir ein festliches Kleid haben müssen. Zarte Seidenstoffe, weicher Tuft mit eingewebten Blumenmuster und Brokateffekten, flechtende, dumpfe Seide in zeisigen und violetten Tönen, durchsichtige Seidensamte, interessante Cloquéstewebe verarbeiten wir zu diesen eleganten Kleidern, die mit kurzen Puffärmeln besonders jugendlich wirken und durch Stöffchen oder Tunikateile ihre modische Form erhalten.

B 27082

K 39236

K 22250

K 39265 K 22177

Zeichnungen: von Produkt
Modelle aus der Monatszeitschrift „Bayers Mode für Alle"

K 39254

K 39272

K 39265. Sehr gefällig ist die Festtarbeit am Brautkleid aus fumpfer weißer Seide, dessen Rock vorn miedrartig anfteigt. Erf. 5,80 m Stoff, 95 cm breit. Bunte Beyer-Schnitte für 92 und 100 cm Oberweite.

K 22177. Braut- oder Abendkleid aus weißer Seide, auch in farbig oder schwarz nachzuarbeiten. Pasie und Armeleinsatzteile aus Spitzenstoff. Erf. 4,65 m Stoff, 95 cm breit, 1,25 m Spitze, 90 cm br. Bunte Beyer-Schnitte für 96, 104 cm Oberweite erhältlich.

B 27082. Neuartige Abendjacke mit aparter Verarbeitung im Rücken. Sie verwandelt das große Abendkleid zum Anzug auch für kleinere Festlichkeiten. Erf. 1,70 m Stoff, 95 cm br. B. B.-Schn. f. 88, 96 cm Obw.

K 39236. Ein reizendes Tanzkleid für junge Mädchen. Leichte buntgemusterte Seide ergab das Material. Samtbandschleife im Ton der Blüten. Erford. 5,70 m Stoff, 85 cm br. Bunte Beyer-Schn. f. 96 u. 92 cm Obw.

K 22250. Stilvolles Abendkleid aus pastellfarbener Spitze. Das Schößchen ist vorn mit in die Teilungsnähte des Rockes gefaßt. Erforderlich 6,50 m Stoff, 90 cm br. Bunte Beyer-Schn. für 92 u. 100 cm Obw.

K 39254. Großes Abendkleid in besonders kleidsamer Linienführung. Die vorn verschlungenen Schulterteile begrenzen hinten den tiefen Rückenausschnitt. Erf. 4,65 m Stoff, 95 cm br. B. B.-Schn. f. 92, 100 cm Obw.

K 39272. Interessantes Theaterkleid in der neuen Kaiserform. Die Raffung des Halsausschnittes wird durch eine Seidenquaste gehalten. Erf. 5,10 m Stoff, 95 cm breit. Bunte Beyer-Schnitte f. 92 u. 100 cm Obw.

Viele Festtage – wenig Arbeit

Eine Reihe von Feiertagen, wie sie dieses Jahr das Weihnachtsfest und Neujahr mit sich bringen, stellen an die Hausfrau auch im Hinblick auf den Küchenzettel besondere Anforderungen. Sie möchte nicht die ganzen Festtage hindurch am Kochherd stehen, sondern die Feiertagsruhe nach all der Hetze der letzten Wochen genießen. Da greift sie zu Gemüse- und Obstkonserven, die ihr in reicher Auswahl und den verschiedensten Qualitäten zur Verfügung stehen. Wie bequem läßt sich zum Beispiel zu einer kalten Fleischplatte ein Büchsengemüse verwenden oder zu einem einfachen Abendbrot aus Haferbrei ein erfrischendes Kompott von Birnen, Pflaumen, Mirabellen, Reneklohden geben. Sehr köstlich ist auch ein Salatgericht aus Leipziger Allerlei oder Spargel und Bohnen, zubereitet mit Essig usw. Suppen und Tunken aus Tomatenmark sind auch zu empfehlen. Es sind der Hausfrau die verschiedensten Möglichkeiten gegeben, aus der reichen Auswahl der uns zur Verfügung stehenden Gemüse- und Obstkonserven für die Feiertage wohlschmeckende Gerichte auf die einfachste Weise herzustellen.

v. B.

Karpfen zu Weihnachten und Neujahr

Die vorsorgliche Hausfrau fängt beizeiten an, den Küchenzettel für die Festtage zu überlegen, damit sie in Ruhe alles Notwendige besorgen kann. Eines steht fest: An einem Tag muß es Karpfen geben. Wie soll er zubereitet werden? Es geht zwar am schnellsten, ihn blau zu kochen, aber die zum blauen Karpfen notwendige Buttertunke gibt uns zu denken. Also bringen wir ihn einmal in anderer Form auf den Tisch. Es gibt eine ganze Reihe von Möglichkeiten. Sehr beliebt ist zum Beispiel der Karpfen in Biertunke. Als Grundlage ist dazu eine braune Mehlschwitze erforderlich, die mit Brühe und Braunbier abgelöscht und mit Pfefferkuchen, dem Karpfenblut, Zwiebel und Suppengemüse tüchtig durchgekocht wird. Nachdem sie süßsäuerlich abgeschmeckt, aber noch nicht gesalzen wurde und durch ein Sieb gestrichen ist, läßt man die vorbereiteten, mit Salz eingeriebenen Karpfenstücke darin garziehen.

Auch die folgende Vorschrift ergibt ein gutes Karpfengericht: Wasser, Zwiebel, Pfefferkörner, Lorbeerblatt, Salz, der Saft und die Schale von einer Zitrone werden aufgesetzt und langsam zum Kochen gebracht. Die Karpfenstücke werden in das kochende Wasser gelegt und darin gedämpft. Sind sie gar, so holt man sie heraus, hat sie in eine Schüssel, auf der man sie später anrichten will und setzt sie warm oder auf Dampf. Nun gießt man die Tunke durch ein Sieb, sämt sie mit einer Mehlschwitze an (seine Milch hinzutun!) und fügt vor dem Auftragen ein Stück Butter hinzu, nachdem man die Tunke vorher mit Gewürz und Weinessig abgeschmeckt hat. Die kochende Tunke wird über die Fischstücke gegossen.

Will man ein kaltes Abendessen festlich ausgestalten, gibt man vielleicht einen Karpfen in Aspik. Hierzu wird der Karpfen gehäutet, gewaschen, in Stücke geteilt, gebläut und gesalzen. Inzwischen kocht man reichlich Suppengemüse und einige Pfefferkörner in Wasser eine halbe Stunde aus. Nun legt man die Fischstücke mit der Haut nach unten in einen Topf, gießt die Gemüsebrühe durch ein Sieb darüber und macht den Fisch in 20 bis 30 Minuten gar. Die Stücke werden aus der Brühe genommen und auf einer langen Schüssel in Fischform zusammengelegt. Die Brühe wird mit Weinessig und Zucker abgeschmeckt, mit Gelatine gesteift und vorsichtig über den Fisch gegossen. Man stellt das Gericht kalt bis zum Steifwerden. Am besten wird es am Tag zuvor bereitet.

Schachaufgabe

Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge matt.

Kontrollstellung: Weiß (6): Ke2; Sb4, e7; Lb2; Bc3, g3. Schwarz (11): Ke5; Sc5; Le8; Bb3, b5, b6, f5, g5, h6, e6, f6.

Spiel mit dem Streichholz

Es werden fünf Streichhölzer auf den Tisch gelegt und die Aufgabe gestellt, ein Viertel davon gefondert hinzulegen, jedoch darf kein Streichholz zerbrochen werden.

Wiebiel waren draußen?

Ein Lager hat eine Belegschaft von 60 Mann. Am Sonntag war Ausgang. Abends wurde der Posten befragt, wieviel Mann schon zurück seien. Er antwortete: „Es gingen nochmal so viel heraus als hereinkamen. Aber es kam doch der vierte Teil von der Zahl zurück, die drinblieb." Zuerst dachte der Wachthabende, der Posten sei krank geworden, dann überlegte er sich die Antwort und wußte, wieviel noch draußen waren.

Silbenrätsel.

Aus den 35 Silben

a — a — a — be — ci — da — di — e — e — ed — ga — gan — gly — ha — i — ja — ka — le — le — log — na — o — o — re — rin — rü — sfop — ta — ta — te — the — tus — wa — zahl — ze — zi

sind 11 Wörter zu bilden, die folgende Bedeutung haben:

1. türkische Waffe
2. weiblicher Personenname
3. Zwiegespräch
4. altnord. Gedichtsammlung
5. Märchenfigur
6. großes Fernrohr
7. Zierbaum
8. Hautpflegemittel
9. Inselreich im Stillen Ozean.
10. weiblicher Personenname
11. römisch. Geschichtsschreiber

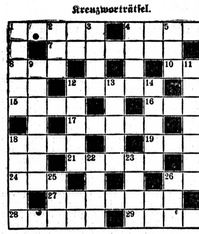
Nach richtiger Bildung der Wörter müssen die Anfangsbuchstaben, von oben nach unten, und Endbuchstaben, von unten nach oben, ein Zitat von Goethe ergeben.

Weinkarte.

Bernkastler Doktor — Eitelsbacher — Ellerer — Enghöller — Ingelheimer — Laubenheimer — Liebfrauenmilch — Liesener — Oppenheimer Goldberg — Rauenthaler — Scharzhofberger — Steinberger — Trabener — Walluigberger — Wachenheimer.

Ein Festgetränk erhält man, wenn man vorstehende Weinsorten in eine bestimmte Reihenfolge bringt und dann die Anfangsbuchstaben aneinanderfügt.

Kreuzworträtsel.



Bedeutung der einzelnen Wörter: von links nach rechts: 2. Raubtier. 4. ausländische Münze. 7. deutscher Schauspieler und Theaterdirektor um 1800. 8. Brotaufstrich. 10. Gestein. 12. Mönchsgewand. 15. weiblicher Vorname. 16. Werkzeug. 17. Altberliner Original. 18. Wurfball. 19. griechische Göttin. 21. Fehllos. 24. griechische Göttin. 26. Anfiedlung. 27. Mühlenbesitzer. 28. Aufstellung. 29. Körperorgan; von oben nach unten: 1. Beleuchtungskörper. 2. Aggregatzustand des Wassers. 3. Kletterpflanze. 4. deutscher Nibelolied. 5. feierliches Lied. 6. Hunnenkönig. 9. Stadt in Holland. 11. Pilz. 12. Tonstück. 13. Schreibstoff. 14. Fläche. 18. Glasmasse. 20. tierische Drüse. 22. Einsal. 23. schweizerischer Freiheitsheld. 25. nordwestdeutscher Fluß. 26. Bad am Spessart.

Auflösungen aus voriger Nummer.

Schachaufgabe: 1. Se2—b4, c6×b4 (e4), 2. Da4—e7 matt. — a) 1. . . . . Sd3 beliebig, 2. La3—c1 matt, — b) 1. . . . . Db5 beliebig auf a8 bis h1, 2. Sb4—c6 matt. — c) 1. . . . . Db5 beliebig auf b3 bis g8, 2. Sb4—d3 matt.

Richtig getippt?: Des Rätsels Lösung liegt in der Tatsache begründet, daß der 100-Meter-Läufer etwa 0,4 Sekunden — mindestens — beim Start verliert. Er läuft also bei — sagen wir — 10,2 Sekunden tatsächlich die 100 Meter in 9,8 Sekunden. Bei der 4×100-Meter-Staffel wird nur einmal aus dem Stand gestartet, während die drei anderen Läufer vor dem Stabwechsel neben dem Vormann herlaufen und bei dem Stabwechsel bereits in vollem Lauf sind. Der Verlust durch den Start fällt also fort. Angenommen, alle vier Sprinter laufen gleichmäßig 10,2 Sekunden, so müßte die Staffel in 39,6 Sekunden bewältigt werden.

Silbenrätsel: 1. Wechsel, 2. Alba, 3. Ranzen, 4. Marburg, 5. Emme, 6. Napier, 7. Hagenow, 8. Ell, 9. Neckar, 10. Beifuß, 11. Stunde, 12. Triller. — Warmer Herbst, langer Winter.

Bilderrätsel: Gutes Werkzeug ist halbe Arbeit.

Kreuzworträtsel: Die Wörter bedeuten: Von links nach rechts: 1. Regatta, 5. Sole, 6. Amme, 8. Inn, 9. Herz, 11. Horn, 13. Edda, 16. Hela, 18. Tee, 19. Ente, 20. Rand, 21. Kamerad. — Von oben nach unten: 1. Rose, 2. Belz, 3. Tanz, 4. Amor, 5. Schwede, 7. Einhard, 10. Rad, 12. Ode, 14. Dank, 15. Atem, 16. Herr, 17. Land.

Wie stark war die Gesellschaft? Die Gesellschaft war 48 Personen stark, 36 Männer und 12 Frauen.

Rätsel: Das Verdienst — Der Verdienst.

Die Weihnachtskrippe

Von Fritz Müller, Partenkirchen

Gewiß, ein Onkel aus Amerika, das war er schon, der alte Onkel Samuel, der um diese Weihnacht aus Amerika zurückkam. Zurückkam nach fünfundsechzig Jahren, nachdem er als kleines Bübsein mit den Eltern ausgewandert war. Mit Sack und Pack auf einem Segelschiff ausgewandert in ein Land, in dem es niemals Wurzeln schlug, so wenig wie die Eltern.

In dem man allerdings sein Fortkommen hatte, in dem man keine Not litt, in dem man seine Tagespflicht herunterarbeitete, in dem man heiratete, Kinder kriegte, welche wieder ihre Tagespflicht herunterarbeiteten, bis sie starben — Frau und Kinder, nur der alte Samuel blieb übrig. Uebrig mit seinem weißen Haar, seinem kleinen Häuschen, seinem properen Hausrat, seinem bescheidenen Bankkonto und seinem — ihm was noch?

Als er Anfang Dezember in Baltimore ruhelos sein Haus durchstrich, immer auf der Suche nach eben jenem „was noch?", als er schließlich unters Dach kam, als er in einer verstaubten Ecke einen noch verstaubteren Sack fand, als er mit Verwunderung auf diesem Sache deutsche Worte aufgemalt fand, als er mit steigender Verblüffung feststellte, daß es ein Sack aus einer deutschen Brauerei war, ein Sack mit einer unwahrscheinlich weit entfernteren Jahreszahl, als er aus eben diesem Sack behutsam eine Krippe wickelte, eine deutsche Weihnachtskrippe mit Hirten und der Heiligen Familie, mit Stall und mit dem güldnen Weihnachtsstern darüber — da wußte er's. Da wußte er, wonach er auf die drei, vier Jahre, die er noch zu leben hatte, auf der Suche war: Nach der Heimat.

Und da verkaufte er — in Amerika geht so was fix — das Häuschen mit dem properen Hausrat, hob sein Konto ab, verschaffte sich eine westwärtige Schiffskarte und —

Ja, und nun saß er — daß Christkind hatte schon geklingelt und die Familie drängte sich um einen arg bescheidenen Gabentisch — nun saß er bei den einzigen Verwandten, die ihm in der Heimat noch geblieben waren.

Als Onkel aus Amerika saß er da. Als der Onkel, von dem man sich an diesem Abend jene große Ueberraschung erwartete, von der die kleine Buchhalterfamilie ein ganzes Jahr lang geträumt hatte. Und die jetzt fällig war. Jetzt oder nie.

Alle hatten sie dem Onkel was geschenkt. Der ein Notizbuch, die ein paar selbstgestrickte Socken, jeder eine Kleinigkeit, wie es eben die Mittelleder einer nicht pensionsberechtigten Buchhalterfamilie erschwingen konnten.

Und jetzt äugte man verstohlen nach dem Gabentisch, wo er sah, der alte Onkel aus Amerika, und wartete, wartete . . .

Ob er wohl in seine Tasche nächst dem Herzen greifen würde und ein Sparbuch von tausend Mark hervorzöge — jene tausend Mark, die gerade nötig waren, um mit ihnen die Anzahlung auf das Zweizimmerblockhaus vor der Stadt zu leisten, das man seit Jahr und Tag umsichtig, dessenwegen man mit dem gleichbesitzenden Besitzer bis heute verhältlich unterhandelt hatte, da er eben auf dem glatten Tausender bestand, während mit vereinten Kräften schon ein Fünfhunderter aufzubringen gewesen wäre — Herrgott, dies geliebte Blockhaus, wenn der Onkel Samuel es ihnen verschaffen wollte, wie wollten sie ihn da brausen Sonntag, Sonntag, wenn man aus der Stadt entfliehen konnte, pflegen, lieben, halsen, küssen —

Warum griff er nicht in seine Tasche? Warum schaute er nur selbstvergessen in den Lichterbaum, den er zuletzt als fünfjähriger Bub gesehen hatte?

Waren das nicht Tränen, die ihm die indianisch braun gewordenen Wangen herunterliefen, deutsche Tränen?

War das nicht ein Sack, ein deutscher Sack, den er unter seinem Lehnstuhl hervorzog, ein Sack mit einer Brauerei und einer unwahrscheinlich weit entfernten Jahreszahl als Aufschrift? Ein Sack, aus dem der Onkel aus Amerika jetzt eine Krippe wickelte, eine Weihnachtskrippe mit Hirten und der Heiligen Familie, mit Stall und mit dem güldnen Weihnachtsstern darüber? Eine Krippe, die er ihnen zitternd überreichte: „Ihr wißt ja reich ist er nicht, einer Onkel aus Amerika aber doch; sein Bestes und sein Liebstes aus Amerika, das hat er auch zur Weihnacht mitgebracht — da, Kinder, nehmt."

Rührung und Enttäuschung, Enttäuschung und Rührung in einer wunderlichen Mischung. Einer Mischung, die schießpulverartig zusammengesetzt schien, weil sie mit schwer zurückgehaltenen Kräften nach Entladung drängte. Das Fündhola eines Wortes war genügend. Nur anzustreichen wäre es gewesen.

Aber als es von dem Anstrich auf der Reibefläche eben knistern wollte, schellte es. Eintrat ein Junggeselle aus dem oberen Stockwerk, der seit Jahren sich ein wenig an dem Lichterbaum im unteren Stockwerk wärmen durfte. Aufseher war er im Museum.

Er sagte, was man eben sagt, wenn Fremde da sind. Er unterbietet sich mit den Kindern. Er bekannte pflichtgemäß die kleinen Gaben. Plötzlich stutzte er. Die Krippe — sie war in die Hand.

Was der Hausherr dabei dachte, war ihm vom Gesicht zu lesen. „Stellen Sie den alten Bettel auf die Seite — wir schämen uns, daß unser Onkel aus Amerika uns mit solchem Zeug gekommen ist."

Der Aufseher drehte jede verwitterte Holzfigur um, wieder um, wurde aufgeregt, suchte, suchte —

„Ha!" rief er plötzlich, „hab ich's nicht gewußt: Samuel!"

„So heiß ich", lächelte der Onkel.

„Echt Samuel", nickte der Buchhalter.

„In der Tat, ein echter Samuel — das ist ja wunderbar — das ist ja — ist ja — in einer Viertelstunde bin ich wieder da."

Er war verschwunden. Betreten saßen sich die andern an. Schweigsam aßen sie das Abendbrot. Verlegen wischten sie den Mund. Da — es schellte heftig.

Der Aufseher kam und mit ihm ein anderer Herr. Beide aufgeregt auf die Krippe stierend. Ein Gabrche, Brillenrücken, Wispern und schon legte der fremde Herr die Krippenteile sorgsam auseinander, wie man's tut, wenn man das Zusammenpacken im Sinn hat. Aber dann besann er sich.

„Entschuldigung, Herr Mittermaier — ich vergaß mich vorzustellen: Gallenkamp, Direktor des staatlichen Museums. Ich gratuliere Ihnen, gratuliere mir, gratuliere unserer Sammlung — Sie verstehen."

„Nicht ein Wort."

„Diese Krippe — Samuel —"

„So, dort sitzt er, unser Onkel."

„Ach was Onkel! Den berühmten Holzbildhauer meine ich — fünfzehntes Jahrhundert —, zwei Krippen gibt's von ihm — Literaturnachweis — die eine ist bei den Franzosen-Zügen umgekommen — ewig schade — so was gab es in der Welt nur einmal — wollte sagen, zweimal — die zweite, die verschollene, steht hier — wie ich höre, wurde sie Ihnen geschenkt — Sie können über sie verfügen?"

„Allerdings."

„Nun gut, fünftausend kann ich Ihnen für sie bieten — reeller Wert — nicht unterboten — Staatsinstitut — einen Tausender habe ich aus dem Verfügungsfonds gleich mit mitgenommen — als Anzahlung — darf ich bitten — Quittung ist schon ausgeschrieben — hierher wenn Sie Ihren Namen setzen wollen . . ."

Buchhalter Mittermaier blickte etwas hilflos nach dem Onkel, fragend.

Der nickte freundlich: „Wenn sie den Wert hat und wenn viele sich in Zukunft daran freuen können — gerne."

Frau Mittermaier hatte den Tausender an sich genommen. Mit beiden Händen hielt sie ihn verehrend in die Höhe. Die Kinder hatten zu spielen aufgehört. Sie drängten sich um ihren Vater.

„Federhalter — rasch!" rief der.

Sie brachten ihn. Herr Mittermaier schrieb. Die beiden Herren vom Museum hatten alles eingewickelt, ringsum die Hände geschüttelt: „Selbstverständlich wird Ihr Name im Museum aufgezeichnet — nicht nur im Jahresbericht — nein, in der Halle, wo die Stifter eingemeißelt stehen — guten Abend, guten Abend . . ."

Sie waren fort.

Die im Zimmer sah'n sich an. Frau Mittermaier faßte es zusammen: „Kinder, Kinder, unser Blockhaus draußen im Grünen!"

Herr Mittermaier ergänzte: „Unser Name — Stifter — eingemeißelt — Onkel Samuel, du bist doch wirklich unser lieber, lieber Onkel aus Amerika —!"

Im Lehnstuhl lächelte es nachsichtig von einem, der am Uebergang zu einem Reich steht, wo seine Krippe mehr geschnitzt zu werden braucht, wo sie Wirklichkeit zu werden und verheißen ist: „Schon gut, Kinder, schon gut — aber denkt mal, meine Gabe hätte nicht den Wert gehabt, den ihr die beiden Herren zudiktierten, sondern nur den Wert der Liebe eines schlichten Gebers, der euch eine Freude machen wollte —?"

„Wollte, wollte!" schrien sie, umhalsten ihn, umtanzten ihn, die Alten und die Jungen, „nicht machen wollte, liebster, bester Onkel — nein, gemacht hat — hat — hat —!"

Und hätten ihn aufs Haar erdrückt vor Liebe. Zwei, drei Jahre vor der Zeit, bevor er ohnehin die Wanderung zu jener Krippe angetreten hatte, von der alle Krippen dieser Welt nur schwacher Schimmer sind.

Ein Dichter faltet die Hände

Weihnacht bei Theodor Storm

Aus einem Kammerfenster in der Nähe des Stadttores blinkt noch um Mitternacht ein Licht: das Studierzimmer Theodor Storms. Des ehrsamen Kreisrichters von Heiligenstadt. Oft sitzt er dort am Schreibtisch und grübelt und schreibt bis tief in die Nacht hinein. Oder morgens ganz früh, wenn die Hähne noch nicht gekräht haben.

Was mag er wohl heute in der Christnacht so lange dort sitzen? Frau Constanze hat schon einige Male durch die Tür gemahnt, er möge sich endlich zur Ruhe legen. Die schwere Krankheit, von der er kaum genesen, könne sich klugs wieder einstellen und dann — wer weiß — ob es noch einmal so gut ablaufe. Theodor Storm hat nur eben den Kopf aus den Händen genommen, Frau Constanze dankbar angesehen und weiterschrieben. In Liebe und Fürsorge haben Constanze Mundwinkel gezuckt, aber sie ist jedes Mal wieder mutig gegangen.

Zur grauen Stadt am Meere flogen die Gedanken des Mannes. Konnte ein Fremder je ermessen, wie sehr er unter der Trennung gelitten? Zehn Jahre waren vergangen, zehn Jahre

Stille Nacht — Heilige Nacht Hermann Schiebel / (Deike M)

HEILIGE NACHT

Unter dem Schnee die Erde im Winterraum
Sternenglocken läuten im Himmelsraum,
Harfen klingen in leuchtender Engel Hand.

Leise, wie Windesflüstern, du hörst es kaum,
Lachend wie Silber, sprühend wie Weißenschaum, –
Tannen lauschen im schimmernden Festgewand.

Tausend Demanten glühern am Waldesſaum
Flammen, die nicht verlangen, in Busch und Baum! –
Heut' ist die ganze Erde seliges Land!

war er fort von der Heimat, aber immer mächtiger zog sie ihn in ihren Bann mit dem Zauber ihrer schlichten Schönheit. Mit dem grauen Strand war er verwurzelt mit allen Fasern seines Herzens. Aber seines Bleibens war dort nicht gewesen, als diese herrliche Land nicht mehr deutsch bleiben sollte. Er hatte es gewagt, den Fremden zu widersprechen ohne Rücksicht darauf, was nachher kommen würde. Schmerz und Zorn über die traurigen Ereignisse hatten ihn überwältigt, als er in jenen Tagen schrieb:

„Ein Wehe nur und eine Schande,
Wird bleiben, wenn die Nacht verschwand:
Daß in dem eigenen Heimatlande
Der Feind die Bundeshelfer fand.
Daß uns von unseren eignen Brüdern
Der bittre Stoß zum Herzen drang,
Die einst mit deutschen Wiegenliedern
Die Mutter in den Schlummer sang."

Aber die feste Zuversicht, daß seine Heimat einst im Ring des großen Reiches liegen würde, hatte er niemals aufgegeben. „Mich leidet, mein Herz! Noch sollst du Freude haben; Wir haben Kinder noch, wir haben Knaben, und auch wir selber leben, Gottseidank!" Diese Worte, die er in sein Tagebuch geschrieben, gingen ihm durch den Sinn. Seine Kinder mußten freilich fern von der grauen Stadt aufwachsen, sie hörten nicht das feierliche Rauschen des Meeres, so wie es in seine Jugend geklungen hatte. Oft noch immer Tag für Tag der dichte Nebel auf den Dächern der Stadt lag und sie so ernst, so feierlich machte? Ob im Sommer die Heide noch so herrlich blühte, seine Heide mit den roten Blumen und dem blauen Himmel und den bunten Schmetterlingen? Und der große, starke Mann am Schreibtisch sank immer mehr zusammen und weinte tränenlos. So war das Leben immer gewesen: eine brennende Sehnsucht hinausgehalten in die Zeit, ein Schmerz, der nicht zu enden schien.

Man wurde freilich hart in diesem Kampf und das war gut. Er hatte das Schicksal immer wieder gemeistert trotz aller Tränen. Wäre er nicht an dem Heimweh verblutet, wenn die rauhe Hand des Schicksals das Banner nicht regulliert hätte? Er warf sich vor, dem Kampf oft aus dem Wege gegangen zu sein. Er kam sich zu wenig mannhaft vor. Bei der heutigen Weihnachtsfeier mit seinen Kindern, Frau Constanze und dem Bruder hatte er sich bange gemacht, sobald die Erinnerungen von früher in ihm aufgestaut waren. Tapfer wäre es gewesen, das überwiegende, aufwallende Gefühl, das durch seinen ganzen Körper strömte, zu überstimmen mit der Not der Wirklichkeit.

Als er dann aber alle seine Gefühle Kindertorheiten schelten wollte, da stand auf einmal wieder groß und ernst die Heimat vor seinen Augen. Er durchlebte im Vaterhause die Wunder der Weihnacht. In der großen Stube waren die Lichter angezündet. Der Tockelof summte. Die braunen Kuchen und Pfefferniisse standen auf dem Tisch. Der Vater und die Kinder warteten auf die Gäste, während in der Wohnstube der Weihnachtstisch hergerichtet wurde. Die Dielenlampe brannte feierlich hell. Knaben drängten sich vor der Haustür und sangen mit hellen Stimmen Lieder. Bald wurden die Herzen am Tannenbaum angezündet. Er strahlte und glitzerte voll silberner Fäden. In buntem Papier waren leckere Bonbons eingewickelt, die die Kinder nachher naschen durften. Eier, Nüsse und Tannenzapfen waren mit Gold überzogen. So wie im Elternhause war es auch heute wieder gewesen, eine gemütvolle deutsche Weihnacht, auf die sich die Alten wie die Jungen von Herzen freuten. Theodor Storm erinnerte sich jetzt an jene Weihnacht, als er bei Abend durch die Straßen der Universitätsstadt schlenderte und ein armes Kind beschenken durfte. Da erlebte er die große Christnachtfreude an sich selbst. Weihnacht! Das war ein schönes und feierliches Wort. Das klang nach frommen Liedern und heimatlichen Kirchenglocken. Weihnacht! Das jubelte die Heimkehr von weiten und wilden Menschen zu sich selbst in die Lande. Weihnacht! Das meldete die Botschaft von der Geburt Christi.

Weihnacht! Nun klang ihm das Wort immer in die Ohren. Er stand vom Schreibtisch auf, trat ans Fenster und sah in die klare Winternacht. Ein Gefühl der unendlichen Sehnsucht stieg in ihm auf, als er die Sterne funkeln sah. Da sprach er vor sich hin die Worte, die er vor langen Jahren in der Heimat geschrieben, wobei er aber jetzt die Hände faltete und eine gleichmäßig seligmilde Ruhe in sein Herz einkehrte:

„Mir ist das Herz so süß erschrocken.
Das ist die liebe Weihnachtszeit;
Ich höre fernher Kirchenglocken
Mich lieblich heimallich verlocken
In märchenstille Herrlichkeit.
Ein süßer Zauber hält mich wieder
Andetend, staunend muß ich steh'n.
Es sinkt auf meine Augenlider
Ein goldner Kindertraum hernieder,
Ich fühle, ein Wunder ist geschehn."

Wilhelm Vernekohl.

Mißverstanden

„Man sagt, dein Name sei im Klub gestrichen worden.“

„Ausgeschlossen!“

„Na, das kommt auf dasselbe hinaus!“

(Answers.)

*

„Gerda will dich also nicht heiraten?“

„Nein, da steckt ein anderer Mann dahinter!“

„Wirklich — wer denn?“

„Ihr Vater!“ (Nachtausgabe.)

*

„Fräulein Renate“, sagte der Vertreter Bornemann und warf sich vor ihr auf die Knie, „meine Liebe zu Ihnen übersteigt alles, was in dieser Branche bisher auf den Markt gekommen ist!“ (Humorist.)

Jump als Weihnachtsmann

Zeichnungen: Ertz

Bayerische Geschichten

Ein fremder Herr kommt sehr erhitzt in eine kleine Münchener Bierwirtschaft: „Ja, mei' Herr“, sagt teilnehmend der Wirt, „Sie müaß'n ja g'rennt sei' wi—t—a g'stupter Hund!“

„Was erlauben Sie sich!“ sagt entrüstet der fremde Herr, „ich bitte mir einen andern Ton aus!“

„No, entschuldigen S' nur“, bestätigt der Wirt, „i' hab halt g'moant, weil S' schwitz'n wia—t—a Sau!“ (Heimat.)

*

Sie ist mit ihm verlobt und glücklich, aber sie kann es nicht lassen, an ihm herumzuerziehen.

Einmal sagt sie: „Man soll immer bereit sein, Opfer zu bringen, Hermann. Das Leben will es so. Mein Bruder Fritz hat jetzt ganz dem Rauchen entsagt. Wozu wärest du bereit? Je schwerer das Opfer ist, um so mehr fällt es in die Waagschale.“

Er antwortet: „Ich werde das größte Opfer bringen, das mir auferlegt werden kann; ich werde dich nicht mehr küssen.“

„Oh!“ haucht sie nur, und dann wird sie nachdenklich.

Als sie zwei Tage darauf wieder zusammen sind, fragt sie: „Hermann, ich will dir nur mitteilen, Fritz hat wieder mit dem Rauchen angefangen.“ (Neue J.Z.)

*

Herr und Frau Buchholz besuchen das Aquarium. Frau Buchholz geht am Stock, da sie Rheuma in den Füßen hat.

„Sieh mal da, ein Tausendfüßler“, sagt Buchholz, auf einen Glaskasten zeigend.

„Ach Jott, det arme Viech“, seufzt Frau Buchholz, „wenn det mal ooch bei Reißen in de Beene kriegt!“

*

Fremder beim Friseur: „Zum Donnerwetter! Jetzt schneiden Sie mich zum zweiten Male! — Wenn Sie nicht besser rasieren können, werden Ihnen Ihre Kunden bald ausbleiben!“

Lehrling: „O nein! Die Kunden darf ich ja noch gar nicht rasieren — ich rasiere nur die Fremden!“

Domino

Zwei spielen Domino. In Linz. Im Kaffeehaus.

Plötzlich rief der eine:

„Das ist nicht die Doppelnull, die du da anlegst, das ist ein Stück Würfelzucker — die Doppelnull hast du vorhin in deinen Kaffee geworfen.“ (Fliegende Blätter.)

*

„Tja — das war eine traurige Geschichte mit Steuermann Holm!“ erzählte der Schiffer Johannsen bedächtig und trank seinen Grog aus. „Er wurde ernstlich krank, und da sagte der Doktor zu uns, wir sollen ihm ein Pulver Nr. 8 aus der Schiffsapotheke geben. Aber von den Pulvern Nr. 8 war keins mehr da. Und da haben wir ihm dafür zwei Pulver Nr. 4 gegeben, und dann . . . ja, dann sagte er sich hin und starb!“ (Dagens Nyheter.)

Der Bescheid

Vor Friedrich dem Großen führte eine Dame Klage über ihren Gatten.

„Mein Mann benimmt sich für einen Edelmann skandalös“, sagte sie. „Er ist sagelang außer Haus, und wenn er daheim ist, behandelt er mich schlecht.“

Der König, dem die Bittstellerin auf die Nerven ging, entgegnete kurz: „Madame, das geht mich nichts an!“

Nun glaubte die Frau, einen Trumpf gegen ihren Gatten auszuspielen.

„Er beschimpft auch Seine Majestät“, erklärte sie.

„Meine liebe Frau“, brach der Monarch das Gespräch ab, „das geht wieder Sie nichts an!“ (Jugend.)

Ueberflüssig

„Mutti, wir haben heute Schuke gespielt!“

„So? Und hast du dich auch gut betragen?“

„Brauchte ich nicht, Mutti, ich war der Lehrer!“ (Neue J. Z.)

Gedankenlos

Ein junges Mädchen geht vorbei; der eine junge Mann bemerkt zum anderen: „Reizendes Mädchen.“ Der andere: „Kunststück — mit siebzehn Jahren ist selbst eine alte Großmutter hübsch.“ (Fliegende Blätter.)

*

Der Schneider kam um sein Geld.

Wulle zahlte nicht.

Der Schneider stieg in Saft.

Der Schneider begann zu schimpfen. Wie ein Rohrspatz.

Wulle lächelte mitleidig:

„Auf Bildung machen Sie wohl keinen Anspruch, Herr?“

Schrie der Schneider:

„Nein. Aber auf mein Geld!“

*

Der Herr Professor hatte wieder mal seine Uhr vergessen. Er gab daher einem Schüler den Auftrag, die Uhr in der Wohnung zu holen und der Frau Professor zu sagen, daß die Uhr wahrscheinlich auf dem Nachttischchen liege.

In diesem Augenblick griff der Professor von ungefähr in die Westentasche, fand darin die vergessene Uhr, zog sie heraus, sah auf das Zifferblatt und sagte: „Es ist gerade acht Minuten vor neun Uhr. Wenn du dich beeilst, kannst du bis neun Uhr wieder daheim!“

Zwei Rechenmeister

Zwei alte Teerjacken stritten sich eines Tages darüber, wer von ihnen beiden der bessere Rechenmeister sei. Schließlich sagte der Kapitän des Schiffes, er wolle ihnen eine Aufgabe zu lösen geben, dann werde es sich ja zeigen. „Also paßt auf! Eine Mannschaft fängt fünfhundert Pfund Schellfisch und bringt sie in den Hafen. Hier verkauft sie das Pfund für dreißig Pfennig. Wieviel bekommt sie für den Fang?“

Die beiden alten Burschen machten sich an die Arbeit, aber — verdorrt! — das war nicht leicht. Bald fing ihnen der Kopf an zu rauchen. Schließlich sagte der alte Gert: „Käppen, Sie müssen die Aufgabe nochmal sagen! Ich komme nicht damit zurecht.“

Und der Kapitän wiederholte: „Eine Mannschaft fängt fünfhundert Pfund Schellfisch und bringt sie . . .“

Hier unterbrach Gert ihn: „Was? Schellfisch haben die gefangen? Ich hab' immer Butttfisch gerechnet! Denn kann das ja auch nich ausgehn!“ (Jugend.)

*

Bei einer Tafel stieß ein Diener einen eisen Herrn mit einer Fleischplatte. „Ochse!“ rief der Gast wütend, worauf der Diener ruhig antwortete: „Verzeihen Sie, es kann ja wohl einmal vorkommen, daß einer den anderen stößt!“

EISZAPFEN

„Ich gehe nicht mehr aufs Eis. Im vorigen Jahr habe ich mir ein Bein gebrochen und habe drei Wochen liegen müssen.“

„Da haben Sie Glück gehabt, daß es nicht getaut hat.“

Der Optimist

„Liebe Hörer! Wir befinden uns jetzt an der Stelle des letzten großen Lawinensturzes.“

„Sie fahren wohl jetzt zum erstenmal Ski?“ „Nein, aber bestimmt jetzt das letzte Mal.“

Was sich unser Zeichner zu Weihnachten wünscht

Anzeigen im „Der 7. Tag“ haben große Werbewirkung!

Hastreiter's Kräuterkur gegen **Kropf** u. Basedow **Tee zum Trink- und Umschläge** Umfchlag u. gift. frei. Wert. Sie koftenlos Broschüre Nr. 2 **Friedr. Hastreiter Gauting** bei München

Gaumsch' Heilanstalt für **Rheuma u. ischias Kaut- u. Beinleiden** (Ekzeme, Flechten, offene Beine, Krampfadern u. a.) **Bad Driburg** - Tel. 241

Weihnachtswunsch! Wer möchte mir z. hl. Weihnachtsfest die helfende Hand reichen, um mir das letzte Weihnachtsgeschenk zum hl. Priesterstand zu erleichtern u. gleichzeitig aus größter Not u. Lage zu helfen. Gütige Zuschrift erb. unt. Nr. 1170 „Der 7 Tag“, Paderborn.

Insterieren bringt Gewinn

Knaben u. Jünglinge, die sich berufen fühlen, dem lieben Gott als Priester und **Missionare in Brasilien** zu dienen, finden liebevolle Aufnahme im **Franziskaner Missionskolleg Bardel bei Bentheim i. Hann.**

Bei Hexenschuß, Gicht, Rheuma, Ischias, Rückenschmerzen, Kopfweh mit Kräuter-Auszug **Nadalin** erweisen. Altbewährtes Hausmittel Nach 2-3 Einreibungen meistens schon Linderung. **Flasche Mk. 3.25** frk. e. Nachn. **Nadalin-Vertrieb,** Borken i. W.

Für 29.- Reichsmark ein Fahrrad mit Garantie und Freilauf - Rücktrittbremse. Original Sticker mit Aufbauanleitung, komplett RM. 36.-. Katalog über Fahrräder u. Lampen frei **E. & P. Stricker,** Fahrradfabrik Brackwede-Bielefeld 565

Nur in der Wiederholung der Anzeige liegt der Erfolg. - Das sollten Sie beim Werben beachten

Rasche Bezugsquelle **Neue Gänsefedern** mit Daunen, ungerissen, doppelt gereinigt ½ kg 2.-, allerbeste Qualität 2.50, weiße Halbdaunen 3.50, 5.- u. 5.50, gereinigte, gerissene Federn mit Daunen 3.25 u. 4.25, hochpr. 5.25, allerfeinste 6.25, Ia Volldaunen 7.- u. 8.-. Für reelle, staubfreie Ware Garantie. Vers. geg. Nachn. ab 2½ kg portofrei. Pa. Inlette mit Garantie billigst. Nichtgefall. auf meine Kosten zurück. **Willy Mantouffel,** Gänsemästerei, Neutrebbin 50 (Oderbr.). Größtes Bettfedern-Versandgeschäft des Oderbruches. Stammhaus gegr. 1858.

Grauehaare Vorzügliches Mittel. Prämiiert mit goldener Medaille. Apotheker Kg. Schulze, Nürnberg 2 Fach.

Heiraten

Weihnachtswunsch! Junge Landwirtstochter (19 Jahre, kath., angenehmes Aeußere, 40 Morg. schuldenfr. Berm., sucht passenden Lebensgefährten, dem **Einheirat** geboten wird. Angebote mit Bild u. Angabe der Vermögensverh. erw. Angeb. unter Nr. 7/1180 „Der 7 Tag“, Paderborn.

Recht deutliche Schrift erbitten wir bei ihren Anzeigen-Manuskripten!

Wer inseriert, wird nicht vergessen

Einkaufsberater für die ganze Familie ist Deutschlands größtes Schuhmusterbuch. 100 Seiten Textteil. 600 günstige Angebote. Heute eine Postkarte, kostenlos fordert es Obermeyer Preisbeispiel: Obige Stoffniederstreter mit Ledersohle Gr. 36-42 - 95 **Preiser** Überlanddienst Frankfurt a. M. MK 45

Nehmen Sie bitte bei allen Bestell., Anfragen, Beanstandungen usw. auf d. Inseraten d. „7. Tag“ Bezug. Nur so wird den Inserenten bekannt, daß die Anzeig. im „7. Tag“ bollen Erfolg haben.

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Hans Grohmann; Roman, Unterhaltung und Frauenwelt: Johanna Tops; für den kulturellen und allgemeinen Teil: Josef Johannes Link; Bildverantwortlich: die Abteilungsleiter; für den Anzeigenteil: Laurenz Offergeld, sämtlich in Paderborn. Druck und Verlag: Westfälisches Volksblatt, G. m. b. H., Paderborn. „Der 7. Tag“: III. Vj. 36: 32 181. Zur Zeit ist Preisliste Nr. 8 gültig. Anzeigen von lokalen Verkaufsgeschäften und Erziehungsanstalten, sowie Heirats- und sonstige Anzeigen privaten Charakters aus Ost- und Südwestfalen und dem oberen Eichsfeld (Provinz Sachsen) durch den Verlag Westfälisches Volksblatt, G. m. b. H., Paderborn. — Alleinige Anzeigenverwaltung für allgemeine Geschäftsanzeigen: Diplom-Kaufmann Erwin Müller, Berlin W 9, Potsdamer Straße 138.